BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pestalozzi, Johann Heinrich,

Pestalozzi's sämmtliche Schriften

Bd.: 3

Stuttgart ; Tübingen 1819
Res/Paed.th. 4335-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10926695-3

Pestalozzi's

sämmtliche Schriften.

Dritter Band.

Mit den allergnädigsten Privilegien Ihrer Majestäten des Kaisers aller Reußen und Königs von Polen, des Königs von Preußen, des Königs von Bayern, des Königs von Würtemberg, Seiner Königl. Hoheit, des Großherzogs von Baden und der Hochlöblichen Cantonsregierungen der Eidgenossenschaft.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1819.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Lienhard und Gertrud.

Ein Buch für das Volk.

Dritter Theil.

Dritte Auflage.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1819.

Gertrud und Lienhard.

Dritter Theil.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

§. 2.

Wirkung dieser Predigt.

Die Wirkung dieser Predigt in Verbindung mit der Lebensbeschreibung des Hummels, die der Pfarrer ein paar Tage vorher in die meisten Haushaltungen des Dorfs geschickt, war sehr groß.

Ein Renold sagte schon vor der Predigt zu mehrern Männern: wenn die ganze Gemeinde in der Schule gelernt hätte, was man aus dieser Lebensbeschreibung lernen kann, so hätten die Lumpen- und Schelmenstreiche, die in unserm Dorf zur Gewohnheit geworden, gewiß nicht begegnen können, und der Vogt wäre bey aller seiner Schlechtheit und bey aller seiner Schlauheit denn doch nicht im Stand gewesen, das zu thun, was er gethan. Aber vielen Dorfmeistern und Vorgesetzten mißfiel die Lebensbeschreibung und auch die Predigt im höchsten Grad. Einer von diesen sagte überlaut: er habe seiner Lebtag gehört, die Geistlichen sollen sich nicht in Sachen mischen, die sie nichts angehen, und wenn und wo sie es thun, so

gehe es immer am schlimmsten; solche Predigten halten und solche Lebensbeschreibungen in einer Gemeind herumbieten, heiße darinn Feuer anzünden, und die Pfarrer sollten eher das Feuer löschen, als es anzünden. Schon am Tage vor der Predigt sagten viele Leute, sie wollen jetzt doch gern sehen, was der Pfarrer dem Vogt noch mehr werde sagen können, wenn er unter die Kanzel müsse*), jetzt aber, da er nicht in die Kirche kam, sagten wieder viele, der Pfarrer hat die ganze Gemeinde für den Vogt unter die Kanzel gestellt. Andere bemerkten, er habe niemand geschont; auch den alten Junker nicht. Ein steinalter Vorgesetzter, der den Vicari wohl kannte, sagte: aber was wird der auch sagen, wenn er vernimmt, daß der Pfarrer also auf ihn gepredigt? Und wenn der Schreiber noch lebte, er würde dem Pfarrer gewiß einen Prozeß anhängen. Andere aber widersprachen dieses und sagten: er würde das Prozeßanhängen unter dem jetzigen Junker wohl gut seyn lassen. Viele fanden es nicht recht, daß er den Vogt so geschont, und meynten, wenn er dem Hauptschelmen das unter die Kanzelstehen schenken wollte, so hätte er andere Leute auch eben so schonen können, wie ihn. Weit die meisten aber sagten, die Predigt habe sie so sehr erbaut, daß sie um vieles in der Welt nicht wollten, sie wären nicht drinn gewesen. Der Hartknopf aber sagte: es waren wohl schöne Worte, aber der Geist, der

*) „Unter die Kanzel stehen" ist eine Kirchenstrafe für Verbrecher, auf die der Pfarrer denn noch eine Strafpredigt halten muß.

Geist mangelte ganz; er mangelt immer in allem, was der Pfarrer sagt, und da mag man mir dann sagen, was man will, wo der Geist mangelt, da ist alles andere nichts. — Aber was ist denn der Geist? sagte ihm der Lindenberger. Das machte ihn etwas verlegen. Er antwortete dies und antwortete das. Alles aber, was er sagte, waren leere Worte, aus denen auch nur von ferne kein Geist hervorguckte. Aus allem Unverständlichen und Herzlosen, das er sagte, kam endlich doch so viel heraus, das, was der Pfarrer auf der Kanzel gesagt, sey nicht so gemodelt und gedrechselt gewesen, wie das Götzenbild, das er, der Hartknopf, sich in seiner Einbildungskraft von der Religion immer geschnitzelt in seinem Kopf herumträgt, dessen Geist er in den Buchstaben und Sylben suchte, die er in seiner Jugend im Catechismus auswendig gelernt, und wo ein solcher Buchstabe und eine solche Sylbe fehlte, da meynte er, fehle denn auch der Geist der Religion und des wahren Glaubens.

So vielseitig und zum Theil wunderbarlich war der Eindruck der Predigt im Dorf. Auch auf den Junker machte sie einen sehr großen Eindruck, besonders in den Stellen, in denen der Pfarrer vom Einfluß des Schlosses auf das Verderben des Dorfs redte. Er sagte, von diesem Eindruck belebt, schon in der Kirche und in dem Augenblick, in dem der Pfarrer sich so stark darüber ausdrückte, zu sich selber: man glaubte es bisher immer und glaubt es im Allgemeinen noch jetzt, man müsse dergleichen Wahrheiten den Bauern nicht an die Nase streichen, aber ich bin jetzt überzeugt, es ist gut, wenn der letzte Bauer im Dorf weiß,

was darüber wahr ist. Noch besser aber wäre es freylich, der Herzog wüßte es selber, er würde dann gewiß der erste seyn, den Quellen dieser Uebel im Land Einhalt zu thun; aber so lange Helidor fortfährt, die Leute, die den Herzog täglich umgeben und dadurch den größten Einfluß in alle Ecken des Lands haben, alle Tage mehr glauben zu machen, ein Leben, das ein jeder gemeiner Mensch und Bürger für ein liederliches, leichtsinniges, dem Recht, der Ehre und dem Wohlstand seiner Mitmenschen hohnsprechendes Leben ansehen müßte, könne unter gewissen Umständen nicht als ganz unverträglich mit den Verhältnissen des Edelmanns und dem Personale, mit dem er Standeshalber umgeben seyn muß, angesehen werden, so lange wird es freylich unmöglich seyn, zu verhüten, daß es auf ihren Schlössern zugeht, wie unter meinem Großvater auf dem seinigen. Aber es mag auch auf hundert und hundert Schlössern des Herzogthums also zugehen, ich einmal will weder der Kamerad Helidors, noch der Erbe der Sünden meines Großvaters werden.

Der Pfarrer war eine Weile nach der Predigt nicht beym Junker. Er ging gleich nach derselben zum Vogt und sagte ihm vieles daraus. Es schien ihn sehr zu freuen, daß er den Leuten in der Kirche gesagt habe, sie seyen eben nicht viel besser als er, und dann konnte er nicht genug Worte finden, ihm zu danken, daß er nicht unter die Kanzel habe stehen müssen. Er wiederholte mehreremal, diese Schande hätte ihn tödten können, wenn er sie hätte ausstehen müssen. Der Pfarrer wollte noch viel anders und wichtigers mit ihm reden, aber er schien

jetzt keinen Sinn für irgend etwas anders zu haben, und wollte ihm immer nur danken, daß er nicht unter die Kanzel mußte. Das that dem Pfarrer weh. Er zeigte ihm seinen Unwillen und ging unzufrieden von ihm weg.

Sobald er in die Stube zum Junker kam, stand dieser auf, umarmte ihn, dankte ihm herzlich für seine Predigt, und sagte mit Lebendigkeit, sie wollen vereinigt alles Mögliche thun, dem großen Unglück ihres Dorfs abzuhelfen, und setzte hinzu: ich habe mich unter den armseligen Elendigkeiten, die mir diese Woche vor Augen kamen, dennoch vollkommen überzeugt, daß noch viel Gutes im Dorf ist, und daß es uns an Theilnahme zu dem, was wir suchen, nicht ganz fehlen wird.

Aber wer meynen Sie, sagte jetzt der Pfarrer, der für Ihre Zwecke der wichtigste Mann im Dorf wäre?

Das ist unser lieber Herr Pfarrer und sonst niemand anders, sagten jetzt der Junker und Glülphi einstimmig.

Der Pfarrer erwiederte: ein Pfarrer ist für das, was Sie suchen, wenn ihm sonst im Dorf niemand hilft, wie das fünfte Rad am Wagen.

Dieses fünfte Rad am Wagen, das der Pfarrer nicht gern seyn wollte, machte alle lachen, und der Lieutenant sagte: nein, wir wollen kein fünftes Rad am Wagen, aber da wir nur unser drey sind, brauchen wir nothwendig ein viertes Rad an unsern Wagen, und der brävste und tüchtigste Mann im Dorf muß dieses vierte Rad seyn.

Aber wer ist dieser? fragte jetzt der Junker, und der Pfarrer erwiederte; das ist der Baumwollen-Meyer und niemand anders.

Alles war einstimmig, dieses sey also. Er und seine Schwestern seyen wie niemand geeignet, das, was sie suchen, im Dorf zu befördern. Aber es werde die Frage seyn, wie weit dieser Mann sich zum thätigen Mitwirken ihrer Zwecke verstehen werde. Unberufen wenigstens mische er sich nicht leicht in etwas, das ihn nichts angehe.

Ich will den Mann noch heute kennen lernen, sagte jetzt der Junker.

Sobald die Mittagskirche vorüber seyn wird, führe ich Sie zu ihm, erwiederte der Pfarrer.

---

§. 2.

Die Dorfkinder geben dem Baumwollenmareili ein gutes Zeugniß, indem sie in ihrer Angst und Noth Rath bey ihm suchen.

Der Junker hatte nach der Morgenpredigt durch den Weibel im Dorf herumsagen lassen, am Donnerstag werde die Gemeindweid vertheilt und am Freytag müsse jedermann, der dem Hummel schuldig, mit ihm unter der Linde rechnen. Diese Anzeige löschte, sobald man sie vernommen, in vielen Haushaltungen den guten Eindruck der Morgenpredigt in einem Augenblick so aus, daß man

plötzlich von ihr aufhörte zu reden und nur des Weibels Bericht im Kopf und in den Mäulern hatte. Es war den Dorfmeistern noch immer ein Dorn in den Augen, daß die Gemeindweid vertheilt und die Nutznießung davon jetzt in die Hände eines jeden Lumpentauners*) hinfallen müsse. Aber das war doch nicht der Hauptjammer im Dorf. Die Freytagsrechnung unter der Linde war jetzt das, was einer Menge Leute im Dorf den Angstschweiß austrieb, und das Baumwollenmareili, das gleich nach dem Mittagessen im obern Dorf etwas zu thun hatte, traf die ganze Gasse hinauf und hinunter in allen Ecken Leute an, die ihre Köpfe zusammenstießen, und besonders nahe bey seinem Haus einen ganzen Haufen Spinnerkinder, die gar nicht bey einander stunden, wie Kinder bey einander stehen, wenn's ihnen wohl ums Herz ist. Es kannte sie alle wohl und merkte gleich, was ihnen fehlte, sah ihnen steif in die Augen und sagte: habt ihr gut Rath bey einander? — Nicht so gar guten, antworteten ihm einige. Die mehrern schlugen die Augen nieder und gaben ihm keine Antwort.

Was ist's dann? was habt ihr mit einander? fragte das Mareili noch einmal.

Da faßten einige von ihnen Muth und sagten zu ihm, sie seyen dem Vogt schuldig und müssen am Freytag mit ihm rechnen. Das Wort war kaum heraus, so fielen ihm einige fast in die Arme und sagten: Mareili, du bist doch

---

*) „Tauner" heißen in der Schweiz eigenthumslose Taglöhner.

immer so gut mit uns gewesen, um tausend Gott'swillen, red' uns jetzt auch bey unsern Eltern zum Besten.

Ihr seyd schöne Jungfern, erwiederte das Mareili, noch so jung und schon Wirthshaus- und Saufschulden haben. Nein, nein, dafür rede ich euch nicht zum Besten. Es ist nur recht, was euch dafür immer begegnet.

Aber die Kinder hingen ihm am Rock und an beyden Armen und baten es unabläßlich um tausend Gott'swillen, es soll es doch auch thun.

Endlich ließ es sich doch bereden. Aber sie mußten ihm alle versprechen, daß sie das ihren Lebtag nicht mehr thun wollen. Ehe es sie verließ und da es ihnen schon versprochen, mit ihren Eltern zu reden, sagte es ihnen noch: vor Alters hielten die Töchter so auf die Ehre, daß, wenn in der ganzen Verwandtschaft nur eines so etwas gethan, so hätten sich alle geschämt, und es wäre nicht anders gewesen, als wenn die ganze Verwandtschaft dadurch zu Schanden gemacht worden wäre. Jetzt schäme sich kein Mensch mehr vor dem andern, nicht einmal vor sich selber. Alles suche nur mit laufrechtem Rücken Brod zu bekommen und beym Müßiggang eine glatte Haut davon zu tragen; aber manche solche glatte Haut sey dann oft schon, ehe sie alt geworden, ins Zuchthaus oder gar dem Henker unter die Hände gekommen. Das mußten sie ihm nachhören. Aber dann redte es doch allen bey ihren Eltern zum Besten. Es war den Kindern wie ein Stein ab dem Herzen, da es ihnen endlich das zu thun versprach.

§. 3.

Des Menschen Herz in drey verschiedenen, aber gleich schlechten Gestalten.

Aber es war nicht den Kindern allein, es war noch weit mehr Eltern vor dieser Rechnung eben so angst, und einigen in dem Grad, daß sie nicht mehr recht wußten, was sie thaten.

Die Speckmolchin vergaß ihre Suppe zu salzen und ließ ihr halbes Mittagessen die Katz fressen, ohne daß sie sie davon wegjagte.

Wo fehlts dir, daß du heute wie ein Narr thust? sagte ihr Mann, der just dazu kam.

Im Anfang murrte sie nur, ohne etwas zu antworten, kehrte sich gegen das Fenster, staunte einen Augenblick und sagte dann zu sich selber: es ist doch besser, ich sags dem Narren selber, ich kann's doch nicht verbergen. Dann kehrte sie sich wieder gegen ihn um und sagte zu ihm: ich will dir's in Gottes Namen sagen, ich habe ein Stück Tuch beym Vogt versetzt.

Der Speckmolch sperrte Maul und Augen auf und sagte: was für ein Stück Tuch?

Sie antwortete: du weißt wohl, das so an der Wäsch mangelte.

So — das ganze Stück da, wo an der Wäsch weggekommen seyn sollte, und wo du alle Dienst und alle Wäscherinnen in die unterste Hölle hinab verflucht hast, daß sie es sollten gestohlen haben? sagte jetzt der Speck-

molch, und wollte dann anfangen jammern, es sey doch schlimm, wenn man in seinem Haus seiner eignen Frau nicht mehr trauen dürfe.

Aber sein Weib hielt ihm sein achtzehnjähriges unehe-liches Kind vor, das ihn manch hundertmal mehr gekostet, als das Lumpenstück Tuch werth sey.

Das trieb den armen Speckmolch von der ungesalzenen Suppe zur Stube hinaus, und ihr war jetzt der Stein fast ab dem Herzen. Sie that das Salz, das sie in der Küche vergessen, in die Suppe, und aß zu Mittag, ohne eben den Mann zu suchen und ihn zu bitten, daß er auch nitesse.

Die Joslin war in gleichem Jammer. Der elende Mantel, ob dem sie so oft mit ihrem lieben Mann gezankt, daß ihn die Bettler, die bey ihnen übernachtet, sollen gestohlen haben, war jetzt leider auch beym Vogt und sie mußte es ihrem Mann bekennen.

Der Mantel und das Versaufen und alles thut mir nicht halb so weh, als daß du immer mit mir gezankt und erzwingen wollen, ich müsse glauben, die Bettler, die uns unser Lebtag nichts genommen, haben uns diesen Mantel gestohlen, sagte ihr Mann, da sie jetzt so bekannte.

Es thut einer Frauen auch so weh, wenn einem ein Mann lieb ist und er sie denn für eine Diebin hält, erwiederte die Frau, und war jetzt auch halb zufrieden, daß er es einmal wisse.

Noch größer als alles war der Jammer der Berbel, die den Namen einer Frommen hat, aber eine Heuchlerin

ist, ohne ihres gleichen. Sie konnte, seitdem sie die Rechnung vom Freytag vernommen, nicht mehr in der Bibel lesen und nicht mehr in ihrem liebsten Betbuch beten, ohne an diese unglückliche Rechnung zu denken. Alle ihre frommen Bücher ließen sie jetzt ganz ohne Trost in ihrer Noth, so sehr sie den Kopf darüber hängte, ihn darauf ablegte und ihre Thränen darauf hinabfallen ließ. Endlich auf einmal hob sie den Kopf wieder auf und rief eilend ihre Dienstmagd und Mithalterin ihrer stillen, ehrbaren Abendtrünke aus der Küche, wo sie ihr eben fünf Eyer zum Nachtessen im Nidel schwang, zu sich in die Stube und sagte dann zu ihr: Gott Lob! Gott Lob! Ich hoffe, der liebe Gott wolle diese Schande von mir wegnehmen, denk auch, was mir der liebe Gott in Sinn gegeben, als ich ihn so eifrig dafür angerufen: das Spinnerbabi heißt wie ich, und wenn ich ihm das Geld im Sack und einen halben Gulden zum Lohn gebe, so gehts gewiß gern für mich unter die Linde und sagt, es sey dem Vogt die fünf Gulden schuldig, und der Vogt bringt mir's nicht aus, er hat mir mein Lebtag nichts ausgebracht, und hat gewiß auch nicht so ein gar böses Herz, wie jetzt alle Leute thun. Ich will, sobald es unter Licht ist, zu ihm und mit ihm reden.

§. 4.

Weiber-Jammer und Mutter-Irrthum.

Und morndes am Morgen, da das Mareili zu den Eltern, deren Kinder gestern bey ihm gewesen, hinging, jammerten ihm etliche Mütter gar viel mehr über diesen Freytag, als ihre Kinder.

Es hatte die Haue auf der Achsel und that, wie wenn es nur sonst ins Feld wollte; die meisten Eltern riefen ihm noch selber auf die Gasse hinaus, es soll auch ein wenig zu ihnen in die Stube kommen, und es wußte die Sache so gut einzurichten, daß die meisten Kinder ohne Ohrfeigen davon kamen.

Aber die Kaminfegerin hatte das Wasser in den Augen, sobald es nur das Wort Freytag in den Mund nahm und eh es noch ihres Lisebethlis gedachte, fing sie an zu heulen und sagte: sie stehe in Gottes Namen auch in der erschrecklichen Rechnung und wisse ihres Lebens nichts anzufangen; der Kaminfeger schlage sie zu Tod, wenn er's vernehme. Und mehrere Weiber sagten ihm fast die nämlichen Worte, wie die Kaminfegerin, und baten es, wie ihre Kinder, daß es doch um tausend Gott's willen mit ihren Männern rede.

Es gab ihnen, wie den Kindern, zuerst die nämliche Antwort: das Zuchthaus wäre besser für sie, als sein Fürwort, und es stehe ihm nicht an, ihnen, wenn sie Schelmen an ihren Männern seyen, das Wort zu reden. Am End aber that es doch, was sie wollten.

Aber zwey Schwestern, die beym Kreuzbrunnen vor einander über wohnen (die eine hat einen Lindenberger und die andere einen Hügi), sind bey diesem Anlaß wie erzgute Mütter ob ihren Kindern verirrt. Die Lindenbergerin merkte, daß ihrer Schwester Kind, das neben ihr war und still staunend am Ofen stand, etwas im Kopf steckte und fragte es, wo es ihm fehle, daß es seit dem Mittag immer herumstehe, wie wenn es nicht heim dürfe? Das Kind fing im Augenblick an zu weinen, bekannte alles und bat sie dann, daß sie doch auch mit ihrer Mutter rede, es dürfe ihr nicht unter die Augen u. s. w. Ich will freylich mit ihr reden und ihr sagen, was du für ein Kind bist, sagte die Lindenbergerin, stand im Augenblick auf, aber rief, noch ehe sie zur Thüre hinaus war, zum Kind: komm du mir nur nicht mehr ins Haus, wenn du so ein Kind bist, du könntest mir meins auch noch verführen, daß es würde, wie du.

Mit dem ging sie zum Haus hinaus und um den Brunnen herum zu ihrer Schwester. Da traf sie, sobald sie die Thüre aufthat, ihr eignes Kind an, das völlig, wie der Schwester ihres, daheim am Ofen stand und den Kopf hängte. Was thust du da, du Müßiggängerin? es ist gar nicht nöthig, daß du den ganzen Tag da stehest, sagte sie im Augenblick zu ihm, noch ehe sie nur ihre Schwester grüßte.

Das verdroß diese, daß sie auch vor dem Gruß zu ihr sagte: es ist doch besser, es stecke bey mir, als im Wirthshaus.

Was, sagte die Lindenbergerin, meynst du, ich habe auch so ein Kind, das ins Wirthshaus geht und Saufschulden hat, wie du eins hast?

Behüt mich Gott vor dem, daß ich so ein Kind habe; aber du hast einmal so eins, sagte die Hügin.

Und die Lindenbergerin: ha — ich komme einmal eben jetzt von deinem weg, das daheim am Ofen steht und mich um tausend Gott'swillen gebeten hat, ich solle dir sagen, daß es am Freytag unter die Linde müsse.

Ae mein Gott, sagte die Hügin und zeigte mit der Hand gegen den Ofen, den Augenblick steht deines da zu und bittet mich, daß ich es dir sage.

So kamen die zwey Schwestern fast bis zum Zanken, ehe sie merkten, daß sie beyde wie gute Mütter ob ihren Kindern verirrt. Es gab fast in allen Häusern dergleichen Auftritte wegen der Rechnung mit dem Vogt, von der jetzt jedermann wußte, daß sie am Freytag seyn müsse.

§. 5.

Der Feuerheerd und ein gutes Weiberwort.

Der Gertrud Stube war beynahe die einzige, in welcher der Segen der Morgenpredigt auf das Gemüth der ganzen Haushaltung den ganzen Tag über fortdauernd sichtbar war und sich in allem Reden und Thun dieser

guten

guten Leute bewährte. Im ersten Augenblick, nachdem Gertrud aus der Kirche kam und in die Stube trat, sagte sie: es ist nicht recht, daß der Pfarrer in der Predigt meiner gedacht; wäre ich nur nicht in der Kirche gewesen; ich habe mich vor den Leuten schämen müssen, daß ich kein Aug mehr habe aufheben dürfen.

Liebe Mutter! und mich hats gefreut, daß er von dir geredt hat, erwiederte jetzt der Heirli. Und mich auch — und mich auch, sagten dann alle andern Kinder, und selber ihr Lienhard: liebe Frau! du hast es doch um mich und um deine Kinder wohl verdient.

Aber was geht das die Gemeind an? und was braucht der Pfarrer öffentlich darüber in der Kirche zu reden? erwiederte Gertrud.

Jä, Mutter, es war uns allen eine Ehre, daß er das that, sagte das Liseli.

Und die Mutter: du hochmüthiges Kind! schon jetzt an dir zeigt es sich, daß er Unrecht gehabt. Die Kirche ist nicht dafür da, dich und deines gleichen noch hochmüthiger zu machen, als ihr sonst seyd.

Lienhard. Du hast des Liselis halber wohl recht. Die Kirche ist gewiß nicht dafür gemacht, die Leute noch hochmüthiger zu machen, als sie sonst sind; aber es sind auch nicht alle Leute so, wie das Liseli, und es hat gewiß auch mancher braven Frauen wohl gethan, auf dich als auf ein gutes Beyspiel aufmerksam gemacht zu werden.

Gertrud. Das glaub' ich nicht. Das Rechtthun und das Bravseyn selber kann brave und auch schlechte

Menschen auf andere aufmerksam und dadurch besser machen; aber das mit den Fingern auf eine Frau in der Kirche zeigen und von der Kanzel ausrufen: sie sey die brävste! macht gewiß keine andere besser und bringt nur Eifer und böses Blut unter die Leute. Doch wir wollen jetzt davon schweigen und, wie sonst, von der Predigt selber reden. Sie ist mir, ehe er meinen Namen aussprach, unaussprechlich zu Herzen gegangen.

Auch mir, liebe Frau, erwiederte der Lienert.

Gertrud. Wie konnte es anders seyn? Ich glaubte und hoffte in unserm Elend immer, und du selbst hast es gewiß auch gethan, der liebe Gott werde den Berg des Elends, den der Hummel auf uns gewälzt, noch von uns nehmen, ehe wir ganz zu Grund gegangen. Unser kleine Glauben hat uns geholfen und das Wort ist wohl an uns erfüllet: wenn ihr Glauben habt, wie ein Senfkorn, so werdet ihr zu diesem Berg sagen, heb dich von uns und er wird sich von uns wegheben.

Sie nahm jetzt den Lienhard bey der Hand und sagte ihm: wir wollen täglich zu Gott beten, daß er unsern Glauben stärke.

Und ihm danken, daß es uns jetzo gut geht, sagte der Heirli.

Ja, Gott danken, Heirli, und immer mehr recht thun, erwiederte die Mutter.

Dann nahm sie, wie gewohnt, am Mittag ihre Bibel, las an der Seite des Vaters einige Kapitel daraus mit ihren Kindern, und als sie dieses geendet, sang sie noch mit ihnen das Lied:

Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut,
Im Himmel und auf Erden u. s. w.

Und nach der Mittagspredigt saßen sie wieder so alle zusammen um den Feuerheerd, denn es war etwas kalt. Die Erhebung, die das Wort: wenn ihr Glauben hättet, wie ein Senfkorn ꝛc. — diesen Morgen in der Seele der Gertrud bewirkt, war noch immer lebendig in ihr. Sie redte wieder von dieser Rührung und sagte: alle Hülfe, die uns Gott für dieses Leben gibt, ist nichts gegen die Hülfe, die er uns durch Jesum Christum zum ewigen Leben erworben. — Alle saßen jetzo herzlich bey einander, und eine Thräne entfiel der Gertrud, als sie sagte: unser einziges Ziel ist doch, daß wir einst in der Ewigkeit alle wieder so bey einander sind.

Der Lienhard erwiederte: so auf Erden bey einander zu seyn, wie wir jetzo bey einander sind, führt gewiß dahin, einst im Himmel so wieder zu einander zu kommen.

Der Heirli sagte: ja, so bey einander beym Feuerheerd sitzen, ist doch schön, und setzte hinzu: gelt, Mutter, man wird brav, wenn man so bey einander sitzt und mit einander von Gott redet, und betet und singt.

Der Feuerheerd war den Alten heilig, aber es hat ihm wohl noch niemand eine bessere Lobrede gehalten, als unser gute Heirli. Auch nahm die Mutter, sobald er das Wort ausgesprochen, ihr Betbuch von dem Tisch weg, um den sie sich gewöhnlich bey ihren Andachten herumsetzten, las, betete und sang jetzt eine Stunde nach einander mit ihnen beym Feuerheerd und stand auch, als die Ge-

betstunde vorüber, noch nicht davon auf. Vater, Mutter und Kinder blieben den ganzen Abend bis zu ihrem Nachtessen so bey ihrem Heerd. Kein Mensch von ihnen ging zur Hausthüre hinaus, und Gott und Ewigkeit, und ihr Erlöser, Jesus Christus, und auch das Heil, das ihnen durch den Junker widerfahren, erfüllte den ganzen Abend ihr Herz, und ihr Mund war von der Herzlichkeit ihrer Gefühle darüber voll.

Wer immer jetzt so den ganzen Abend bey ihnen gesessen, der hätte gewiß fühlen müssen, warum die Alten den Feuerheerd heilig hielten, und wie wahr das Wort ist, das sie darüber sagten: eine Frau, die bey ihrem Feuerheerd viel an ihren Mann und an ihre Kinder sinnet, habe nicht leicht ein unheiliges und ungesegnetes Haus. Gertrud that das, wo sie den ganzen Tag immer war; am wenigsten beym Feuerheerd that sie irgend etwas, wobey sie nicht an ihren Mann und an ihre Kinder dachte. Wenn sie ihm auch nur Erdäpfel kochte, so kochte sie sie ihm so, daß er ihnen immer ansah, sie habe an ihn gedacht, — und Gott segnete und heiligte ihr Haus.

§. 6.

Es erscheint ein Mann, auf den man, nach einer alten Redensart, Häuser bauen könnte.

Sobald der Pfarrer aus der Mittagspredigt kam, sagte er lachend zum Junker, wir gehen jetzt zu dem Mann,

der mithelfen muß, daß ich in dem, was Sie in Bonnal vorhaben, nicht als das fünfte Rad am Wagen dastehe.

Arner erwiederte: Sie werden in keinem Fall als das fünfte Rad am Wagen erscheinen; aber wir gehen jetzt zu dem Mann, der uns zu den drey Rädern, die wir zu unserm Wagen haben, das vierte liefern muß. — Und ich gehe auch mit, sagte jetzt Glülphi. — Das versteht sich, erwiederten Arner und der Pfarrer, und Glülphi trieb so eilfertig, daß er dem Pfarrer kaum Zeit ließ, seinen Kirchenrock aus- und einen Alltagsrock anzuziehen.

Der Baumwollen-Meyer aber saß, da sie bey seiner Gartenthür anlangten, mit einem Kind auf dem Schooß vor seiner Hausthüre und sah unter einem reiche Früchte tragenden Apfelbaum neben seinem Brunnen seinen Kindern zu, wie sie sich mit andern Kindern aus dem Dorf lustig machten, aber dachte an nichts weniger, als daß die Herren, die er schon lange die Kirchgasse hinabkommen sah, zu ihm wollten.

Erst da sie vor seiner Gartenthüre still standen und der Pfarrer die Hand gegen den Riegel zustreckte, kam ihm in Sinn, daß sie zu ihm wollen. Da stellte er das Kind, das er auf dem Schooß hatte, auf die Bank, auf der er saß, ab, ging dann den Herren bis zur Gartenthür, durch die sie eben eintraten, entgegen und grüßte sie, sich ländlich bäurisch bückend, aber mit einem Blick voll Ernst, Würde und Ruhe, der einen solchen Eindruck auf sie machte, daß Glülphi, der sonst jedem Landmann, der ihn freundlich grüßt, seine Hand darzustrecken gewohnt war, dem Baumwollen-Meyer sie nicht darstreckte, und

auch der Junker duzte ihn nicht, wie er sonst alle seine Angehörige duzte, sondern redte ihn, durch den Eindruck, den er auf ihn machte, beynahe unwillkührlich dazu gezwungen, mit den Worten an: verzeihet, wenn wir euch ungelegen kommen.

Was ungelegen, erwiederte der Meyer, ich freue mich und danke.

Sie wollten jetzt bey ihm auf der Bank unter dem Apfelbaum absitzen, aber er bat sie, sie sollen in die Stube hineinkommen, es sey doch besser, als an der Luft und auf der harten Bank, auf der er gesessen.

Ja, ich will die Stube gern sehen, in die das Dorf die ganze Woche durch so viel als wallfahrtet, erwiederte der Junker.

Und der Meyer: solche Pilger hab ich doch noch nie darin gehabt.

Es weiß einer nicht, sagte der Glülphi, — denn er hatte schon gehört, daß oft auch reiche Kaufleute mit Pferd und Wagen bey ihm abstiegen. Der Meyer nahm jetzt seine Kappe vom Bank unter den Arm und das Kind, das er auf dem Schooß gehabt, an die Hand und führte sie so in seine Stube. Seine Schwester saß, wie es am Sonntag nach dem Essen ihre Gewohnheit ist, bey ihrer offenen Bibel am Tisch und war eben einen Augenblick entnückt (eingeschlummert) und lag mit Kopf und Händen über derselben. Sie erwachte mit einem lauten Herr Je! — da die Thüre aufging und die Herren in die Stube hineinkamen, drückte ihre Haube, die von ihrem Abliegen ein wenig in Unordnung gebracht war, wieder zurecht,

that ihre Bibel jetzt zu und legte sie an den Ort, wo sie oben an den Rechnungsbüchern ihres Bruders ihren Platz hatte, nahm dann einen Schwamm, befeuchtete ihn an einem zinnernen Handbecken, das wie Silber glänzte, und wischte damit die Rechnungen ab, mit denen ihr Bruder vorher den halben Tisch voll gekreidet und sagte dabey: es ist eine Ordnung bey uns, ihr Herren, daß wir uns schämen müssen.

Wir sehen nichts dergleichen, sagten die Herren, und wollten sie an dem Abwischen der Rechnungen auf dem Tisch hindern, denn sie glaubten, sie können ihrem Bruder noch dienen. Er aber sagte zu seiner Schwester: mach nur fort, ich brauche sie nicht weiter. Es war schon geschehen, und sie trocknete den Tisch wieder ab, brachte dann ein großes, reinliches, feines Tischtuch, legte neue zinnerne Teller und silberne Löffel, Messer und Gabeln auf den Tisch.

Was machst du da? sagten die Herren, wir haben schon zu Mittag gegessen.

Ich denk es wohl, sagte das Mareili, aber weil ihr einmal in eine Bauernstube hineingekommen, so müßt ihr jetzt auch einen Augenblick mit unserer Bauernordnung vorlieb nehmen.

Der Junker lachte, nahm einen schweren, silbernen Löffel in die Hand und sagte: das ist doch keine Bauernordnung.

Wohl freylich; sagte das Mareili, wenn man's hat und vermag, so ist das auch eine Bauernordnung.

Die Herren lachten jetzt alle, das Mareili aber ging dann schnell in die Küche und brachte auf zwey Tellern Bauernküchlein und eine schöne Hammen, die so groß war, als kaum eine im Dorf ist. Arner, Glülphi und der Pfarrer fanden, daß das eine recht schöne Bauernordnung ist, und setzten sich ganz freundlich zu den glänzenden Tellern, die das Mareili ihnen dargelegt hatte. Der Meyer aber stand neben dem Tisch, und das Mareili hatte weder für sich noch für ihn einen Teller hingelegt. Glülphi aber, der das bemerkte, sagte: ihr müßt beyde auch zu uns sitzen, sonst rühren wir keine Gabel und kein Messer bey euch an. Das Mareili sagte: das schicke sich nicht. Aber der Junker erwiederte: es solle nicht närrisch seyn, und mit seinem Bruder zu ihnen hinzusitzen. Der Meyer nahm jetzt ganz einfach einen Stuhl, stellte ihn zu unterst an den Tisch und setzte sich mit einer Verbeugung gegen die Herren zu ihnen; das Mareili aber ging wieder in die Küche, brachte für sich und ihren Bruder ihre gewohnten Hausteller, ab denen sie täglich aßen, und ihre gewohnten Messer, Gabeln und zinnerne Löffel, ungeachtet auf dem Nebentisch noch mehrere neue Teller und silberne Messer, Löffel und Gabeln da waren, und legte dieselben unten an den Tisch. Da sie nun endlich so beyde zu ihnen saßen, nahm der Glülphi die schöne Hammen und schnitt sie an, obgleich der Meyer es nicht zulassen, sondern die Herren selber bedienen wollte. Aber Glülphi war nicht der Mann, der, wenn er so eine Arbeit einmal in den Händen hatte, sie sich so leicht wieder daraus nehmen ließ; er legte dem Meyer und dem Ma-

reili, trotz alles Sträubens, die ersten Schnitte der Hammen dar, und dann erst dem Junker, dem Pfarrer und sich selber. Der Wein, den der Meyer den Herren darstellte, war so gut, daß der Junker sagte, er hätte nicht geglaubt, daß er in Bonnal so einen finden würde, er habe in seinem Schloßkeller keinen so guten. Der Meyer erwiederte: gnädiger Herr! glauben Sie doch nicht, daß ich diesen Wein gekauft, er ist mir geschentt worden, und setzte hinzu: die Herren, von denen ich Baumwolle kaufe, schicken mir zu Zeiten etwas, zu dem ich in meinem Leben sonst nicht gekommen wäre, — und oft Sachen, sagte dann das Mareili, von denen wir nicht einmal wissen, was sie sind, und wie man sie braucht, und brachte einen Augenblick darauf einige Tafeln sehr feine Schocolade und sagte: das ist uns auch so verehrt worden, aber ich weiß nicht einmal, ob man es essen oder trinken muß.

Du weißt doch einmal, daß man's essen kann, du hast es vor meinen Augen versucht, sagte jetzt sein Bruder. Es antwortete ihm: ja freylich weiß ich das, und es ist recht gut, aber die Herren haben gesagt, man müsse es trinken. Und der Junker sagte jetzt: Mareili, das erstemal, daß du zu uns ins Schloß kommst, muß dir meine Frau zeigen, wie man das kocht, damit man es trinken könne.

Der Meyer erwiederte: das ist nicht nöthig, Junker, wir haben wirklich schon zu viel Gutes in unserm Haus, von dem es vielleicht besser wäre, wir wüßten noch nicht, was es wäre, und wie man es braucht.

Dieser Meinung war das Mareili nicht. Ja, Bruder, du magst jetzt sagen, was du willst, so macht es mir doch Freude, wenn ich weiß, wie man das kocht, damit man es trinken könne, sagte es.

Sie waren schon eine Weile am Tisch, als der Baumwollen-Meyer erst gewahr wurde, daß der Junker ihn nicht, wie jeden andern seiner Angehörigen, duze; aber sobald er das merkte, stand er von seinem Stuhl auf und sagte: gnädiger Herr! ich weiß, wer ich bin und will auch nicht mehr seyn, als ich bin, aber wenn Sie nicht mit mir reden, wie mit jedem andern Ihrer Angehörigen, so darf ich keinen Augenblick mehr so treuherzig neben Ihnen am Tisch sitzen, wie ich es sonst gern thue und wie jeder andere Ihrer Angehörigen, wenn Sie es ihm erlauben, treuherzig neben Ihnen sitzen darf.

Jetzt stand der Junker auch auf, bot ihm freundlich die Hand und sagte: nun, wenn du es so willt, so soll es so seyn; ich will gern, daß du immer und je länger je mehr so treuherzig neben mir zusitzest.

Und mich kann nichts mehr freuen, als wenn ich das je länger je mehr thun darf, erwiederte der Meyer.

Als dann aber die Herren bald darauf anfingen, ihren Garten, ihr Haus und ihr ganzes Wesen etwas stark zu loben, sagte das Mareili: ich muß euch doch sagen, ihr Herren, es war auch nicht immer also bey uns, wir waren vor etlichen und zwanzig Jahren so arm, als die Aermsten im Dorf.

Der Junker antwortete ihm: ich weiß es und es ist wunderbar, wie euch das Baumwollengewerb aufgeholfen

hat, indessen er so viele tausend Haushaltungen elend gemacht.

---

§. 7.

Auch das Baumwollenspinnen ist eine Ursache von der Schlechtheit des Volks, aber nicht eine der ersten.

Das führte zu einer ernsten Unterredung über das Baumwollenspinnen; denn als der Junker sagte: es sind das Land auf und das Land ab keine schlechtere Leute, als die Baumwollenspinner und Baumwollenweber, erwiederte der Meyer: gnädiger Herr! ich möchte das nicht sagen, wohl aber sage ich: es gibt das Land auf und das Land ab keine schlechtere Leute, als die Fabrikarbeiter.

Das ist wahr, erwiederte der Lieutenant, die Leute, die täglich vom Haus weg in die Fabriken gehen und darin vom Morgen bis in die Nacht sind und keinen Augenblick zu Vater und Mutter heim kommen, sind gewöhnlich noch weit schlechtere Leute, als die, so zu Haus Baumwolle spinnen und weben.

Mehr wollte ich auch nicht sagen, erwiederte der Meyer und setzte hinzu: es weißt auch niemand in der Welt besser als ich und meine Schwester, daß die Baumwollenspinner und Baumwollenweber im allgemeinen schlechte Leute sind, aber das Spinnen und Weben ist nicht die Hauptschuld, warum sie es sind und warum sie es werden müssen.

Nun, was ist denn die Hauptschuld daran? fragten jetzt die Herren fast aus einem Mund.

Der Baumwollen-Meyer zeigte einige Augenblicke, daß er Bedenken trage, sich hierüber freymüthig zu äußern, aber da die Herren ihn freundlich und dringend baten, er möchte ihnen unverholen sagen, was er darüber denke, antwortete er: wenn man ein Dorf oder einen Ort tief verdorben sieht, so muß man immer denken, das kommt nicht von heute und von gestern her, und die Ursache des Verderbens liegt nicht in dem, was sie heute und gestern treiben, sondern in dem, wie sie dazu gekommen, dieses zu treiben — und so ist es mit dem Baumwollenspinnen; man muß auf den Ursprung sehen, wie es in ein Land gekommen, und da ist ganz gewiß, daß es, wenn es in ein Land kommt, zuerst in die ärmsten Dörfer hineingreift und im Anfang meistens Leute beschäftigt, die ihren Lebtag nichts Eigenes hatten und nichts Eigenes besorgten, und solche Leute lernen gewöhnlich gar nicht leicht hausen; es ist immer äußerst schwer, dergleichen Leute dahin zu bringen, die ersten Batzen, die sie zu verdienen Gelegenheit erhalten, zusammenzusparen; so wie sie aber diese ersten Batzen verlumpen, ist auch der erste Anfang zu allen Angewöhnungen, die das Lumpenleben pflanzen, unterhalten und verstärken, so gemacht, daß das, was daraus folgt, fast nicht mehr auszuweichen und zu verhindern möglich ist. Er erklärte sich über diesen Gegenstand noch weiter also: der Baumwollenverdienst ist gewöhnlich, wo er neu einreißt, sehr gut, und die armen Leute, die sich zuerst auf ihn werfen, finden durch ihn leicht Mittel, bes-

ser zu essen, zu trinken und sich besser zu kleiden, als es vorher die Reichen im Dorf nicht thaten und nicht thun konnten, und sobald eigenthumloses und ungezogenes Volk einmal da ist, so ist dann der Weg zum Fressen, Saufen, Schulden machen und mit diesem zu allem, auch zu den äußersten Unfugen des Lumpenlebens schon gebahnt. — Jetzt hielt er einen Augenblick inne, warf einen freundlichen, zutrauungsvollen Blick auf die Herren und sagte dann weiter: ich glaube, ich dürfe jetzt fortfahren und auch das sagen, was ich unter der langen alten Hummelzeit nicht hätte sagen dürfen.

Einstimmig erwiederten die Herren: du darfst alles sagen, was du diesfalls für wahr findest, und wir bitten dich noch dafür, daß du es thust.

---

§. 8.

Das tiefste Verderben der Baumwollenspinner kommt von Leuten her, die nicht Baumwolle spinnen.

Er fuhr sogleich fort: Und wenn denn in einem solchen Dorf die Vorgesetzten noch Schelmen sind und selber in den Schlössern und Schreibstuben Verbindungen anknüpfen können, die sie in die Lage setzen, daß sie das Volk fast mit vollkommener Sicherheit aussaugen und ihm sein verdientes Geld mit Wirthshauskünsten und Prozeßkniffen alle Tage aus der Hand spielen und in ihren Sack

locken können, so muß es denn freylich mit dem Baumwollenspinnen dahin kommen, wohin es in unserm und in vielen andern Dörfern damit gekommen ist. Dann setzte er aber noch hinzu: das Baumwollenspinnen und Baumwollenweben ist indessen aber an sich an einem solchen Zustand so wenig Schuld, als die arme Menschenhaut an sich selbst daran Schuld ist, wenn durch einen räudigen Menschen, der in ein schweinisches, unreinliches Dorf kommt, auch das ganze Dorf so voll angesteckt wird. Der Baumwollen-Meyer drang indessen immer tiefer und umständlicher in das Wesen dieses Gegenstands hinein und sagte unter anderm: das Baumwollenspinnen und Weben ist indessen wirklich eine von den schlechtesten Beschäftigungen, die man in ein Dorf hineinbringen kann. Die Leichtigkeit, Gedankenlosigkeit, Kunst- und Kraftlosigkeit, mit der es betrieben werden kann, setzt diese Arbeitsgattung ohne anders weit hinter die mehrsten andern Arbeits- und Berufsgattungen des Volks zurück.

Der Junker unterbrach ihn mit den Worten: das ist sonderbar, du redst dem Baumwollenspinnen gar nicht das Wort.

Der Meyer erwiederte: ich habe das Baumwollenspinnen von jeher so angesehen, wie ich jetzt davon rede; ich habe es auch nicht ins Dorf hineingebracht, es ist einige und zwanzig Jahre vorher schon allgemein eingeführt gewesen, ehe ich daran Theil genommen. Freylich ist wahr, ich habe von den Umständen, wie sie eben da waren und vorgelegen, für mich und die meinigen so viel Vortheil zu ziehen gesucht, als ich mit Recht und gutem

Gewissen davon habe ziehen können. Uebrigens wollte ich gewiß lieber, Bonnal, das ich immer noch als meine liebe Heimath ansehe, wäre nicht ein einseitig verkrüppeltes Baumwollenspinnerdorf geworden und hätte wenigstens seinen großen Baumwollenverdienst dahin benutzt, sich im Feldbau und in der Hauswirthschaft weiter vorwärts zu bringen, so wie in einigen Fächern der Industrie, die mehrere Geistes- und Kunstbildung voraussetzen, und die darum aber auch eher zu einem soliden, häuslichen Wohlstand hinführen; aber es ist nicht an mir gestanden, hierüber einigen Einfluß zu suchen. Er fuhr fort: Er habe im Gegentheil, seitdem ein Wunsch zu so etwas in ihm hätte aufsteigen können, sich in einer Lage befunden, alles, was außer seiner Hausthüre geschehen, als ihn nichts angehend und als einen Stein, den er nicht zu heben im Stand sey, und sogar als etwas ansehen zu müssen, an dem er, wenn er es auch nur anzurühren versuchen würde, gar leicht seine beyden Hände verbrennen konnte.

Die offene Erklärung dieses Mannes über seine Lage und besonders, daß er dem Baumwollenwesen, das ihn doch zu dem Mann gemacht, der er jetzt ist, so wenig Werth gab, setzte die Herren in eine Art von Erstaunen. Es war, da er ausgeredt hatte, eine Weile alles still. Dann aber bald sagte der Junker: du gabst uns großes Licht über das, worüber wir Licht suchten, aber es ist jetzt nur die Frage, wie können wir den Uebeln abhelfen, die wir mit dir fühlen, daß sie drückend auf Bonnal liegen? — und über diese Frage hätten wir jetzt eben gern, daß du mit der Deutlichkeit und Offenheit mit uns redtest, mit

der du uns über den Ursprung des Volksverderbens in deinem Dorf ins Klare gesetzt hast.

§. 9.

Man muß dem Volksverderben zu Stadt und Land durch die Stillen im Land abzuhelfen suchen, und man kann es auch, wenn man es will und versteht.

Der Meyer erwiederte: wenn Bonnal geholfen werden soll, so muß man es dahin bringen, daß die brävsten Leute im Dorf zusammenstehen und vereinigt die Mittel suchen, durch welche die Väter, Mütter und Kinder der unordentlichen und verdorbenen Haushaltungen einzeln mit Liebe, und wenn es nicht mit Liebe allein gehen will, mit Ernst und sogar mit einiger Gewalt genöthigt werden können, nach und nach von ihrem Lumpenleben abzustehen.

Junker. Aber, Meyer, wer will die Stillen im Land hiefür zusammenbringen?

Meyer. Wie es im ganzen Land möglich, davon weiß ich nichts, aber in Bonnal meyne ich, wäre es mit Zeit und Fleiß wohl möglich.

Pfarrer. Meyer! Meyer! die Stillen im Land stehen in nichts gern zusammen, das sie selber nichts angeht, sie sind immer gern nur bey sich selber und jeder gern bey den seinigen, und es sind immer nur die schlechten und

bösen Kinder der Selbstsucht und der Leidenschaften, die gern zusammenlaufen und zusammenstehen, um gemeinsam durchzusetzen, was sie gelüstet, aber nicht, was recht und was gut ist.

Meyer. So wenig als ich gern von dem rede, was im Land allgemein ist, so meyne ich doch, auch die Stillen im Land stünden gern zu allem Guten zusammen, das geeignet ist, das heilige Fundament alles Hausegens des Volks und der heiligen Wohnstube zu äufnen, insofern sie überzeugt wären, dasselbe durch ihr Zusammenstehen befördern zu können, aber es ruft sie zu so etwas niemand zusammen, und freylich ist denn auch wahr, es treiben die Stillen im Land auch keine wilden Gelüste von selbst an, für irgend etwas zusammenzulaufen, wozu sie niemand zusammenruft, und wozu man sie hie und da, wenn sie unberufen zusammenliefen, noch nicht einmal gern bey einander sehen, sondern im Gegentheil aus einander jagen und mit Absicht an dem Guten selber, wofür sie gern zusammenstehen würden, hindern möchte.

---

§. 10.

Fortsetzung der Ursachen, warum die Stillen im Land keinen Einfluß auf das haben, was dem Land nutz ist und darin noth thut.

Glülphi bestätigte mit Eifer diese Ansicht des Baumwollen-Meyers und sagte: die Stillen im Land wären

freylich zu vielem Guten brauchbar, wenn man sie dazu brauchen wollte, aber man läßt sie an vielen Orten, und zwar an solchen, wo sie am vorzüglichsten brauchbar wären, nicht nur stehen, wo sie stehen, man zeigt ihnen deutlich, daß man ihrer mehr als nichts will. Wir können uns nicht verhehlen, daß in unserm, in allen Stücken einer festen Gesetzgebung mangelnden Land, wo so unendlich viel, wie es nicht sollte, von der Routine und der Laune von Leuten, die Gewalt haben, abhängt, die brauchbarsten und bedeutendsten unter den Stillen im Land hie und da sehr übel ankommen würden, wenn sie auch nur dergleichen thäten, daß sie sich zu irgend etwas, zu dem sie nicht berufen werden, tüchtig glauben. Die Sache ist aber in unserm Land natürlich nur diese, die selbstsüchtigen Schlauköpfe, die sich in Rücksicht auf ihre Revenüen auf eine Art als zur Civilliste des Staats gehörig ansehen, und denen die Administrationen aller Geld-, Ehre- und Rechtsangelegenheiten im Staat gleichsam als Erbgut zufallen, lieben es natürlich gar nicht, wenn Leute, die nach dieser Ansicht nicht zu ihnen gehören, sich zu irgend einem Einfluß auf das öffentliche Wohl berufen und zur Mitwirkung für dasselbe fähig glauben. Wo es aber so ist, da können freylich die Stillen im Land das öffentliche Wohl auf keine Weise besser befördern, als wenn sie sich desselben gar nicht annehmen.

Meyer. Ich freue mich der Offenherzigkeit, mit der Sie in dieser Rücksicht von dem traurigen Zustand unsers Vaterlands sprechen. Es ist nur zu wahr und stimmt mit den Erfahrungen, die ich diesfalls im kleinen Kreis

meiner Berührungen in meinem Dorf zu machen die Gelegenheit hatte, nur zu sehr überein; aber ich hätte es doch nicht wagen dürfen, die Resultate meiner diesfälligen Lebenserfahrungen mit der Stärke und Unbefangenheit auszudrücken, mit der Sie es gethan haben.

Glülphi. Warum solltet Ihr es nicht dürfen? Es thut noth. Die Uebel unsers Vaterlandes sind in dieser Rücksicht auf einen Punkt gekommen, daß es jedes ehrlichen Mannes Pflicht ist, hierüber nicht hinter den Berg zu tragen, sondern seine Ansichten mit Bestimmtheit zu äußern — und, Gott Lob! die Stunde ist auch da, in der es jeder ehrliche Mann, wenigstens in Bonnal, auch darf.

Meyer. Es empört das Menschenherz im Innersten, wenn man so oft sehen muß, daß schlechte, über den wahren Zustand des Volks ganz blinde Subjecte, wenn sie auch nur zum Copiren von Nödeln ab dem Viehmarkt und ab den Zollstuben employirt sind, sich als die weisen und privilegirten Stützen des öffentlichen Wohls angesehen und behandelt wissen wollen, und den edelsten und einsichtsvollsten Männern, die zu den Stillen im Land gehören, wenn von Gegenständen des öffentlichen Wohls und seiner guten Besorgung die Rede ist, auf eine Weise begegnen, wie kaum ein Aufseher in einem Tollhaus einem Narren begegnen dürfte, der bey ihm Sachen nachfragen würde, die außer den Mauern, darin er eingesperrt seyn und bleiben muß, begegnet sind.

Junker. Ihr führt mich mit euren Bemerkungen in eine neue Welt hinein, und wenn es wirklich wahr ist,

daß die einsichtsvollsten und brävsten Männer an jedem Ort, die ihr die Stillen im Land heißt, so wie ihr meynt, im Stand sind, zu allem, was ihrem Wohnort frommen und aufhelfen kann, mit Erfolg mitzuwirken und zu diesem Zweck sich gern mit einander vereinigen würden, so könnte man wirklich auch in Rücksicht auf die Mittel, auch Bonnal wieder aufzuhelfen, Hoffnungen schöpfen, denen man sich ohne das nicht überlassen dürfte.

Meyer. Meine Ueberzeugung ist vollkommen; die Stillen im Land, selber die Armen unter den Stillen im Land, wären zu dem wesentlichsten Guten, das im Land mangelt, im höchsten Grad brauchbar und dienstfähig. Aber ich sage noch einmal, man muß ihrer wollen. Unberufen und unvereinigt sind sie freylich für das öffentliche Wohl eben so kraftlos, als sie im entgegengesetzten Fall kraftvoll dafür wären.

Junker. Aber wer soll z. B. in Bonnal diese Stillen im Land zusammenfinden und zusammenrufen?

Meyer. Wer anders, als Sie und der Herr Pfarrer?

Junker. Und wie?

Meyer. Je stiller desto besser. Wenn Sie, Ihre Gemahlin, der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin jede Gelegenheit, das Herz der Bessern unsrer Gemeindsgenossen, wie sich die Gelegenheit dazu je zuweilen von selbst geben wird, zu gewinnen, mit Eifer und Sorgfalt ergreifen und benutzen werden, so werden Sie das Herz der brävern Leute im Dorf gewiß gewinnen und bald einige von ihnen in dem Grad für Ihre Zwecke brauchbar finden, als

Ihnen die ersten Schreyer für das öffentliche Wohl, eben wie die verschlagenen Geheimnißbewahrer der Kunststücke, die man für das öffentliche Wohl im Verborgenen zu treiben, so oft auch nur vorgibt, für Ihre Zwecke unbrauchbar sind, und Ihnen, je mehr Sie mit den Stillen im Land bekannt seyn, als unbrauchbar in die Augen fallen werden. —

Diese Ansicht des Mannes ergriff den Junker in seinem Innersten, nur sagte er: aber wie sich die Gelegenheiten, den brävern Leuten im Dorf das Herz gewinnen zu können, so leicht und gleichsam von selbst geben werden, das leuchtet mir noch nicht ein. Ich fürchte im Gegentheil, solche Gelegenheiten könnten sehr selten eintreffen.

Der Meyer erwiederte: die besten und weitgreifendsten Mittel dazu können Sie selber machen. Sie haben, wenn Sie wollen, alle Augenblicke Gelegenheit in Ihrer Hand, Sachen zu thun, die geeignet sind, Ihnen das Herz von hundert und hundert Ihrer Angehörigen zu gewinnen.

Junker. Zum Exempel?

Meyer. Wenn Sie z. E. einem jeden Kind, das von nun an, bis es 20 Jahr alt ist, alljährlich 10 Gulden von seinem Spinnerverdienst beyseits legt und erspart, etwa einen zehendfreyen Acker schenkten, so machen Sie mehr als zwey Drittel der Dorfhaushaltungen eine Freude, die nicht anders als dahin wirken kann, Ihnen das Herz der braven Leute im Dorf allgemein näher zu bringen.

Junker. Das kann ich leicht und will es gern thun.

Meyer. Aber alles, was Sie thun werden, auch das Herz der bessern Leute im Dorf zu gewinnen, wird nicht

im Stand seyn, befriedigend dahin zu wirken, wohin Sie zielen, wenn nicht der Nachwelt und der Jugend durch die Schulen besser Vorsehung gethan wird. Es ist nicht genug, recht thun zu wollen, man muß es auch können, und dazu kommt man nur durchs Lernen, und die Schulen, wie wir sie jetzt bey uns allgemein haben, sind beynahe so viel als Mistbeete und Treibhäuser von allen den Fehlern, gegen die wir in Bonnal Hülfe suchen müssen.

Junker. Ist das auch nicht zu viel?

Glülphi. Nein, nein, er hat ganz recht; die wesentlichsten Fehler, gegen deren Folgen wir in Bonnal zu kämpfen haben, finden in unsern Dorfschulen, wie sie jetzt sind, Nahrung, wie die Pflanzen in den Treibhäusern, oder, wenn Sie lieber wollen, wie giftige Schwämme auf den Misthaufen.

Meyer. Ich habe bey meiner Vergleichung der Mistbetter und Treibhäuser mit den Schulen nicht einmal so weit gedacht, als der Herr Lieutenant, und will dieselbe meinerseits auch nicht so weit getrieben wissen. Nehmen Sie sie, gnädiger Herr! auch nur in so weit für richtig an, als Sie sie passend finden.

Junker. Je mehr wir davon reden, desto passender finde ich sie.

Meyer. So viel ist gewiß, daß unsere Schulen wesentlich mit allem Guten, das im häuslichen Leben statt findet und noth thut, in der engsten Uebereinstimmung stehen sollten, daß sie den ganzen Umfang der Kräfte des Kinds im höchsten Einklang mit dem, was zum Glück des häuslichen Lebens erfordert wird, beleben sollten, und

mit diesem allem stehen sie doch ganz gewiß in einem starken Widerspruch.

Der Glülphi nahm jetzt wieder das Wort und sagte: es ist unstreitig, daß ein großer Theil unserer Schulen in einem, den ersten Bedürfnissen des häuslichen Lebens ganz entgegengesetzten Sinn auf unsere Kinder einwirken. Er fuhr mit Heftigkeit fort: die Heterogenität dessen, was in denselben gelernt und die Art, wie es darin gelehrt wird, ist mit dem, was das häusliche Leben bedarf und der Art, wie dieses den Kindern gegeben werden sollte, im eigentlichen Gegensatz des ewigen, unabänderlichen Fundaments aller wahren Bildung unsers Geschlechts, vermög dessen jeder Schritt dieser Bildung die Menschennatur in ihrem ganzen Umfang an Seel und Leib mit Herz, Geist und Hand zu ergreifen geeignet seyn soll. Dieses Ergreifen der Bildungsmittel in dem ganzen Umfang der Kräfte der Kinder, das sich im häuslichen Leben so einfach, so vielseitig und so leicht gibt, mangelt in den gemeinen Schulen, wie sie jetzt sind, so viel als ganz. Es ist aber auch eben so unläugbar, daß alle isolirte, einseitige und oft noch öde Unterrichtsgegenstände, wie sie ohne dieses Eingreifen in die Gesammtheit der Kräfte und Anlagen der Kinder betrieben werden, gar leicht auf die Untergrabung und Zerstörung der Harmonie der Gesammtheit der menschlichen Kräfte und Anlagen einwirken. Er sagte darüber ferner: aller Unterricht, folglich auch aller Schulunterricht, der nicht Herz, Geist und Hand zugleich ergreift, steht in so weit nicht mit dem bildenden Geist und Wesen des häuslichen Lebens in Uebereinstimmung,

er steht im Gegentheil in so weit mit demselben im Widerspruch. Aller Unterricht und aller Schulunterricht, der den Widerspruch mit dem bildenden, häuslichen Leben verhüten und im Gegentheil in Uebereinstimmung mit demselben gebracht werden soll, muß darum auch die Mittel dazu in Uebungen suchen, die, indem sie das Herz, den Geist und die Hand des Kinds zugleich ergreifen, geeignet seyen, das reine Fühlen, das richtige Denken und das vollendete Können, das der Unterricht bezwecket, gemeinsam zu erzielen und dem Kind durch das Leben selber habituel und gleichsam zur andern Natur zu machen. Er fuhr fort: es ist nur in der Kraft dieses Lebens selber, was in jedem Augenblick unser ganzes Seyn und den ganzen Umfang unsrer Kräfte ergreift und belebt, und man muß die Mittel zu dieser Ergreifung und Belebung des Ganzen im Menschen wesentlich in der Thatsache des menschlichen Fühlens, Denkens und Handelns und nicht in der Erkenntniß, noch viel weniger in der Traumsucht über das menschliche Fühlen, Denken und Handeln suchen. Alles, was immer einzelne Kräfte gleichsam außer dem Kreis der Wahrheit, die in uns selbst und in unsern Umgebungen liegt, ergreift und festhält, wirkt in einem, dem reinen Einfluß des menschlichen Lebens und den göttlich und ewig gegebenen Grundlagen der naturgemäßen Entfaltung unsrer Kräfte, entgegengesetzten Sinn, und alle Schul- und Unterrichtsübungen, die in diesem Sinn auf die Menschennatur wirken, sind wesentlich fehlerhafte Erziehungsmittel, die, indem sie das, was Gott innig vereinigt, gewaltsam trennen und zur Herzls-

figkeit in Geistesübungen, zur Geistesloſigkeit in Herzensübungen, ſo wie zur Seelenloſigkeit in den Anſtrengungen der phyſiſchen Kräfte hinführen, und dadurch in ſittlicher, geiſtiger und Kunſthinſicht die thieriſche Abrichtung unſerer Natur einſeitig beleben und dadurch dem innern, heiligen Weſen der wahren, menſchlichen Bildung in allen drey Rückſichten tödtlich entgegen wirken.

Aber wie eine Schule einrichten, die, alſo aus dem häuslichen Leben hervorgehend, auf den ganzen Umfang der Kräfte unſrer Natur bildend einwirken würde? das war jetzt die Frage, die zwiſchen dem Junker, dem Pfarrer und Glülphi, und zwar in der beſondern Rückſicht auf ihre Endzwecke in Bonnal, zur Sprache kommen mußte, und der Junker meynte und ſagte, es ſey kein Menſch in der Welt, der ihnen hiefür beſſer Rath und Wegweiſung geben könne, als der Baumwollen-Meyer. Dieſer aber ſagte darüber ganz ernſthaft zum Junker: ich kenne eine Spinnerfrau in Bonnal, die das ohne alle Vergleichung beſſer kann als ich.

Das iſt nicht möglich, erwiederte der Junker, und der Glülphi; aber dieſe Frau möchten wir doch kennen, von der Sie das ſagen.

Der Meyer nannte ihm jetzt Gertrud, und der Junker erwiederte mit Lebhaftigkeit: ich kenne dieſe Frau, und wenn je die Anbahnung von Endzwecken, die ſo weit führen als die unſrigen, von einem Bauernweib zu erwarten wäre, ſo würde ich an Gertrud denken; aber zu dem, was wir ſuchen und wollen, brauchen wir einen Mann, und einen Mann, wie du biſt, Meyer.

Meyer. Es kommt in Rücksicht auf die Einrichtung einer Schule, wie wir eine wünschen, auf Erfahrungen und Fertigkeiten an, für welche eine gute Frau, wie Sie, Junker, Gertrud selber erkennen, weit mehr Sinn hat, als irgend ein Mann; und ich tauge hiefür gar nichts. Ich bin ein schon ziemlich alter, eingefleischter Berufsmann, der nun über 20 Jahre vom Morgen bis am Abend fast nichts in seinem Kopf herumschleppte, als sein Baumwollenwesen und was mit diesem zusammenhängt; Gertrud hingegen hat sich fast eben so lange mit nichts, als mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt, und unter den Umständen, in denen sie ihres Mannes und des Dorfs halber lebte, Erfahrungen gemacht und sich Fertigkeiten erworben, die sie dahin gebracht, in der Erziehung ihrer Kinder das Unglaubliche zu leisten. Ihr Herren, ich versichere euch, sie hat ihre Baumwollenstube für ihre Kinder zu einer Schulstube gemacht, wie ich noch keine gesehen und mir nicht leicht eine bessere denken und wünschen kann; aber Sie müssen diese Stube sehen und dann werden Sie bald selber gewahr werden, ob sie oder ich besser im Stand sey, zu der Einrichtung einer guten Dorfschule Rath und Handbietung zu leisten.

Die Herren erstaunten auf der einen Seite über diese Aeußerung, auf der andern Seite aber schien's ihnen doch, es könnte etwa seyn, daß er ihnen Gertrud dafür vorschiebe, weil es ihn zu viel Mühe kosten würde, sich dieser Sache näher anzunehmen, und der Junker sagte lachend zu ihm, er könne sich vortrefflich aus dem herausziehen, was er vielleicht etwa nicht gern thue. Glülphi

aber sagte: Meyer, es mag jetzt mit diesem seyn, wie es will, so müssen wir diese Stube nothwendig sehen und wollen morgen schon zur Gertrud, setzte aber dennoch hinzu, weil sie noch bey einander seyen und ehe sie zu ihr hingehen, müsse er ihm mit einiger Bestimmtheit sagen, was er für das Wesentliche und Eigenthümliche der Erziehungskunst dieser Frauen achte.

Ich kann's durchaus nicht sagen, erwiederte der Meyer, aber ihre Wirkung springt in die Augen. Ihre Kinder sind lebendig, froh, heiter, thätig. Was sie sagen, ist verständig, überlegt, gradsinnig und liebreich. Was sie arbeiten, kann man nicht besser wünschen, als sie es machen. Sie beten mit Andacht. Sie singen mit Jubel. Sie lesen die Bibel mit Glauben. Sie antworten in der Kirche, Herr Pfarrer, das wißt Ihr selber, wie keine im Dorf. Jedes von ihnen ist in seinem Alter, in seiner Lage und in seinen Verhältnissen, was es seyn soll und seyn kann. Das in der Wiege ist das beste Wiegenkind, das ich kenne. Das zweyjährige, das vierjährige, das siebenjährige, jedes ist, was es für sein Alter und für seine Lage seyn kann und seyn soll, und zwar in dem Grad, daß mir wenigstens, wenn sie meine Kinder wären, ihrenthalben nichts zu wünschen übrig blieb. Wie sie jetzt aber das mache und wie sie dahin komme, dafür müßte ich meinen ganzen Baumwollengewerb mir aus dem Kopf schaffen, um auch nur dahin zu kommen, mir selber in etwas darüber Rechenschaft geben zu können, und euch, Ihr Herren! etwas darüber in Tag hinein zu schwatzen, wovon ich mir selber nicht Rechenschaft geben kann, das

mag ich so wenig an mich kommen lassen, als ich es an mich kommen ließe, mit einem Kaufmann über einen Handlungsartikel, den ich nicht selber führe und nicht wohl kenne, in den Tag hinein zu schwatzen.

Die Herren sahen, daß er sich nicht weiter in diesen Gegenstand hineinlassen wollte, wiederholten, daß sie morgen Gertrud besuchen wollen und kamen in ihrem Gespräch allmälig wieder auf ihre frühere Unterredung.

Der Lieutenant faßte die Nothwendigkeit, durch Vereinigung der besten Leute im Dorf sich eines entscheidenden Einflusses auf die schlechtern Haushaltungen zu versichern, mit dem Bedürfniß einer bessern Schuleinrichtung zusammen, ins Aug, und sprach dabey den Grundsatz bestimmt und laut aus, das wirkliche Leben der Haushaltungen mache wesentlich den Boden der Erziehung aus, und jeder Schulunterricht, der nicht auf einem diesfalls guten Boden ruhe, tauge für das Ganze der menschlichen Bildung gar nichts und könne nichts dafür taugen; und nachdem er die verschiedenen Abirrungen von der menschlichen Natur vielseitig berührt hatte, sagte der Pfarrer: die Wirkung solcher bodenlosen Unterrichtsübungen in einzelnen Gegenständen bringt mir das Gleichniß des Säemanns im Evangelium zu Sinn, wo der weit größere Theil des Saamens auf die Straße fiel, auf der ihn die Vögel auffraßen, oder unter die Steine, wo er nicht Wurzel fassen konnte, und unter die Dorne, unter deren höhern Wurzelgewalt er erstickten mußte.

Der Lieutenant erwiederte: das Gleichniß paßt vollkommen auf unsere Ansicht. Der weit größere Theil des

ohne Zusammenhang mit dem häuslichen Leben bestehenden Schulunterrichts ist ganz gewiß solchem Saamen gleich, der auf dem Weg, unter den Steinen und zwischen den Dornen nicht so aufwachsen kann.

Die Herren kamen in ihrem Gespräch wieder dahin, bey dem Meyer und bey seiner Schwester nachzufragen, was für Männer und Weiber im Dorf etwa zu einer solchen Vereinigung tauglich wären, durch die man das Dorf allmälig wieder zu einer bessern Ordnung und zu bessern Gesinnungen zurücklenken könnte, und das Mareili, das sonst so gradsinnig ist und alles, was es denkt, gerade heraus sagt, meynte jetzt einmal doch, es müßte höflicher seyn, als es zu seyn gelernt hat und sagte über diesen Punkt, wo man eine Oberkeit habe, wie wir jetzt eine haben, da sey das, was die gemeinen Leute im Dorf nachhelfen können, eben wenig. Aber sein Bruder war nicht der Meynung. Er sagte: du mußt das nicht sagen, Mareili; eben wo die Oberkeit im Land gut ist, da sind die braven Leute im Dorf für dasselbe etwas werth und können darin etwas ausrichten; da, wo die Oberkeit schlecht ist, da ist es für die braven Leute im Land besser, wenn ein jeder sich, so gut er kann, in sein Schneckenhaus zurückzieht, bey sich selber ist und für sich selber sorgt, als daß sie sich zu irgend etwas Gutem unter einander vereinigen. Er sagte ferner, unter schlechten Oberkeiten seyen beynahe alle Bestrebungen der braven Leute, sich für etwas Gutes einzumischen, eine Thorheit und eine unnütze und vergebliche Zudringlichkeit. Sie können der Schlechtheit, die in diesem Fall bey den Vögten und Richtern im Dorf ei-

nen Rücken habe und wesentlich von ihm selber herrühre, auf keine Weise abhelfen und nichts weiter ausrichten, als sich selber bey Leuten verhaßt machen, die ihnen schaden und sehr schaden können.

Der Lieutenant stimmte ganz des Meyers Ansicht bey und sagte: du hast völlig recht, Meyer, wo die Obrigkeit schlecht ist, da muß der brave Mann allerdings zu sehr für sich selber und für seine eigene Haut sorgen, als daß ihm nicht die Lust vergehen sollte, sich um das zu bekümmern, was unter einem Dach vorgeht, das nicht sein ist; aber unter einer guten, edelmüthigen Oberkeit geht auch ganz gewiß jedem braven Mann das Herz für das öffentliche Wohl auf, und ein jeder ist für jede Vereinigung zu irgend etwas Gutem bereit, und ihrer viele stehen dann mit Gut und Blut zu allem Guten, das im Land einzuführen und auszurichten möglich ist.

Dieses Gespräch führte die Herren tief in den frühern Zustand ihres Dorfs hinein und der Meyer sagte in der Lebhaftigkeit seiner Unterredung, zwar mit Schonung, aber bestimmt heraus: unter einer schlechten Oberkeit finden alle Matadoren und Blutsauger in den Dörfern durch ihre Verbindung mit den Schulzen, Weibeln, Agenten, Notarien, Kopisten und wie alle diese Stadt- und Landnotablen heißen, einen Schutz, der so weit langt, daß sie nicht nur bey den läßlichen Sünden der Mißgriffe, die sie sich gegen bloß gemeine Leute erlauben, ohne irgend eine ernste Ahndung durchschlüpfen, sondern auch bey Verbrechen, die wirklich an die Justizstellen gelangen, durchaus nicht auf die gewohnte Weise als Verbrecher gemeiner Leute, son-

dern auf eine Weise behandelt werden, darin dergleichen Leute immer hundert und hundert Auswege, um mit heiler Haut durchzuschlüpfen und ihrer Strafe zu entrinnen, offen finden, die allen gemeinen, nicht so notablen Leuten verschlossen sind. Wo denn aber das ist, da ist auch die Verantwortlichkeit der Dorfmatadoren und Blutsauger in hundert und hundert Fällen eine bloße Scheinsache, deren äußere Formen oft absichtlich mehr zu ihrer Sicherheit, wenn sie fehlen, als zur Aufdeckung dessen, worin sie fehlen, geeignet ist. Wo das aber so ist, sagte er ferner, so wird denn das Schelmenleben der Dorfmatadoren und Blutsauger zu einer Art von privilegirtem Ehrenleben im Dorf, und es bildet sich denn auch unfehlbar immer sehr bald daselbst eine Ehr- und Ansehensclique, von deren öffentlichen und geheimen Vorzügen die ganze niedere Volksklasse im Dorf ausgeschlossen und als unwürdig, daran Theil zu nehmen, zwar nicht wörtlich erklärt, aber thätlich behandelt wird; und wenn es einmal in einem Dorf so weit gekommen, so ist denn auch den Meistern und Vormündern solcher Cliquen kein Weg, der zur Erhaltung dieses Ehrenlebens und seiner geheimen und öffentlichen Vorzüge, Vortheile und Emolumente hinführt, weder zu schmutzig noch zu gemein.

Der Lieutenant unterbrach ihn und sagte: wie doch auch die Menschennatur in höhern und in niedern Verhältnissen zu Stadt und Land, auf den Rathhäusern und in den Gemeindshäusern die nämliche ist.

Aber der Meyer sagte lächelnd: ich mag nichts davon hören und nicht daran denken, wie es in den obern Quar-

tieren des großen Welthauses aussieht, mir ist's genug, die niedern Quartiere dieses Hauses, in denen ich und die meinigen leben und leben müssen, immer näher zu kennen — und fuhr dann fort, über die Folgen der Handlungen der Dorfmatadoren in Bonnal, nachdem sie einmal zum Ehrenleben des Dorfs geworden ist, gehabt hat, und sagte: es ist allerdings dem Geist und dem Einfluß dieser Clique zuzuschreiben, daß alles Beten, alles Bibellesen und mit ihm aller Glauben an Recht, Wahrheit und Treue aus unserer Mitte verschwunden und man jetzt am Sonntag in allen Häusern, anstatt der Bibel und des Betbuchs, die Stadtsatzung, das Landrecht, Polizeyzedul, Signalements und Würfel und Karten auf den Bauerntischen herumliegen sieht.

Aus einem Mund sagten die Herren: ja, es ist wahr, es steht übel, es steht sehr übel in unsern Dörfern und besonders in Bonnal.

Der Meyer erwiederte: So übel, daß ich es gerade heraussagen muß, wenn nicht Hoffnung wäre, daß sich die Umstände ändern würden, so würde ich mit dem, was ich mir erspart habe, fort und an einen andern Ort hinziehen, wo es diesfalls nicht so schlimm steht — — und wenn's auch nach Amerika wäre.

Nein, nein, sagten jetzt der Junker und der Glülphi, wir wollen machen, daß du keine Ursache habest, von uns wegzuziehen.

Meyer. Gnädiger Herr! Ich bleibe gern, wo ich geboren bin, wenn ich mit gutem Gewissen für mich und meine Kinder bleiben kann.

Junker.

Junker. Das ist brav, Meyer! Du mußt im Land bleiben und wir wollen gewiß machen, daß du mit gutem Gewissen für dich und die deinigen darin bleiben kannst.

Pfarrer. Ja, Meyer, bleib im Land, darin dich Gott gesegnet. Du nährtest dich redlich darin und kannst uns, wie sonst niemand, dazu helfen, daß unser Dorf, darin sich fast niemand mehr redlich nährt, auch wieder zu dem, sich redlich zu nähren, das in unserer Mitte so noth thut, allmälig zurückgelenkt werde.

Meyer. Ihr Herren! Es ist für einen braven Menschen ein süßes Ding, im Vaterland bleiben zu können, aber man kann's einem auch zu sauer machen, und dann geht man, wenn auch mit noch so zerrissenem Herzen, endlich doch weiters.

Die Herren boten ihm jetzt alle freundlich die Hand und sagten: Meyer, du bist jetzt unser und mußt unser bleiben.

Er erwiederte eben so freundlich: bey euch bleibe ich gern, und glaubet mir sicher, es ist mir gewiß so lieb als irgend einem Menschen, daß ich und meine Kinder auf eben den Kirchhof kommen, auf dem unsere Väter und Großväter begraben liegen.

Nach diesen Worten des Meyers war unter ihnen allen eine Weile eine feyerliche Stille. Keiner von allen redte jetzt ein Wort, aber Wehmuth war sichtbar auf allen Gesichtern zu lesen, und man kam langsam wieder auf das, was jetzt am nothwendigsten zu thun sey, zurück. Der Meyer sagte: was mir am Herzen liegt, ist das einzige, so lange unter den Vorgesetzten und Dorfmeistern

eine so niederträchtige Selbstsucht herrscht, haben sie tausend und tausend Mittel in Händen, den Geist der schwachen Leute, denen man aufhelfen sollte, zu verderben, und alles rückgängig zu machen, was man Gutes anbahnen will.

Der Junker erwiederte: ich weiß keine Wege, wie ich diesfalls zum Ziel kommen kann. Die Vorgesetzten stecken mit ihrer Lebensweise einander an, wie räudige Schafe jedes gesunde, das man in ihre Mitte führt, anstecken. Wähle ich heute den ehrlichsten Mann, so ist er morgen wie sie alle.

Der Meyer lächelte. Der Junker sah's und fragte ihn freundlich und auch lächelnd: aber warum lachst du jetzt?

Der Meyer antwortete: ich will es gerade heraus sagen, ich dachte an Ihre letzte Vogtswahl.

Junker. Ja, Meyer, ich habe mich schrecklich an diesem Mann geirrt.

Meyer. Das ist wahr. Es ist kaum möglich, daß ein Mensch für den Vogtsdienst weniger tauge, als er. Auch können Sie versichert seyn, daß im ganzen Dorf nicht zwey Menschen sind, die im Ernst glauben, es gebe je aus ihm ein guter Vogt.

Wüßte ich nur eine Wahlordnung, die mich sicher stellen würde, daß ich nie mehr also fehlen könnte, ich würde sie auf der Stelle einführen, sagte jetzt der Junker, und der gutmüthige Pfarrer äußerte sich: es wäre vielleicht am besten, man ließe das Volk seine Vorgesetzten selbst wählen. Aber der Lieutenant, der die Welt besser kannte, widersprach ihm laut und sagte: alle Volkswahlen öffnen

der Bestechung und mit ihr und durch sie allem Unrecht und aller Gewaltthätigkeit den Weg, und würde bey uns nur dahin führen, daß die Schlausten, Verfänglichsten oder die Reichsten und Stolzesten, die wir im Land haben, und niemals die Geradsinnigen, Kraftvollen und Selbstsuchtlosen, niemals die Stillen im Land zu Vorgesetzten erwählt würden.

Der Junker sagte: aber wenn ich mir vom Volk drey oder vier Männer vorschlagen ließ, und dann einen von diesen auswählte?

Glülphi widersprach auch diesem und sagte: mit dem ist nichts gemacht. Das Volk, das dadurch die Vorhand in der Wahl erhält, wird auch auf diesem Weg dahin gebracht werden, wohin es auf dem ersten, bey freyer Wahl, kommen würde. Sicher würden Ihnen die schlausten, verfänglichsten und stolzesten Männer im Land zur Auswahl vorgelegt werden, die redlichsten, besten und einsichtsvollsten würden hinwieder bey der Wahl durchfallen, und Sie würden dann bey voller Ueberzeugung, daß die Vorgeschlagenen nichts taugen, doch keine andere mehr wählen dürfen. Ich wollte fast lieber, Sie würden dem Volk drey Männer vorschlagen und es dann einen von diesen auswählen lassen. Aber im Grund hat auch dieser Vorschlag die nämliche Schwierigkeit, wie der erste.

Junker. Das ist richtig; ich kann mich dreyfach irren wie einfach, und versichert mich, daß keiner meiner Nachfolger sich in diesem Vorschlag von einem Hummel leiten lassen werde, wie mein Großvater sich von dem alten Vogt hat leiten lassen.

Die Herren fanden allerseits die Sache sehr schwierig; der Baumwollen-Meyer aber mischte sich sehr lange nicht mehr in ihr Gespräch. Er wußte, daß der Junker der Vogtstelle halber auch an ihn dachte und wollte diesfalls kein Wort verlieren, hinter welchem man etwa eine Nebenabsicht vermuthen könnte. Es wunderte die Herren, daß er einsmals so still war.

Sie fragten ihn, warum er sich über diesen Gegenstand nicht äußere, wie über jeden andern? Er antwortete: er ist über meinen Kreis. — Doch als sie noch lange kreuz und queer über diesen Gegenstand schwatzten, ohne zu irgend einem Ziel zu kommen und zuletzt den Gegenstand fast als eine unauflösliche Aufgabe ins Aug faßten, konnte er ihr Gespräch nicht mehr stillschweigend anhören und sagte zu ihnen, er halte den Gegenstand gar nicht für so schwierig, als sie ihn dafür anzusehen scheinen. Jetzt baten ihn die Herren einstimmig und dringend, er soll ihnen seine Meynung darüber sagen. Er erwiederte ganz unbefangen: wie ich die Sache ansehe, ist es einfach darum zu thun, eine Wahlordnung zu finden, worin auf der einen Seite jede Bestechung verhütet, auf der andern Seite die nöthigen Einsichten und ein reiner Wille, den würdigsten und zuverlässigsten Mann zu einer Vorgesetztenstelle bey den Wählenden gesichert werde.

Das ist freylich bestimmt die Frage, sagten der Junker, der Pfarrer und Glülphi, und setzten hinzu: aber wie würdest du es dann anstellen, dich dessen zu versichern?

Meyer. Wenn ich ein Junker oder eine Person wäre, wie ich es nicht bin, die die Pflicht einer solchen Wahl auf sich hätte, so würde ich in jedem sich hiefür ergebenden Fall zuerst die Gemeinde, und zwar an einem heiligen Feste in der Kirche versammeln und jeder Gemeindsgenoß müßte mir eine Stunde nach dem genossenen Abendmahl und nach einem hiefür eingerichteten Gebet und Ermahnung auf drey ihm gegebenen Zeduln schriftlich anzeigen, erstlich, welches die drey Männer seyen, die er für die frömmsten, gutmüthigsten im Dorf halte, zweytens hinwieder, welche unter den Reichsten im Dorf die drey seyen, auf deren Treue, Redlichkeit und Uneigennützigkeit man Gemeindshalber das größte Vertrauen haben dürfe, drittens die drey Männer, die er unter den brävsten und guten Willens halber zuverlässigsten für diejenigen achte, die Einsichten-, Kenntnissen- und Mittelnhalber am geschicktesten und fähigsten wären, der Gemeind in allen Rücksichten mit Rath und That an die Hand zu gehen; dann würde ich einen jeden Mann, der in einer dieser drey Rücksichten die Stimme der halben Gemeind in sich vereinigte, als einen Wahlmann des mangelnden Vorgesetzten erklären und diese Wahlmänner am nächsten Sonntag in der Kirche nach dem Gottesdienst bey einem geheimen und bestimmt undurchdringlichen Stimmenmehr nur zwey, höchstens drey Männer vorschlagen lassen, von denen ich dann denjenigen, der nach meiner Ansicht und Ueberzeugung der tüchtigste ist, zum Vorgesetzten erwählen würde.

Der Junker, der Pfarrer und der Glülphi erstaunten sämmtlich über die Wahlordnung, die der Meyer ihnen vorschlug. Der Junker nahm ihn bey der Hand und sagte: Meyer! wie kommst du zu dieser trefflichen Wahlordnung? —

Meyer. Ich weiß nicht, ob sie trefflich oder nicht trefflich ist, aber es dünkt mich, sie sey natürlich und dafür geeignet, das Wesentliche, warum es bey jeder solchen Wahl zu thun seyn muß, zu sichern, nämlich daß darin auf der einen Seite keine Bestechung möglich, auf der andern Seite die nöthigen Einsichten, vorzüglich aber ein reiner Wille, den würdigsten und zuverlässigsten Mann zum Vorgesetzten zu bekommen, sowohl bey denen, die Wahlmänner ernennen, als bey den Wahlmännern selbst allgemein gesichert werde. Wenigstens glaube ich, daß bey einer solchen Vorgesetztenwahl weder der Herrschaftsherr, noch die Bauern gefahren könnten, überlistet und anstatt der besten und brävsten Männer, die Sie zu Vorgesetzten bedürfen, die schlechtesten, die im Land sind, zu erhalten.

Der Junker, der Pfarrer nnd Glülphi gingen mit einem seltenen Eindruck von Hochachtung von diesem Mann weg und beschlossen, morgen darauf wieder nach Bonnal zu fahren, um Gertrud, von der der Baumwollen-Meyer ihnen gesagt, sie könne ihnen für die Einrichtung einer guten Dorfschule viel besser als er rathen, zu sehen.

§. 11.

Die große Aenderung des guten Lienhards und die neue Noth, in die ihn die Schlechtheit seiner Taglöhner beym Kirchbau gebracht.

Ich will gern wieder zu dieser Frauen zurückkehren, deren häusliche Kraft und Tugend die Reihenfolge der Begegnisse veranlasset, die wir bisher gesehen. Ich habe jetzt so lange nichts mehr von ihr geredt, aber sie steht mir doch immer vor Augen und hat in meinen Augen den größten Werth unter allen den Menschen, von denen ich bisher etwas geredt. Sie geht täglich ihren stillen Gang vorwärts und ihr Haus ist täglich mehr gesegnet. Sie genießt aber jetzt auch die Folgen ihrer Tugend und ihres Muths, mit dem sie in ihrer Noth zu Arner ging und bey ihm Hülf und Rath suchte, in vollem Maaß. Ihr guter, aber ehemals so schwacher Mann, der ihr vorher so vielen Kummer gemacht, ist seitdem ein ganz anderer Mensch geworden. Jedermann glaubte, da er jetzt am Kirchbau Geld verdiene, so werde er augenblicklich wieder in sein altes liederliches Leben hineinfallen. Aber es war nicht so. Er ist alle Morgen der erste an der Arbeit. Noch vor 6 Uhr, eh' er auf den Kirchhof geht, macht er eine Stunde oder zwey vorher im Haus allerhand in Ordnung, das er vorher mit keiner Hand angerührt hatte; er mistet jetzt den Stall, er melkt die Kuh und thut noch viel anders, das er vorher ganz seiner Frau überließ, und ist

auch bey dieser Arbeit so munter und heiter, als er in der Wirthshauszeit bey derselben oft unwillig und unwirsch war. Er singt jetzt wieder, wie er, seitdem er das erstemal mit dem Hummel gerechnet und ihm viel schuldig geworden, nicht mehr gesungen. Wenn seine Kinder mit der Mutter ihr Morgenlied singen, so singt er meistens auch mit und tönt oft ihre Melodie vom Haus weg noch pfeifend fort, bis auf den Kirchhof.

Aber wenn er dahin kam und ihn auch nur die Luft vom Kirchhof anhauchte, oder vielmehr, sobald er von ferne einen der Lumpen, die ihm daran arbeiteten, sah oder hörte, verging ihm das Singen auf der Stelle. Er hat daselbst neun Gesellen und acht Taglöhner, und mit diesen letzten, die fast alle ein liederliches, abgeschwächtes und anmaßliches Baumwollengesindel sind, fast alle Augenblicke Verdruß; mit den Gesellen weniger. Diese sind landsfremd und wissen auch mehr, was allenthalben der Brauch ist, und was selber beym Liederlichseyn auch noch gehen und nicht gehen mag. Die Taglöhner hatten auch einmal in Verbindung mit vielen andern als Gehülfe der Maurer an einem Bau gearbeitet, aber sie kannten alle Lienhard von altem her und meynten, da er eben wie sie und mit und neben ihnen lange ein liederlicher Bursch gewesen, so dürfe er eben auch nicht streng mit ihnen seyn, er müsse vielmehr um deswillen ihnen hie und da etwas zu gut halten und durch die Finger sehen, das freylich nicht ein jeder andrer auch thun würde. Auf dieses Fundament hin machte es ihnen gar nichts, alle Augenblicke gegen ihn zu fehlen, wie es ihnen nur in den Sinn kam.

Bey vielen schien es, als ob sie es bestimmt darauf anlegten, daß bey der Arbeit alles viel koste und recht viel dabey zu Grund gehe. Der Kalk kostet in Bonnal, weil man ihn wohl 4 Stund übers Gebirg herführen muß, fast das doppelte, als jenseit des Gebirgs, und der Maurer hatte dem Kriecher schon von Anfang an alle Tage gesagt, er soll ihn doch sparen, weil er so theuer sey.

Aber er konnte lang sagen, der Kriecher warf so viel Kalk in den Sand und arbeitete ihn so schlecht, daß die Maurer alle Augenblicke ganze Schollen unverarbeiteten Kalk darin fanden und dem Lienert selber sagten: er solle den liederlichen Bursch von dieser Arbeit wegjagen oder ihn doch anhalten, daß er seine Arbeit besser machen müsse. Das verstand aber der gute Lienhard nicht wohl; er sagte es ihm freylich alle Tage wohl zehnmal, aber es half nichts. Endlich that er ihn und noch einen andern, der eben so liederlich war, von dieser Arbeit weg und an eine andere, bey der er, wie der gute Meister glaubte, doch wenigstens nicht so viel verderben konnte, als beym Pflastermachen. Dafür brauchten sie denn hinter seinem Rücken ihr Maul, hießen ihn einen Wohldiener, Unglücksstifter und ägyptischen Treiber und dergl., brummten daneben wie alte Bären, die ihr Meister eben geprügelt und sagten unter einander: wenn der Kalk sein wäre und er ihn zahlen müßte, so wäre es ein Unterschied, aber es gehe ihn ja nichts an, und der Junker würde noch der Junker bleiben, der er sey, wenn er das Fäßli Kalk, das der Maurer aus ihnen herausschinden wolle, schon minder hätte.

Der gute Lienhard hätte sie geradezu wegschicken und nicht an eine andere Arbeit schicken sollen. Sie verderben ihm jetzt aus Rach doppelt so viel, als sie ihm beym Pflastermachen verderben konnten, und es ist, als ob sie nicht ab dem Kirchhof wegkönnten, ohne daß sie einen Laden mit den Schuhen ab einander treten, oder ein Stück Holz unnütz gemacht, oder sonst etwas dergleichen gethan. Und denn waren diese zwey nicht einmal die einzigen, von denen er Verdruß hatte. Der Rütimarx thut zu allem, was er angreifen muß, so lahm, daß, wenn er etwas in die Hand nimmt, immer drey oder vier die Hände still halten und den Narren wegen seiner Ungeschicklichkeit angaffen. Er und der Kriecher sind aber doch auch die schlimmsten und platterdings zu nichts nutz, als etwa einen leeren Korb, einen Nagel oder ein Seil einem andern zu bringen, der dann den Korb füllen, den Nagel einschlagen und das Seil anbinden kann, wenn er gern will. Diese zwey Schwächlinge im Lumpenleben sperbern auch den ganzen Tag auf solcher Gattung Arbeit; dem Lenk aber übergeht auch sicher allemal die Galle, wenn er diese Bursche so etwas auf den Müßiggang einrichten sieht, und es ist dann auch noch, wie wenn er allemal dazu kommen müsse, und da er selber auch ein schlechter Kerl ist, so hat das eine sehr böse Wirkung auf ihn. Wenn er darob unwillig wird, so arbeitet er denn auch selber nicht, wie er es sonst thut, im Gegentheil wiegelt er denn noch die andern Arbeiter auf und hat erst neulich zu ein paar andern gesagt, sie seyen wohl Narren, daß sie sich so angreifen mögen, die, so an Händ' und Füßen wie lahm

und den ganzen Tag herumstehen und den Maulaffen feil haben, bekommen den gleichen Lohn wie sie. Es ist aber auch zum rasend werden, wie weit diese zwey Bursche ihre Unverschämtheit diesfalls treiben; vor kurzem rief ein Maurer dem Kriecher vom Gerüst herunter, ob er keine Schnur (Bindfaden) bey sich habe? Der Kriecher schlüpfte im Augenblick unter dem Pflasterkorb, den er schon auf der Achsel hatte, hervor, suchte in allen Säcken, ob er nicht etwas finden könne, das einem Schnürlein gleich sehe, und das er anstatt des Pflasterkorbs die Stege (Treppe) hinauftragen könne. Er fand auch wirklich etwas dergleichen, nahm es im Augenblick in beyde Hände und trug es also Schritt für Schritt die Treppe hinauf an eben den Ort, wo er den Pflasterkorb hätte hintragen sollen. Der Lienert stund gerade neben ihm zu, da er seinen Korb abstellte und mit dem Schnürli in den Händen die Treppe hinaufging. Ohne ein Wort zu sagen, nahm jetzt der Lienert den Pflasterkorb selber auf die Achsel uud trug ihn ihm auf dem Fuß die Treppe hinauf nach. Wer seines Wegs fortging und nicht dergleichen that, als ob er nur denke, daß jemand hinter ihm herkomme, das war der Kriecher. Er hätte ihn auch sicher bis an Ort und Stelle so hinter ihm hergehen und sich den Korb nachtragen lassen, wenn ihm nicht ein Mäurer ab dem Gerüst zugerufen hätte, ob er sich nicht schäme, den Meister so hinter ihm her den Pflasterkorb hinauftragen zu lassen und mit leeren Händen voranzugehen; da kehrte er sich nach einigem Brummen um, und sagte zum Lienert, er habe ihn nicht gesehen und geglaubt, es pres-

fire mit der Schnur. Er wollte jetzt aber doch dem Meister den Korb abnehmen; aber dieser gab ihn ihm nicht und sagte: wenn du nicht ein Müßiggänger wärest, so hättest du ihn schon unten auf der Achsel behalten und mit sammt dem Schnürli hinauftragen können. Der Kriecher gab zur Antwort: ich meyne, ich thue meine Sache so gut als ein anderer und schnurrte von ihm weg.

Auch der Leman steht die halbe Zeit herum, zu schauen, wo die Vögel herumfliegen, und wenn der Sigrist, oder der Todtengräber, oder sonst ein altes Weib über den Kirchhof geht, so hat er allemal etwas ganz Nothwendiges mit jedem zu reden.

Der Marx, der stiehlt gar, und es ist kein Nagel, kein Seil, oder sonst nichts bis auf die Speckschwarten vor ihm sicher.

Einmal, als er sein Brod aus seinem Schnappsack herausnahm, war es schneeweiß. Der Maurer Jacob, der ehrlichste unter des Lienerten Gesellen, stand eben bey ihm zu und sagte ihm: Marx, Marx, es ist gar kein gutes Zeichen, wenn einem Maurer das Brod im Sack weiß wird.

Warum? warum? sagte der Marx.

Jacob. Es mahnt einen so stark ans Kalkstehlen.

Marx. Ich hab' einmal keinen gestohlen.

Jacob. Das Brod ist dir, denk ich, von den Erdäpfeln so weiß worden, die du in deinem Schnappsack hast.

Marx. Einmal nicht vom Kalkstehlen.

Der Jacob antwortete nichts mehr. Er warf nur einen verächtlichen Blick auf ihn. Das machte ihm zwar das Herz klopfen; aber er ward doch nicht roth. Er konnte nicht wohl, das, was schwarz und dunkelgelb ist, wird gar schwer roth. Doch sagte er noch: ich hab' gestern Mehl im Sack gehabt und waschte zugleich das weiße Brod im Bach ab, der vor ihnen zu floß.

Du wirst fürchten, sagte jetzt der Jacob, das Mehl breme dich im Magen, wenn du das Brod nicht abwaschest.

Erbittert, daß der Jacob noch jetzt nicht schweigen wollte, sagte ihm der Marx: ich mag das Brod einmal nicht essen, wie ein Schwein.

Aber der Jacob schwieg auch jetzt noch nicht, sondern erwiederte: du hast gar recht, dergleichen Mehl könnte auch ein Schwein tödten, wenn es ein wenig zu viel davon bekäme, und ging dann weiter.

Solche Leute hatte der Lienert an den Taglöhnern den ganzen Tag über um sich. Doch auch andere. Mit den Gesellen war er meistens zufrieden und von den Taglöhnern machten ihm auch etliche dann und wann Freude.

§. 12.

Vaterfreuden.

Außer dem Michel, den er allenthalben brauchen konnte, war ihm keiner so lieb, als der junge Bärr. Dieser sang

und pfiff immer bey seiner Arbeit, wenn ihm auch der Schweiß tropfenweis von der Stirne lief.

Ihrer viele konnten das nicht an ihm leiden, und der Lenk sagte einmal beym Abendbrod ihm ins Gesicht, er könnte mit seinem Singen und Pfeifen wohl warten, bis er auch ein ganzes Hemd hätte. Aber der Bärr pfiff sein Lied fort, schüttelte dabey den Kopf und sagte erst, nachdem er sein Lied ausgepfiffen und noch einen Mundvoll von seinem Abendbrod gegessen, zum Lenk: meynst du etwa, es mache einem die Hemder ganz, wenn man nicht pfeife?

Es sparte keiner wie er den Taglohn und keiner sprang so mit ihm heim, ihn seiner Frau zu bringen und zu zeigen.

Den ersten Samstag war er außer Athem und konnte vor Freuden fast nicht zu Worten bringen, was er sagen wollte, da er die Hand aufthat und den Thaler, der von Schweiß ganz naß war, seiner Frauen zeigte.

Sie nahm ihn ihm fröhlich aus der Hand und er konnte jetzt wieder frischer athmen und sagte noch: Gäll, Frau! so hundert, dann wäre ich ein braver Mann? — —

Wenn du nur so zehn zu einander bringen kannst, so bin ich mit dir zufrieden, sagte die Frau. — Und er: du mußt auch einmal etwas recht Gutes hoffen.

Dann nahm er ihr den Bub ab, den sie auf dem Schooß hatte und ritt mit ihm auf allen Vieren in der Stube herum.

Der Lienert ritt mit seinem Heirli nicht so auf allen Vieren herum, aber er hatte eben so viele Freude mit

seinen Kindern, insonderheit mit seinem ältesten Knaben. Er zeigte ihm, wenn er am Abend heim kam, allemal etwas von seinem Handwerk. Sie bauten seit etlichen Wochen alle Abend mit einander an dem Thurm zu Babel, wie er in der Kinderbibel der Großmutter sel. abgemahlt ist, aus einem Haufen Leim mit einander in der Stube. Er hat ihnen fast gar nicht gerathen wollen und sie mußten manche halbe Nacht daran probiren, wie breit unten die Treppe seyn müsse, wenn sie so zwanzigmal um den immer schmäler werdenden Thurm herumgehen und oben sich mit ihm ausspitzen müsse — und viel anders mehr. Er lehrte ihn rechnen, was es zu den Sachen braucht, wie viel Kalk und Stein und Sand es zu einem Klafter Mauer erheischt, wenn sie so oder so dick ist. Auch das Bleymaaß, das Richtscheit und das Winkelmaaß lehrte er ihn in der Wohnstube brauchen und zeigte ihm die Vortheile, wie er die Steine beym Mauern zur Hand nehmen müsse, wenn sie dick oder dünn, glatt oder hockerig sind.

Erst vor kurzem kaufte er ihm eine Pflasterkelle und ein Fürfell, ich darf wohl sagen, die Freude eines Königssohns, wenn er das erstemal an einem festlichen Tage eine Krone tragen darf, ist nicht dagegen, wie sich Niklaus freute, da er ein Fürfell und eine Pflasterkelle bekam. Er nahm einen Gang an, die Stube hinauf und hinunter, wie wenn er schon ein Maure gesell wäre, und sprang dann im Fell einsmal über das andere zu Vater und Mutter, nahm sie bey der Hand und beym Rock, sagte alle Augenblicke, er wolle auf der Welt thun und

machen, was sie wollen, wenn sie ihn nur auch bald zum Handwerk aufdingen. Der gute Vater wußte nicht, was er machte, so hatte er daran eine Freude, und er konnte seine Thränen nicht hinterhalten, da er den guten Knaben auf den Schooß nahm und zur Mutter sagte: wenn ich nur noch erlebe, daß er als ein Meister aus der Fremde zurückkommt, der mehr gelernt hat, als ich, und dann auch einer Frauen mehr Freude machen und an seinen Kindern mehr thun kann, als ich zu thun im Stand bin, so will ich gern aus der Welt, wenn's Gottes Wille ist.

Gertrud. Will's Gott lebst du denn noch lange, bis alle unsere Kleinen erzogen sind. Gott Lob können wir jetzt auch schon an ihnen mehr thun, als bisher, und wir wollen doch jeden Heller zusammensparen, damit wir an keinem nichts versäumen müssen, was ihm helfen könnte, sich mit Gott und Ehren durch die Welt zu bringen.

Lienhard. Es geht mir ans Herz, was ich diesfalls schon gefehlt habe, und ich will jetzt auch gewiß früh und spät seyn, um wieder gut zu machen, was ich diesfalls gefehlt. Aber du mußt mir jetzt auch glauben und nicht mehr an mir zweifeln.

Gertrud. Lieber! Ich glaub' dir gewiß. Ich seh' es ja, daß du es thust. Du könntest nicht bräver seyn, als du jetzt bist.

Lienhard. Das ist wohl zu viel gesagt. Aber will's Gott will ich immer bräver werden und machen, daß du immer mehr siehst und immer mehr glaubst.

Lienhard und Gertrud hatten beyde Thränen in den Augen. Aber Niklaus, der dem Vater auf dem Schooß

saß

saß und das sah, meynte, sie sollten jetzt nicht weinen, sah beyde eine Weile wehmüthig an und faßte dann mit der einen Hand den Vater und mit der andern die Mutter um den Hals und Thränen fielen auch auf seine Wangen, da er zu ihnen sagte: warum weinet ihr jetzt doch auch? Sie antworteten ihm: sie weinen aus Freude und hoffen, er werde ein braver Maurermeister werden.

Niklaus. Das will ich auch, aber ihr müßt dafür nicht weinen.

Sie wollten jetzt gerne aufhören, aber konnten nicht. Sie drückten ihn beyde an ihr Herz, weinten fort und auch er war von ihrer Wehmuth ergriffen und lange nicht mehr so fröhlich, als er war, ehe er sie weinen sah. Er nahm selber die Pflasterkelle eine Weile nicht mehr vom Boden auf.

§. 13.

Folgen der Erziehung oder vielmehr der Nicht-Erziehung.

So innig lebten jetzt Lienhard und Gertrud im Kreis ihrer Kinder bey einander. Er war aber den Tag über wenig bey Haus; er mangelte keine Stunde an der Arbeit beym Kirchbau. Am Abend, wenn er heimkam, traf er meistens des Rudis Kinder auch in seiner Stube an. Es ist unglaublich, mit was für Geduld und Liebe Ger-

trud sich dieser Kinder annimmt. Sie sind an gar keine Ordnung und an keine anhaltende Anstrengung gewöhnt und haben ihre Augen, anstatt auf der Arbeit, immer in den Lüften, und so wird das Garn bald zu dick, bald zu dünn und nie recht, und wenn sie es so verderbt, zerrten sie noch ganze Hände voll davon ab, warfen es fort zum Fenster hinaus, oder im Heimweg in Bach und hinter die Häge. Aber Gertrud, die ihnen alle Tage ihre Arbeit wiegt, fand den Fehler gar bald und fragte die Kinder: wie das komme? Sie wollten läugnen; aber der Gertrud Heirli sagte dem Liseli: du mußt jetzt nicht läugnen, ich hab' es ja gesehen, wie du aufgestanden und es zum Fenster hinaus gethan hast. Weißt, ich hab' dir ja gesagt, die Mutter merke es, aber du hast mir's nicht geglaubt.

Dieses Liseli war das älteste und in der Liederlichkeit so verhärtet, daß es sich im Anfang gar nicht in die Ordnung der Gertrud finden konnte. Es war ihm fast gar nicht möglich, vom frühen Morgen bis an den späten Abend ganz anders zu seyn, als es sich dessen seiner Lebtag gewohnt war, und fiel auch zu Zeiten in eine so böse Laune, daß ihm oft die schlechtesten Worte entfielen, z. E. sie müssen sich ja fast zu Tod spinnen; es wollte gern, sie hätten es nur, wie da sie noch arm waren, und jetzt seyen sie doch reich; sie haben doch auch können ruhig ausschlafen und nicht alle Tage so müssen angespannt seyn, wie arme Hunde.

Sie sagten im Anfang alle, das Spinnen sey gar schwer; aber des Maurers Heirli lachte sie aus und sagte

ihnen: es sey nicht schwer, es sey so leicht, daß man es blind könne. Und als die Mutter aus der Küche in den Garten ging, stand er im Augenblick auf und sagte dem nächsten Kind, das bey ihm saß: verbind mir jetzt nur die Augen. — Dann saß er mit verbundenen Augen an sein Rad, nahm seinen Baumwollenflocken in die Hand und spann fort, wie wenn er die Augen frey hätte.

Das hätte ich doch nicht geglaubt; nein, ich hätte nicht geglaubt, daß das möglich wäre, sagten die Kinder des Rudis alle dazu.

Oh, wenn man etwas nicht blind kann, so kann man's gar nicht, sagte der Heirli.

Das ist jetzt auch nicht, sagten die ältern Kinder der Gertrud, man kann nicht alles auch blind machen, was man sehend kann.

Was weiß ich, sagte der Heirli, ich kann einmal blind spinnen, wie sehend.

Aber können wir's auch so lernen? sagten des Rudis Kinder.

Der Heirli antwortete: wenn ihr darauf sperbert, wie gestern, da ihr Sommervögel fangen wolltet, so lernt ihr's gewiß wie ich.

Ja, Sommervögel fangen ist etwas anders, sagten des Rudis Kinder.

Warum? sagte der Heirli.

Die Kinder antworteten: man muß sitzen zum Spinnen.

Ja, das ist wahr, sagte der Heirli, man muß zuerst lernen sitzen, ehe man kann lernen spinnen.

Als Gertrud in die Stube kam, erzählten sie ihr ihr Gespräch über das Blindseyn im Spinnen.

Lernt ihr jetzt nur zuerst sehend spinnen, sagte sie, untersuchte dann einem jeden sein Garn, verglich es mit dem gestrigen, war damit zufrieden, und alle Kinder des Rudis, das Liseli ausgenommen, waren schon freudig und fröhlich und gewöhnten sich schon sehr an die Ordnung der Gertrud; diese gab ihnen dafür heute den Feyerabend eine Viertelstunde früher.

§. 14.

Eine Art von Wiedergeburt in der irdischen Hülle.

Gertrud thut an dem guten Rudi nicht weniger als an seinen Kindern. Es vergeht kein Tag, daß sie nicht in sein Haus geht und sich eine Weile darin aufhaltet, und wo sie immer im Stall, im Tenn oder sonst etwas nicht in der Ordnung findet, so muß es ihr in der Ordnung seyn, ehe sie wieder zum Haus hinausgeht, und wenn denn der gute Rudi sie also sieht viel thun, was er wohl fühlt, daß er hätte thun sollen, so schämt er sich allemal und wird so eifrig, daß er immer vor 9 Uhr, um welche Zeit Gertrud mehrentheils ihm ins Haus kommt, in allen Ecken herumläuft und Sorge trägt, daß sie nichts in Unordnung finde. Er wascht sich alle Tage, er strehlt

sich besser, er läßt sich den Bart öfter abnehmen und kleidet sich reinlicher, daß er wirklich um einige Jahre jünger aussieht, als vor etlichen Wochen. Er hat seine Stube, die ein schwarzes Rauchloch war, ganz geweißget, und die Fenster, die den Koth von vielen Jahren auf sich trugen, beym Brunnen selber gewaschen, und am letzten Markt hat er sogar den Heiland am Kreuz, die Mutter Gottes mit dem Kindlein Jesu, den Nepomuk, den Kaiser Joseph II. und den König in Preußen und einen weißen und einen schwarzen Husaren gekauft, seine Stube zu verschönern. Das freute die Gertrud sehr und sie sagte den Kindern: rührt mir die Heilgen nicht an, daß sie nicht schwarz werden, sonst strafe ich euch. Das gefiel den kleinen Jungen nicht. Sie hatten ihre Finger gern auf den schönen Farben und der Rudeli sagte zu ihr: du kannst doch niemand verbieten, sie schwarz zu machen.

Wem kann sie's nicht verbieten? sagte der Vater.

Den Fliegen, Vater. Du weißt wohl, setzte er hinzu, die Fliegen haben der Mutter selig ihr großes Kreuz und ihre Himmelsleiter so schwarz gemacht, daß man kein Wort mehr darauf hat lesen können.

---

§. 15.

Weiberkünste gegen ein Weib.

Aber wenn sie so alle Tage in des Rudis Haus mußte und mit ihm und mit den Kindern Mühe hatte, dachte

sie doch oft bey sich selber: so kann's in die Länge nicht gehen, dieser Mann muß wieder eine Frau haben, und sann hin und her, wer sich doch am besten für ihn schicken würde. Gar oft kam ihr vor, niemand wäre für ihn besser, als des Untervogt Meyers Schwester. — Und als sie einmal so in seiner neuen Stube zum Fenster hinaus sah, kam diese eben die Gasse hinunter gegen das Haus; da that Gertrud schnell das Fenster auf und rief ihr über die Gasse einen guten Tag zu.

Diese erwiederte ihr ihn freundlich und setzte hinzu: bist du da daheim?

Gertrud antwortete: für jetzt einmal wohl, aber nur, bis jemand bessér an meine Statt kommt.

Es wird nicht so bald jemand besser daran kommen, sagte die Meyerin.

Und die Gertrud: Es weißts einer nicht. Aber willst du nicht auch kommen, zu sehen, wie jetzt eine Ordnung in des Rudis Haus ist?

In einem Sprung war die Meyerin die Treppe hinauf und in der Stube, that Maul und Augen auf, da sie eine weiße Wand und eine ganz neue Ordnung darin antraf.

Sie ging von einem Helgen zum andern, schaute in allen Ecken alles aus und sagte einmal über das andere: das ist auch anders worden — und Gertrud führte sie dann aus der Stube in den Stall zu der schönen Kuh, die Arner dem Rudi geschenkt. Als die Meyerin sie sah, sagte sie: eine schönere hab' ich in meinem Leben nicht gesehen — und stund der Kuh bald auf die, bald auf diese

Seite, tätschelte sie, strich sie über'n Rücken, Kopf und Hals und sagte: es muß doch eine Lust seyn, so eine zu melken.

Möchtest du so eine melken? sagte die Gertrud.

Ja, das möcht' ich, erwiederte die Meyerin.

Und Gertrud: du hast doch auch zwo recht schöne zu Haus — aber konnte das Lachen, das sie anwandelte, kaum hinterhalten, da sie das sagte.

Die Meyerin merkte es nicht und sagte ganz unschuldig: sie sind nichts gegen diese.

Gertrud erwiederte: es ist wahr, es ist weit und breit keine solche im Land — und rühmte dann das Thier, wie sie so viel Milch gebe und wie gut diese sey, wie viel sie Nidle (Rahm) und Anken (Butter) gebe, dann auch, wie treu sie sey und wie freundlich, und wie ein jedes Kind mit ihr machen könne, was es wolle.

Die Meyerin hörte ihr zu, wie in einer Predigt, sagte dann: man sieht ihr wohl an, daß sie ein gutes Thier ist, und erzählte der Gertrud, wie sie daheim auch eine haben, die so gut sey, und wie die vorige Woche ihres Bruders Kind mehr als eine Viertelstund unter ihr auf dem Boden gelegen, ohne daß es jemand gewußt, und wie die Kuh ihm geschont; ich glaube, setzte sie noch hinzu, wenn es ihr Kalb gewesen wäre, sie hätte ihm nicht mehr Sorg tragen können, und da Gertrud jetzt das Futterfaß nahm und der Kuh G'leck daraus gab, nahm es ihr die Meyerin aus der Hand und ließ sie eine Handvoll nach der andern aus der ihrigen fressen, und da sie jetzt das Futterfaß

abstellte und von ihr fortging, that sie noch so freundlich mit ihr, als sie immer konnte.

Von da mußte die Meyerin mit ihr in die schöne, große Matte, die der Rudi jetzt wieder bekommen. Sie führte sie vom Haus weg durch die große Reihe von Obstbäumen, die fast alle voller Früchte waren und die Meyerin sagte einmal über das andere: es ist keine Matte so schön im ganzen Dorf, und es ist doch schade, daß wir das Gras darinn so vertreten.

Das macht jetzt nichts, erwiederte ihr Gertrud, und ging immer mehr mit ihr durch das dickste Gras an die Stellen, wo sie am schönsten war. Auf dem allerschönsten Platz, der darin ist, sagte sie dann: nicht wahr, es ist doch dem guten Mann jetzt sehr wieder aufgegangen?

Ja, es muß ihm jetzt doch wohl seyn, nach allem, was er gehabt hat, sagte die Meyerin, und fragte dann selber: wo die Kinder seyen?

Ich will dir sie zeigen, sagte Gertrud, auch sie sind etwas anders worden, als sie vorher waren.

Aber der Vater, ist er auch anders worden? erwiederte die Meyerin.

Gertrud. Das glaub' ich, du würdest ihn nicht mehr kennen, so hat er sein Haar, seinen Bart und seine Kleider in der Ordnung.

Es wird gut seyn, wenn er einmal wieder heirathen will, sagte die Meyerin noch immer, ohne daß sie im geringsten an das dachte, was Gertrud im Schild führte, und diese konnte es bald nicht begreifen, daß die Meyerin das so lang nicht merke und ihr das Lächeln nicht ansehe,

das sie bey einem jeden solchen Wort anwandelte und antwortete ihr: er merkts, denk' ich, auch selber, da er sich so viel Mühe dafür gibt. Mit dem führte sie jetzt die Meyerin aus der schönen Matte des Rudis wieder in seine Stube, wo jetzt eben des Rudis Kinder wieder heimgekommen. Sie nahm zuerst den kleinen Rudeli bey der Hand, stellte ihn vor sich zu, streichelte ihm seine gelben Locken, die über die breite, weiße Stirne herunterhingen, zurück; seine Locken rollten sich von selbst über ihre Hand, die hohe weiße Stirne ist bloß, der Bub liegt zurück in ihren Arm und thut sein blaues, großes Aug weit auf gegen die Meyerin, die vor ihm steht.

Das Nännli (Nanette) ist schwächlich, aber ein Blitzaug tief im kleinen, runden Kopf und ein Haar, fein wie Seide, schwarz wie sein Auge und glatt wie seine Haut, machte die Meyerin selbst sagen: das wird ein Engel.

Vom Liseli (Lisette) sagte Gertrud: das wird will's Gott auch brav, und die Meyerin: es macht kein so frohes Gesicht, als die andern.

Das Kind schlug seine Augen nieder, da die Meyerin das sagte und Gertrud ihm im gleichen Augenblick einen Blick zuwarf, von dem es wohl verstand, sie wolle es auf das Wort der Meyerin aufmerksam machen. Dieser aber antwortete sie: oh, es kann auch lustig und sogar muthwillig seyn.

Die Kinder saßen schon alle an den neuen Baumwollenrädern, die Gertrud ihnen machen ließ, und das Liseli trieb, seitdem die Meyerin in der Stube war, sein Rad so flei-

ßig, als es das noch nie gethan. Gertrud, die das sah, sagte ihm im Vorbeygehen: Augendienst.

Der Rudeli saß mit seinem Rad hinter dem Ofen, da sie ihm rief, er solle hervorkommen und ihnen sein Garn bringen.

Seht mir jetzt den Buben, wie er vor Eifer das Maul zusammenbeißt, sein Garn in beyden Händen vor sich her trägt und den zwey Weibern keck in die Augen sieht und denn noch sagt, er lerne erst seit ein paar Wochen spinnen, — und da sie ihm jetzt sein Garn rühmten, jauchzte der Bub, sprang von ihnen weg und lachte, so viel er vermochte, zum Fenster hinaus.

Das ist ein wilder, sagte jetzt die Meyerin.

Nicht so gar, erwiedert Gertrud und ruft dem Buben. Er kommt im Augenblick wieder und sie nimmt ihn jetzt beym Arm und sagt ihm: steh mir da still, du weißt, es gibt Staub in der Stube, wenn man so darin herumspringt.

Ich hab' es vergessen, aber du hast mir's auch schon gesagt, sagt jetzt der Bub und steht still an ihrer Hand, wie ein Schaf.

Dann ging sie noch in die Nebenkammer, brachte des Rudis kleines Bübli auf ihrem Arm heraus und gab es der Meyerin.

Sie holt es alle Tage, wenn's schön Wetter ist und die andern zu ihr kommen und spinnen, legts, wenn's schlafen will, mit ihrem Gritheli in die Nebenkammer in die gleiche Wiege.

Jetzt war es eben erwacht und hatte die ganze volle Farbe des gesunden Säugekinds, das eben aus dem Schlaf kommt. Es schüttelte sich, rankete sich auf der Meyerin Arm und rieb sich die Augen, da es noch nicht vollends erwacht war. Sie herzte es, war gar freundlich mit ihm, und machte ihm mit ihrem Finger so herauf und herunter, daß es tönte. Jetzt wurde es auch zutraulich, langte mit seinem Händchen gegen ihren Mund, wollte ihr auch so machen, daß es töne, da schnappte sie ihm das Händchen in den Mund und hielt es mit den Lippen fest; das dünkte das Kind lustig und es wandte lachend alle Kräfte an, das im Mund der Meyerin so freundlich gefangene Händchen wieder aus demselben herauszuziehen, und schüttelte sich dann vor Lachen, als es ihm nach vieler Mühe gelang.

Jetzt mitten in der Freude über dieses Kind sagte die Gertrud: wenn das arme Närrchen doch auch nur wieder eine Mutter hätte.

Aber wie ein Blitz spürte die Meyerin, daß Gertrud nicht in vollends zweckloser Unschuld ihr so alles in diesem Haus zeige und alles darin rühme, und schämte sich, daß sie das nicht früher gemerkt und sagte dann doch zu sich selber: der Sinn wäre mir doch eher an den Tod gekommen, als daß der Hübelrudi an mich dachte. Die Meyerin und die Gertrud sahen auch einen Augenblick einander an, daß beide wohl merkten, sie verstehen einander, und die Meyerin wollte jetzt des Rudis Kleinen der Gertrud wieder auf den Arm geben.

Diese aber sagte: was ist jetzt das?

Und die Meyerin: ich muß einmal wieder heimgehen, es dünkt mich, ich sey lange genug hier gewesen.

Gertrud aber nahm sie freundlich bey der Hand und sagte: aber findest du nicht auch, diese guten Kinder haben wieder eine Mutter nöthig?

Die Meyerin erwiederte: wer sagt nein?

Gertrud. Es sind gewiß im ganzen Dorf keine, die, wie diese, so sehr wieder eine nöthig hätten.

Meyerin. Das ist einmal doch jetzt nicht so.

Gertrud. Wie meynst du das?

Meyerin. Ich meyne es, wie ich es sage. Es sind vielleicht im ganzen Dorf keine, die eine Mutter weniger nöthig haben, als diese.

Gertrud ahnete nicht, was sie meynte und sagte: du solltest darüber nicht scherzen.

Meyerin. Ich scherze gewiß nicht. Es ist mir ganz ernst. Du gehst ihnen für sieben Mütter. — Mit dem Wort wandte sie sich an die Kinder und sagte zu ihnen: nicht wahr, ihr wolltet diese Frau lieber, als eine neue Mutter?

Das glaub' ich, das glaub' ich, riefen die Kinder aus einem Mund, lieber als hundert neue Mütter.

Gertrud. Das ist doch dumm, wie du mir's machst.

Meyerin. Es ist mir, du habest es mir nur zu gescheid machen wollen.

Gertrud. Aber wie das?

Meyerin. Das wäre auch, wenn du's nicht wüßtest.

Gertrud. Zuletzt meyne ich, wie's der Rudi jetzt hat, dürfe er sich um eine Frau anmelden, wo er wolle.

Meyerin (lächelnd). Das wird ihm sicher auch niemand wehren.

Gertrud. Du sagst das so spöttisch.

Meyerin. Willst du, daß ich dir sage, warum?

Gertrud. Ja freylich.

Meyerin. Es macht mich etwas lächeln, daß du so partheyisch sein Fürsprech bist.

Gertrud. Worinn?

Meyerin. Es scheint mir, du meynst, es werde eine jede beyde Hände darnach ausstrecken, bey sieben Kindern Stiefmutter zu werden.

Gertrud. Ich möchte ihnen eine Mutter und nicht eine Stiefmutter suchen.

Meyerin. Es könnte seyn, daß sich manche eben noch zu diesem Schritt besinnen würde; sieben Kinder sind immer sieben Kinder. Du glaubst selber nicht, daß nicht eine jede sich darüber sehr bedenken würde.

Gertrud. Mir einmal würde das nichts machen.

Meyerin. Es weißts eine doch nicht.

Gertrud. Wenigstens die meisten sind gute Kinder.

Meyerin. Dawider habe ich nichts.

Gertrud. Und er ist wie die liebe Stund.

Meyerin. Ich dachte wohl, du bringest das auch noch.

Gertrud. Es ist einmal wahr.

Meyerin. Und dann ist er auch noch gar jung.

Gertrud. Das hab' ich jetzt doch nicht gesagt.

Meyerin. Es nimmt mich eben Wunder.

Gertrud. Aber er scheint doch gewiß jünger.

Meyerin. Als vor sechs Wochen.

Gertrud. Dünkt es dich denn nicht?

Meyerin. Ich will jetzt heim.

Gertrud. Wart nur auch noch einen Augenblick.

Meyerin. Nicht einen halben.

Gertrud. Ich bitte.

Meyerin. Nein, ich muß gehen.

Gertrud. So unfreundlich lasse ich dich einmal nicht von diesen Kindern weg, du mußt ihnen doch auch noch b'hüte Gott sagen.

Meyerin. Nun, das kann ich ja wohl. B'hüte Gott, ihr Kinder! — und dann lachend zur Gertrud: hast jetzt gehört, ich habe b'hüte Gott zu ihnen gesagt.

Gertrud. Und wenn du denn wieder kommst, so sagst du: Gott grüß euch!

Ja, sobald ich denn wieder komme, sagte die Meyerin, that die Thüre auf und ging fort. Aber sie war feuerroth, sah noch unter der Thüre gegen die Seite der Stube, wo des Rudis Kinder saßen, und ging einen ganz andern Schritt die Treppe hinunter und über die Gasse, als der ist, in dem sie sonst fortgeht und herkommt.

Gertrud sah ihr vom Fenster nach und fand an diesem Schritt und an allem, der erste Wurf für den Rudi sey nicht übel ausgefallen.

§. 16.

Ein Großmuttergemälde.

Als der Junker am Sonntag heim kam, war es schon Nacht. Therese hatte mit Ungeduld auf ihn gewartet und das Nachtessen stand schon lange auf dem Tisch. Arner sagte: ich habe etwas Gutes zum Nachtisch und gab ihr des Mareilis Bauernküchli mit den Worten: das ist ein Kram, den dir eine brave Tochter von Bonnal schickt, erzählte dann vieles von ihr und ihrem Bruder. Alle fanden die Küchli sehr gut und sie wurden bis auf das letzte aufgegessen, ehe sie vom Tisch aufstanden, und Therese sagte zu Arner: du gehst morgen wieder nach Bonnal und mußt mir dem guten Mareili für seine Küchli ein Gegengeschenk bringen, und übergab ihm dafür einige Ellen sehr feine Leinwand. Der Junker aber blieb bis nach Mitternacht mit Glülphi am Tisch und unterhielt sich anhaltend mit ihm über den vielseitigen und wichtigen Inhalt der Unterredung, die sie diesen Nachmittag mit dem Baumwollen-Meyer in Bonnal gehabt haben. Dann am Morgen verreisten sie frühe nach Bonnal, stiegen beym Pfarrer ab, und sobald sie ankamen, sandte er seinen Klaus zum Mareili, mit einem Gruß von seiner Frauen.

Aber da das Mareili das Papier aufthat, und die schöne Leinwand sah, die ihm die Junkerin sandte, sagte es wohl dreymal zum Klaus: biſt du auch nicht verirrt? und ist's doch auch wahr, daß die Junkerin mir das schickt? —

Der Klaus mußte lachen und sagte eben so manchmal, er sey gewiß nicht verirrt, der Junker und seine Frau haben es ihm beyde befohlen. Es aber stellte dem Klaus vor, was es im Haus hatte, Bräuts und Wein und Käs, und bat ihn, wenn er etwa noch nüchtern sey und etwas anders wolle, so solle er es doch sagen. Dann lief es mit seinem schönen Geschenk die Treppe hinauf, zu seinem Bruder, der noch im Bett war, und zu einem Kind nach dem andern, und zeigte ihnen, was es heute am Morgen schon von der Junkerin für einen Kram bekommen.

Es kam aber bald wieder herunter und suchte dem Klaus vom feinsten Garn, das es im Haus hatte, aus, zu einem Paar Kappen, legte ihm wohl das halbe gutes türkisch rothes und dunkelblaues dazu, daß sie so schön werden können, als man dergleichen im Land habe, und er mußte das abnehmen, so sehr er sich sträubte und sagte, er dürfe es nicht, das Mareili ließ ihn nicht zum Haus hinaus, bis er das Garn im Sack hatte. Dem Junker aber hieß es ihn nicht danken, es lief mit ihm ins Pfarrhaus und that es selber.

Der Junker sagte ihm mit Lachen, wenn es ihn so freue, so solle es einmal ins Schloß kommen und seiner Frauen selber danken.

Wie wollte ich auch das dürfen? sagte das Mareili, und der Junker: warum solltest du das nicht dürfen?

Darauf sagte es wieder: es ist jetzt über 30 Jahr, seitdem ich niemals mehr in Ihrem Schloß gewesen, da einmal Ihre Großmutter — nein — Ihres Großvaters Mutter hat noch gelebt, aber sie ist da just im Sommer darauf gestor-

gestorben — da bin ich einmal darin gewesen, und fing dann an zu erzählen:

Es war um die Weihnacht herum, und ich hab' ſin Gottes Namen gebettelt und bin vor Kälte faſt erſtarrt, ehe mich jemand geſehen, da iſt die ſteinalte Frau, die mich am Fenſter muß geachtet haben, die beyden Treppen vor dem Schloß zu mir hinunter gekommen, und, Junker! wenn ſie ſchon meine Mutter geweſen wäre, ſie hätte nicht beſſer mit mir ſeyn können. Sie hat mich im Augenblick an der Hand in eine warme Stube geführt, die unten im Hof war. Aber man ſagt, es ſey jetzt alles anders. Sie ließ mir eine Milchſuppe kochen und Brod geben, ſo viel ich mochte. Ich konnte vor Frieren im Anfang gar nicht eſſen und wärmte mich zuerſt am Ofen und weinte. Da iſt ſie zu mir geſtanden und hat Stück für Stück alle Fetzen (Kleider), die ich angehabt, in die Hände genommen, und es iſt mir, ich ſehe ſie noch jetzt vor mir, zu den Kopf ſchütteln und ein paarmal ſeufzen, da ich auch gar nichts Ganzes und nichts Warmes an mir hatte. Sie iſt da fortgegangen und eine Viertelſtunde darauf mit einem ganzen Bündel Kleider wieder heruntergekommen und hat ſie mir ſelber vom Kopf bis zu den Füßen anlegen helfen, und Schuhe gegeben, und beyde Säcke im Rock ſind dann noch voll gedörrter Birnen und Zwetſchgen geweſen.

Jetzt einsmal ſah das Mareili den Junker an, wie wenn es ihn durchſehen wollte und ſagte dann: Herr Jeſus! Sie ſehen ihr auch gleich; es iſt mir, ſie ſtehe jetzt wieder vor mir. —

Und ich meyne denn noch, sie habe Sie an der Hand gehabt, da sie das anderemal die Treppe hinunter kam, einmal hat sie einen schönen, jungen Knaben, der ihr nahe am Herz gelegen seyn muß, bey sich gehabt, und hat die ganze Zeit, da sie mich angekleidet, fast nur mit ihm geredt, und ich meyne, ich wollte noch sagen können, was sie zu ihm gesagt.

Der Junker konnte es nicht mehr aushalten. Er mußte beyseits gehen und seinen Thränen den Lauf lassen. Es war sein letztes Denken und er wußte sich noch aller Umstände zu erinnern, wie ihn die liebe Ahnfrau in des Bauern Stube neben das Kind auf den Ofenbank hingesetzt und während dem sie es ankleidete, zu ihm gesagt hat: lieber Karl! ich bin nicht mehr lange bey dir, aber denk an das, die Zeiten werden schlimm und man macht sich nichts mehr daraus, ob die Menschen, die einem zugehören, verfaulen oder verderben. Um Gottes willen, Karl, trachte, daß du mit Ruhe alt werdest und nicht so etwas mit dir ins Grab nehmen müssest. Wehre den Anfängen und mache, daß dein Lebtag dir kein Kind aus deinen Dörfern so vor die Augen komme, wie das. —

Man sagt so viel, was es brauche, Land und Leute zu regieren; ich möchte jetzt sagen, es braucht so eine Großmutter und ein Herz, das dreißig Jahr so an ein Großmutterwort sinnet, ohne es zu vergessen, dazu. Einmal wer das hat, kann viel, das man jetzt zum Regieren nöthig zu haben glaubt, entbehren.

Der Werth der Menschen war in dieser Stunde groß in Arners Augen. Er verließ das Mareili mit Thränen

in den Augen und ging jetzt mit dem Pfarrer und Glülphi zur Gertrud.

§. 17.

Eine Maurersfrau, deren Herz sie so richtig und so weit führt, als den Baumwollen-Meyer sein Kopf.

Es war indessen noch frühe, als sie zur Gertrud kamen. Diese war eben mit ihrer gewohnten Hausordnung beschäftigt und ahnete gar nicht, daß jemand Fremder, will geschweigen so drey Herren, zu ihr in ihre Stube komme. Sie war auch im Anfang bey ihrem Eintreten etwas betroffen; denn ihre Stube war noch nicht in der Ordnung, wie sie es auch nur eine Stunde später gewesen wäre. Da sie kaum ihre Morgensuppe gegessen, so lagen ihre Blatten und Löffel noch auf dem ungereinigten Tisch; aber die Herren waren ganz freundlich und sagten: das ist eine rechte Ordnung; man kann die Blatten und Löffel ja nicht vom Tisch wegnehmen, bis man gegessen hat. Dann halfen alle Kinder der Gertrud Blatten und Löffel vom Tisch wegnehmen und ihn reinigen. Sobald sie das aber gethan hatten, setzte sich ein jedes von ihnen ohne Säumniß an seinen Arbeitsplatz und die Herren baten Gertrud noch einmal, sie solle doch ihrer nicht achten und völlig in ihrer Ordnung fortfahren, wie wenn sie

nicht da wären. Es war auch bald alles in der Ordnung. Die Kinder setzten sich sämmtlich an ihre Arbeit und die Herren nahmen alle drey bey einem Ecken, in dem ein Tischgen stand, mit einander Platz, redten weiter kein Wort, nur nahm der Lieutenant den Schreibzeug, den er beständig bey sich führt, hervor, zeichnete zu Zeiten etwas auf, ohne ein Wort dazu zu reden. Gertrud that nach der ersten halben Stunde, in der sie sich etwas verlegen fühlte, völlig, wie wenn kein fremder Mensch in der Stube wäre. Nachdem die Kinder sich alle an ihre Arbeit setzten, sangen sie ihre gewohnten Morgenlieder. Eins davon lautet:

Wir stehen am Morgen früh auf,
Wir beten früh morgen zu Gott,
Wir lesen früh morgen sein Wort;
Wir glauben, wir glauben sein Wort.
Es segnet und stärket uns alle,
Es heiligt uns alle sein Wort.

Dann nahm Gertrud ihre Bibel, las ihnen ein Capitel darin vor, und die Kinder mußten es ihr während ihrer Arbeit von Wort zu Wort nachsprechen und die lehrreichsten und rührendsten Stellen davon so lange wiederholen, bis sie selbige auswendig konnten. Aber Gertrud erklärte sie ihnen nicht. Sie glaubte das Lesen der Bibel und das Auswendiglernen ihrer erbaulichsten Stellen gar nicht geeignet, als Verstandes- oder Sprachübung für ihre Kinder zu dienen, sondern als eine Handlung der innern Erhebung ihres Herzens durch Vorstellungen von Gegenständen, die sie glauben und über die sie nicht grübeln sollen.

Ihr älteſtes Mädchen machte in dieſer Frühſtunde in der Nebenkammer bey der offenen Stubenthüre die Betten der Kinder ſchnell und ſorgfältig zurecht; Glülphi und die Herren bemerkten von dem Platz aus, auf dem ſie ſaßen, daß es das, was die Kinder laut vorſagten, bey ſich ſelber während dem Betten ſtill nachſprach und die Stubenthüre gegen die Kammer um deswillen offen gelaſſen hatte. Dann ging es in den Garten, brachte einen Zuber voll Kraut in die Stube und ſagte dann mit den andern Kindern die Bibelſprüche nach, die die Mutter ihnen vorſprach, indem es ſein Kraut zum Mittageſſen reinigte. Es war den Kindern etwas Neues, ſo drey Herren in einem Stubenwinkel bey ihnen zu ſehen; ſie blickten bey ihrem Spinnen gar oft gegen ſie hin. Gertrud ſah es, winkte und ſagte zu ihnen: es dünkt mich, ihr ſehet mehr auf dieſe Herren, als auf euer Garn. Aber der Heirli, der die Augen am meiſten auf die Herren warf, antwortete: nein, nein, wir ſpinnen brav, du wirſt ſehen, du bekommſt heute noch ſchöneres Garn als ſonſt. Sobald Gertrud ſah, daß einem ihrer Kinder etwas am Rad oder an der Baumwolle fehlte, ſtand ſie von ihrer Arbeit auf, machte ihm zurecht, was fehlte und ſetzte ſich wieder an ihre Arbeit. Die Kleinſten, die noch nicht ſpinnen konnten, ſaßen um ſie herum, zertheilten mit ihren kleinen Fingern die Baumwolle, um ſie zum Karten vorzubereiten, und laſen das Unreine und die Bollen aus derſelben mit einer Gewandtheit heraus, die die Herren in Verwunderung ſetzte. Gertrud beſaß in einem hohen Grad die wichtige Gabe, die Arbeitsgattungen ihrer Kinder in geordnete Stufenfolgen zu bringen,

die so vom Leichtern zum Schwerern vorschreiten, daß nicht nur eine jede Arbeitsgattung dem Alter, in dem sie dem Kind zugemuthet ward, angemessen, sondern noch dazu einerseits geeignet war, dasselbe auch in diesem Alter anzusprechen und ihm wirkliches Vergnügen zu gewähren, anderseits aber dasselbe zu der zunächst auf diese Stufe folgenden Arbeitsgattung vorzubereiten. Sie war diesfalls in den beschränkten Umständen, in denen sie lebte, wirklich zum Verwundern erfinderisch, und zwar einerseits darin, daß sie auch den kleinsten Kindern solche Vorbereitungsübungen für mehrere Arbeitsgattungen zur Hand brachte, die an sich selbst Reiz für sie hatten, anderseits, daß sie, diese Uebungen, alle vorzüglich geeignet waren, ihre Sinnen zu schärfen und die Gewandtheit ihrer Hände und Finger mit der erzielten Schärfe ihrer Sinne in Uebereinstimmung zu bringen. Sie machte sie z. E. ganz früh kleine Nadeln und Krälleli vom Tisch aufnehmen und einfädeln und eben so Erbsen, Bohnen, Wicken, ehe sie in die Küche gebracht wurden, von den kleinsten Saamen- und Sandstäubchen reinigen, die darin sind, und so vieles dergleichen.

So sehr sie sich aber auch Mühe gab, die Arbeitsfertigkeiten ihrer Kinder frühe in ihnen zu entwickeln, so wenig übereilte sie sich, sie frühe lesen und schreiben, wohl aber, sie frühe recht und bestimmt reden zu lehren. Sie meynte, das Reden sey das erste, das man sie lehren müsse und sprach in aller Unschuld und Einfalt ihrer Baumwollenstube das weitführende Wort aus: was nützt es den

Menschen, schreiben und lesen zu können, wenn er nicht reden kann? Das Lesen und Schreiben ist ja nur eine künstliche Art des Redens, das natürliche Reden muß ihm also vorhergehen — und wie die Armuth allgemein gute Köpfe und besonders gute Mutterköpfe für ihre Kinder erfinderisch macht, so ging es hier auch der Gertrud. Sie hatte ein altes ABC buch, das ihr für ihre Kinder in dem Alter, in dem man dasselbe gewöhnlich hiefür braucht, nicht dienen konnte, aber da der ganze Umfang der deutschen Sylben in gehörig geordneten Reihenfolgen in demselben zusammengestellt war, so brauchte sie dasselbe, um ihre Kinder diese Reihenfolgen der deutschen Sylben in ihrem ganzen Umfang aussprechen zu machen und sie also durch eben die Mittel reden zu lehren, durch die man sie gewöhnlich, und nur zu oft, ehe sie recht reden können, lesen lehrt. Sie sagte: wenn sie dann ein paar Jahre später, nachdem sie nicht bloß die Töne ihrer Muttersprache alle richtig und geläufig aussprechen gelernt, sondern sich auch über alles, was sie wirklich wissen, mit Bestimmtheit und Deutlichkeit aussprechen, d. i. wenn sie eigentlich reden können, dann wird das Lesenlernen dieser Sylben für sie eine Arbeit von wenigen Stunden seyn, indem es dann nichts anders erfordern wird, als die Einübung der nämlichen Töne durch den Sinn des Augs, die sie sich schon vorher durch den Sinn des Ohrs geläufig gemacht haben. So bestimmt sie indessen das Redenlehren vor dem Lesenlehren betreibt und ihm in dieser Rücksicht also den Vorzug gab, so war ihr dennoch auch dieses auf

eine Art eine Nebensache, die sich mehr durch sich selber, als durch das Lernen ergeben sollte.

---

§. 18.

Nicht Kunst, nicht Buch, das Leben selber ist das Fundament der Erziehung und des Unterrichts.

Das Leben selber in seinem ganzen Umfang, wie es auf ihre Kinder wirkte, wie es sie ergriff, wie sie sich darein fügten und es benutzten, das war eigentlich das, wovon ihre Lehre ausging und wovon das Redenlehren, als ein untergeordneter Gegenstand, gleichsam nur hineinfiel. Sie redte außer ihren Einübungen der Sprachtöne und der sich daraus bildenden einfachen Wörter so viel als kein Wort mit ihren Kindern, in der bloßen einseitigen Absicht, sie reden zu lehren, auch nicht in der Absicht, ihnen durch das eigentliche Redenlehren Kenntnisse beyzubringen; sie gab sich sogar nicht einmal Mühe, den Kindern die Namen der Gegenstände, die sie schon kannten, als eigentlicher Unterrichtsstoff einzuüben und sie ihnen dafür vor die Ohren zu bringen. Sie redte über ihnen bekannte Gegenstände eigentlich nur dafür und darum mit ihnen, um die Thatsache des Lebens, die Eindrücke seiner Anschauungen und die Folgen seiner Erfahrungen in Rücksicht dieser Gegenstände nach ihren Verhältnissen auch durch die Sprache zu fördern. Von diesem Gesichts-

punkt geleitet, führte sie mit ihren Kindern der Sprache halber nie die Sprache des Unterrichts oder der unterrichtenden Mutter; sie sagte ihrem Kind nie: Kind, das ist dein Kopf, das ist deine Nase, das ist deine Hand, das ist dein Finger u. s. w., auch nicht: wo hast du dein Aug? wo hast du dein Ohr? wo hast du dein Haar? im Gegentheil, sie führte der Sprache halber die Sprache der Besorgung, die Sprache der besorgenden Mutter, und sagte, vom Bedürfniß des Kinds angeregt und in der Thatsache seiner Besorgung lebend: komm, Kind, ich will dir dein Händchen waschen; ich will dir dein Haar kämmen; ich will dir die Nägel an deinen Fingern abschneiden; reinige doch deine Nase; trag den Kopf nicht krumm u. s. w. Ihr Redenlehren war in keinem Augenblick ein leeres Geschwätzwerk über irgend etwas, das in diesem Augenblick der Lage, den Umständen, dem Bedürfniß und der Pflicht des Kinds, folglich der Behelfung der Menschen fremd war. Jedes Wort, das sie mit ihrem Kind redte, war im innigsten Zusammenhang mit der Wahrheit seines Lebens und seiner Umgebungen und in dieser Rücksicht selber Geist und Leben. Der wörtliche Unterricht verschwand gleichsam in dem Geist und Leben ihres wirklichen Thuns, aus dem der Unterricht immer hervorging, und zu dem er immer hinführte. Jeder Handdruck, den sie ihrem Kind gab, jeder Blick, den sie ihm zuwarf, ergriff sein Herz, belebte seinen Geist und machte seine Hand thätig zu allem, was noth that und frommte. Es war, wie wenn ein unsichtbarer Geist sie, ihrer selbst unbewußt, innerlich zu der Wahrheit und Kraft der Stufenfolgen erhob, mit der die

Natur die Kräfte unsers Geschlechts in uns selber entfaltet, mit der unser Kunsteinfluß in dem Grad in Uebereinstimmung stehen sollte, als er leider durch unser Zeitverderben mit derselben im Widerspruch steht. Daher aber kam es auch, daß jedes ihrer Kinder auf der Stufe seines Alters bestimmt in dem Grad und auf die Weise überlegt, gewandt und thätig war, wie es auf dieser Stufe seyn sollte und von ihm gefordert werden kann, daß keines naseweis, keines in den Lüften schwebend, alle voll Frohsinn und unermüdet, zwar in vielem, das in den Schulen gelehrt wird, unwissend, aber in allem, was sie konnten und wußten, auf der Stufe, auf der sie standen, vollendet waren.

Was sie wissen, wissen sie nicht halb, sie wissen es, wie es ihnen in ihren Umgebungen durch gereifte Anschauungen und ihre Kräfte entfaltende Uebungen zum klaren Bewußtseyn gebracht worden, und da sie alles, was sie konnten, auch belebte, konnten sie sich über das, was sie wissen, zwar einfach, aber eben so bestimmt und kraftvoll ausdrücken. So einfach, als sich ihr Inneres bildete, so kunstlos erschienen sie auch äußerlich. Außer Spinnen und Nähen und allen Hausgeschäften, die sie meisterlich konnten, und einigen Anfängen im Zeichnen und Schreiben, konnten sie wenig, und von allem dem, was man eigentlich Kunstbildung heißt und was eigentliche Fertigkeiten im Künstlichen sind, gar nichts; dabey aber waren die Grundkräfte aller Kunst allgemein und lebendig in ihnen angeregt, ihr Augenmaaß war genau, ihre Hand fest, ihre Einbildungskraft rege und bewegte sich vielseitig um biblische Gegen-

stände, und ihr Schönheitsgefühl, da es mit dem göttlich Hohen ihres innerlich belebten Glaubensgefühls übereinstimmend war und wesentlich von ihm ausging, zum Hohen und Erhabenen hingelenkt. Das Leben ihrer weisen und frommen Mutter ging in der ganzen Fülle seiner Wahrheit und seiner innern Höhe in sie hinüber. Sie gab ihnen alles, was sie wußte, hatte und konnte. Es war in ihrer Armuth äußerst wenig, aber auch das Kleinste, das Geringste, das sie ihnen gab, war durch die Art, die Kraft und die Liebe, mit der sie es ihnen gab, bildend und groß. Jedes einzelne Wort ihres Unterrichts wirkte, als gleichsam aus dem Ganzen ihres mit dem Leben ihrer Kinder verwobenen Lebens hervorgehend, nicht als ein einzelnes Wort, sondern als etwas, das, aus dem Ganzen ihres mütterlichen Seyns und Verhältnisses hervorgehend, durch die Innigkeit der Verbindung, in der sie mit ihr lebten, in seinen Keimen gleichsam schon zum Voraus in ihren Kindern selbst lag. Ihre Kunst war ihr Leben und ihre Kunstbildung ging ganz aus diesem Leben hervor. Darum war aber auch der Erfolg jedes ihrer Worte kraftvoll und ein ganz anderer, als er gewesen wäre, wenn ihre Worte nicht in dem lebendigen Zusammenhang ihres Lebens mit dem Leben ihrer Kinder gestanden wäre. Sie ergriffen desnahen aber auch alles, was sie ihnen zeigte, wie wenn sie nichts lernten, wie wenn es schon vorher in ihnen gelegen wäre. Es war aber auch so. Ihr Lernen legte eigentlich nicht in sie hinein, es entfaltete nur die Kräfte, die in ihnen selbst lagen, und durch welche sie das, was sie äußerlich erkannten, in sich selbst auf-

nahmen und als einen reinen Erwerb ihrer selbst und ihrer eignen Kraft, und nicht als etwas fremdartig in sie hineingelegtes in sich selbst liegend erkannten.

So wie ihr Redenlernen mit ihrem Leben verbunden war, also ging auch ihr Rechnenlernen aus demselben hervor und war ganz mit der Wirklichkeit ihres Lebens verbunden. Sie zählte mit ihnen, wie viel Schritte ihre Stube habe, und da zufälligerweise in einem ihrer Fenster an jeder Reihe nur 5 Scheiben waren, wie an der Hand 5 Finger, so nahm sie auch am Fenster zwey Reihen zusammen und konnte dann dadurch in der Anschauung der zehn weiter fortfahren als an den Fingern. Auch die Fäden beym Spinnen konnten sie zählen und die Umgänge am Haspel, wenn sie das Garn zu Strangen aufwanden. Sie zeigte ihnen die Grundformen des Messens in der Verdeutlichung der Anschauungen für kurz und lang, für schmal und breit, für spitz und stumpf, für rund und eckig. Sie machte sie auf die Erscheinungen der Natur, wie sie im häuslichen Leben, in der Küche, in der Stube, im Stall, im Garten, im Holz und im Feld ihnen vorlagen, auf die vielseitigste Weise aufmerksam, und zwar nicht als Unterricht, sondern als Theilnahme an diesen Erscheinungen, wie sie in den Vorfällen, Pflichten, Freuden und Bedürfnissen ihres Lebens selber ihnen vorlagen. So wie sie ihr halfen, die Speisen bereiten, das Feuer anmachen, Holz und Wasser zutragen u. s. w., so lernten sie an ihrer Seite durch die einfache, aber genaue Anschauung der Gegenstände, zu der sie die Beschäftigung mit denselben gleichsam nöthigte, die Wirkun-

gen des Feuers, des Wassers, der Luft, des Winds, des Rauchs, die Veränderungen des Wassers im stillstehenden Zuber, im laufenden Brunnen, seine Verwandlung in Eis, Regen, Schnee, Rieseln, Hagel, seinen Einfluß auf die Auflösung des Salzes, auf das Löschen des Feuers u. s. w. erkennen, eben so die Veränderungen des Holzes in Kohlen und Asche und seinen Uebergang in Fäulniß. Alles dieses aber lernten sie nicht durch vieles Reden über diese Gegenstände, sondern durch Festhaltung ihrer Aufmerksamkeit auf das, wie ihnen die Gegenstände vor ihren Sinnen lagen und sich vor ihren Sinnen veränderten. In Rücksicht auf alles dieses überließ sie ihre Kinder vollends dem Eindruck, den diese Gegenstände auf ihre freylich gebildete Anschauungskraft und Aufmerksamkeit durch sich selber machten, und dachte nicht daran, sie hierin durch irgend einen Schatten von Unterricht einen Schritt weiter zu führen, als sie darin durch sich selbst hinkamen; aber das wenige, worinn sie sie wirklich unterrichtete, das, was sie wirklich lernen mußten, mußten sie denn auch vollkommen lernen. Sie sprach es bestimmt aus, nur das Vollendete ist brauchbar, nur das Vollendete führt weiter. Das Bewußtseyn der Kraft, die dem Menschen alles, was er vollenden kann, in allem seinem Thun und Lassen gibt, war auch in einem hohen Grad lebendig in ihren Kindern, und zeigte sich ganz besonders darinn, wenn die Mutter ihren ganz Kleinen etwas vorsprach oder zeigte, so sprangen die ältern gar oft von selbst zu ihr hin und baten sie: Mutter, laß du mich meinem Brüderchen, meinem Schwesterchen das zeigen; ich kann es ja wie du. — Die Mut-

ter ließ sie das auch recht gern, wenn sie nämlich das vollkommen recht konnten, was sie den Kleinen zeigen wollten. Welche Freude, welche Wonne war es dann für die Kinder, wenn sie ihnen das erlaubte! und wie froh, wie herzlich, wie kindlich, wie brüderlich fingen sie dann an, ihren kleinen Geschwisterten vorzusprechen und vorzuzeigen, was ihnen die Mutter erlaubte!

Eben jetzt, da die Herren da waren, saß der Jonas in der Mitte zwischen zwey Kleinen und sprach ihnen die Sylben des A B C buchs, durch welche Gertrud sie nicht lesen, wohl aber reden lehrte, und die sie noch nicht aussprechen konnten, vor, und später zeigte er ihnen auch den Unterschied der ersten zehn Zahlen, die sie noch nicht kannten. Indem er sie ihnen so zeigte, umschlang er sie mit beyden Händen um den Hals, sprach ihnen die Namen der Zahlen vor und machte die Arme von diesem lieblichen Umschlingen seiner Geschwisterten nicht los, als wenn sie ihre Augen nicht fest auf die Bohnen hinhielten, woran er sie zählen lehrte, dann waren seine Hände geschwind von dem Hals des lieben Brüderchens weg, und zeigte mit den Fingern, worauf sie mit ihren Augen hinschauen sollten. Eben so setzte das Liseli sich mit dem Spinnrad zu zwey jüngern Geschwisterten hin, sang ihnen, während dem beyde, sie und es, fortspannen, Lieder vor, deren Worte sie schon auswendig konnten und probirte, während dem es immer fortarbeitete, mit Ruhe und Geduld, ob sie die verschiedenen Töne nachsingen können. Der Eifer der ältern Kinder, die Kleinen zu lehren, was sie konnten, war so groß, daß sie ihnen oft sel-

ber beym Essen etwas vorsprachen und sie in den Freystunden auf die Schooß nahmen, sie etwas nachsprechen zu machen.

§. 19.

So wie das Leben das Fundament der Erziehung und des Unterrichts ist, so ist Glauben und Liebe, Freyheit und Freude das Fundament des Lebens selber.

Auch wirkte dieser gegenseitige häusliche Unterricht so bildend auf die Kinder durch den Glauben und die Liebe, aus der er hervorging, und durch die Freude, mit der er gegeben und ausgeführt worden, als jeder gegenseitige Kinderunterricht, der nicht also aus Liebe hervorgeht und nicht mit dieser Freyheit gegeben und empfangen wird, verbildet und durch Verbildung zu allen den Fehlern und zu aller Verhärtung des Geists, des Herzens und der Kunst hinlenkt, und wohin auch alle einseitigen Abrichtungskünste des Menschengeschlechts hinführen. Das, was auch im Unterricht der Gertrud abrichtend war (wie denn einige Theile des Unterrichts und der Bildung nur dadurch eingeübt werden können), war in dem Benehmen der Kleinen, wie in demjenigen der Mutter, durch Liebe und Glauben geheiligt und veränderte dadurch gleichsam seine Natur, der Eindruck der harten, aus dem thierischen

Wesen unsrer Natur hervorgehenden und ihr wesentlich anpassenden Abrichtungskünste menschlich gemildert und der Eindruck dieser Künste dem Höhern des Bildenden und Erhebenden in der Erziehung untergeordnet und durch diese Unterordnung unschädlich gemacht. Das war indessen in der Lage der Gertrud und bey dem Baumwollenspinnen, worauf sich das meiste ihres Abrichtungseinflusses bezog, nichts weniger als leicht. Das Baumwollenspinnen ist in Rücksicht auf das wenige, unbedeutend Bildende, das in ihm liegt und hingegen auf das höchst Einseitige, Kunst-, Kraft- und Geistlose der Abrichtungsfertigkeiten, die es erfordert, eine, ich möchte fast sagen, Leib und Seel so erlahmende Arbeitsgattung, daß nicht leicht in der Welt eine so elende und Leib und Seel erlahmende Arbeit seyn kann, und doch wurden die Kinder der Gertrud alle dabey so geistig und gemüthlich belebt, so kraftvoll und gesund, so frohsinnig, so heiter, als wenn sie den ganzen Tag kein Baumwollenrad in die Hand genommen hätten. Sie zeichneten sich selber in einigen Schulkenntnissen, an Schulgewandtheit und Schulfertigkeiten aus, eben wie die andern Spinnerkinder sich in der Schule selber an schlechtem Benehmen, Unwissenheit und Ungeschicklichkeit auszeichneten.

Der Junker und Glülphi wunderten sich im Anfang selber, wie dieses möglich, aber sie sahen es jetzt. Die Kinder der Gertrud fürchteten Gott. Sie beteten täglich mit der Mutter um seinen guten, heiligen Geist. Sie liebten die Mutter. Sie sahen sie von Kindheit auf oft weinen. Sie sahen sie oft Mangel leiden und voll Sorgen

und

und Kummer einhergehen. Sie wußten, daß das Spinnen ihnen Brod gebe und der Mutter Sorgen mindere. Sie spannen also nicht gedankenlos und herzlos und auch nicht gedankenlos und herzlos gezwungen, die Liebe zur Mutter und das Bewußtseyn, daß sie mit ihrem Spinnen die Noth ihres Hauses erleichtern, machte sie ihre Kräfte gern anstrengen. So verlor sich auch an dieser Arbeitsgattung durch Liebe und Glauben die Wirkung der Elendigkeit, die in der Natur des einseitig ins Aug gefaßten Baumwollenspinnens liegt, und des verderblichen Einflusses, den es unter andern Umständen auf die Menschennatur hat und haben muß. Es konnte diesen Einfluß in der Gertrud Wohnstube nicht haben. Diese war mitten in ihrer höchsten Armuth und selber durch sie ein Heiligthum Gottes, in der keine Verhärtung der Menschennatur statt finden kann. Ihre Kinder lebten und arbeiteten darin im Glauben und in der Liebe, in Freyheit und Freude; und Arbeit und Anstrengung aus Liebe und Glauben stärkt, erheitert, belebt, erhebt und segnet in eben dem Grad, als Arbeit und Anstrengung in Liebloſigkeit und Unglauben, in Unmuth und Zwang abschwächt, verhärtet, erniedrigt, vergiftet und tödtet. Die Kinder der Gertrud sangen und lachten ermüdet von Arbeit bey Wasser und Brod mehr als die Kinder der Dorfmeister, die in der bösen Ruhe des Müßiggangs und in der Niederträchtigkeit stolzer Anmaßungen die, so mit Wasser und Brod vorlieb nehmen, verachten und in Freude ihr Geld spiegeln und zu Schlechtheiten gebrauchen, alle Einsichten, alle Fertig-

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

keiten und alle Lust, einen segensreichen, gottesfürchtigen Gebrauch davon zu machen, verlieren.

Leser! Du fragst mich jetzt nicht mehr, warum das Baumwollenspinnen, das tausend andere zu Grund richtet, den Kindern der Gertrud nichts schadete — du fragst mich nicht mehr, warum sie, wenn sie auch bis nach Mitternacht spannen, nicht müde wurden und am Morgen darauf wohl noch früher und munterer aufstanden, als wenn sie gestern frühe ins Bett gegangen wären. —

§. 20.

Der Junker, der Pfarrer und Glülphi erkennen die Würde der Menschennatur in der Stube einer armen Maurersfrau.

Als die Herren von der Gertrud weggingen, sagten sie ihr noch, sie wollen morgen wieder zu ihr kommen und sie antwortete ihnen: warum das? ihr werdet morgen und immer wieder nur das Nämliche finden.

Glülphi erwiederte ihr: Du könntest dich und dein Thun nicht besser rühmen, als mit diesem Wort. — Und er hatte recht. Das, was sich immer gleich bleibt, nähert sich dem, was ewig bleibt, eben so das, was sich immer verändert, dadurch auffallen macht, daß es nichtig und vergänglich ist.

Gertrud erröthete über diese Antwort, schlug die Augen tief nieder und stand verlegen da, als sie ihr beym Abschied noch freundlich die Hand drückten. Sie aber, als sie von ihr weggingen, konnten nicht satt werden, von dem Eindruck zu reden, den Gertrud und ihre Stube auf sie gemacht hatte. Sie sahen, daß in allem, was ihre Kinder vom Morgen bis an den Abend thaten, ihr Kopf, ihr Herz und ihre Hand, folglich die drey Grundkräfte, von denen alles Fühlen, Denken und Handeln der Menschen ausgeht, gemeinsam und in Uebereinstimmung unter sich selbst angesprochen, belebt, beschäftigt und gestärkt werden. Sie sahen und überzeugten sich ganz, daß alles Thun der Gertrud, indem es von Glauben und Liebe ausgehe und zum Glauben und zu der Liebe hinführe, geeignet sey, ihre Kinder durch Seelenruhe und Geistesfreyheit in lieblicher Anmuth zu den ersten Früchten des Glaubens, zu den Kräften der Anstrengung, des Gehorsams und der Selbstüberwindung zu erheben, zu denen die Wahrheit ihrer Verhältnisse gegen Gott und Menschen für Zeit und Ewigkeit sie auffordert. Sie sahen alle, daß das unabänderliche und allgemeine Ziel aller Menschenerziehung, nämlich die Kinder zu gottesfürchtigen, menschenliebenden, verständigen, ihrer Bestimmung gewachsenen, der nöthigen Thätigkeit und Anstrengung gewohnten Menschen zu machen, von allen Seiten in ihnen begründet und belebt sey. Sie fanden einstimmig und sprachen es aus, das Wesen des Unterrichts und der Lehre dieser Frauen sind nicht Worte, es ist ihr Thun, es ist ihr Leben selber. Dieses Leben, sagten sie alle, ist vom Morgen bis an den

Abend nichts anders, als thatsächlicher Ausdruck ihrer Sorgfalt und Liebe für ihre Kinder. Sie lernen wesentlich dadurch, daß sie besorgt werden und sich selber besorgen müssen. Das Wort der Lehre ist gleichsam nur der todte Schall des innern Geists ihrer Mutterſorge, aus welchem die Lehre so natürlich und einfach herausfließt, daß sie dem Kind selber ganz eigentlich als Sorgfalt und nicht als Lehre ins Aug fällt. Es erhob das Herz aller drey, da Glülphi es aussprach: so wie ihre Mutterſorge und ihre Muttertreue, die ihr jedes Wort der Lehre in den Mund gibt, so geht auch jedes Wort ihrer Lehre als Mutterſorge und als Muttertreue in die Seele der Kinder hinüber, und das ganze Räthsel, warum es als Lehre so außerordentlich wirkt, ist dadurch aufgelöst.

---

§. 21.

Glülphi's Nacht, in der er sich entschließt, Schulmeister in Bonnal zu werden.

Glülphi sagte in dem Augenblick, in dem er von der Gertrud wegging: das höchste Ziel der Volkserziehung, das ich mir je träumend vorgestellt, steht aufgelöst vor meinen Augen. Die Kinder dieser Frauen sind für ihre Lage und Umstände so geschulet und gebildet, daß ich noch keine gesehen, die für ihre Lage und Bestimmung besser geschulet und erzogen sind. Er war schon durch des Meyers Unterredung zur glühenden Sehnsucht, um dem

Zustand Bonnals helfen zu können, erhoben, aber der Anblick der Wohnstube der Gertrud ergriff ihn, daß nicht wohl ein Mensch durch irgend eine Ansicht des Lebens tiefer ergriffen werden kann. Er saß da, neben Arner und dem Pfarrer, in sich selbst gekehrt. Was diese sagten, machte nur wenig Eindruck auf ihn. Er hörte es kaum. Er saß, von der Wohnstube der Gertrud ergriffen, da, wie ein Spanier in Peru, den ein Zufall auf eine offene Goldgrube hinführt. Der Glückliche, Begeisterte kann nicht vom Platz. Er sichert sich des Orts, weicht keinen Schritt von ihm weg, bis er ihn von allen Seiten ins Aug gefaßt und sich sicher gestellt, ihn wieder zu finden. Das allerwenigste, das ihm in Sinn kommt, ist nach Mexico oder gar nach Cadix zu reisen, den Bergbau und die Metalurgie zu studiren, um seine Goldgrube auf das allervollkommenste benutzen zu können; oh nein, oh nein, er eilt nur heim, um Karst, Pickel, Schaufel und Hände zu holen; er eilt nur heim, zu graben, zu öffnen die Grube, die er gefunden. Er steht bey keinem Bruder still, um mit ihm von der Grube zu reden. Er sagt Vater und Mutter kaum ein paar Worte davon. Er eilt, er eilt mit Karst, Schaufel, Pickel und Händen zu graben, Gold zu graben in der Grube, die er jetzt gefunden. So wie der Spanier von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester weglief zu seiner Grube, also mußte Glülphi von Arner und dem Pfarrer weg. Es drang ihn in seinem Innersten, allein zu seyn und sich mit dem zu beschäftigen, was er gesehen und gehört. Ein Gedanke, ein einziger Gedanke ergriff ihn jetzt und ver-

schlang seine Seele: — was ist zu thun? — was ist zu thun? — Er mußte von ihnen weg, eilte auf seine Stube und so wie er hineintrat, sprach er das Wort aus: ich muß Schulmeister werden in Bonnal. — Aber er sprach es aus, wie ein Mensch, der von einem unaussprechlichen Traum aus dem Schlaf erwacht und noch selbst nicht weiß, ob er wacht oder träumt, so sprach Glülphi das Wort aus: ich will Schulmeister werden in Bonnal. — Dann aber fragte er sich doch bald wieder: aber ist's möglich, kann ich's werden? kann ich Schulmeister werden, wie Gertrud es ist? kann ich zu einer Schulstube kommen, wie ihre Wohnstube eine ist? Dann sagte er wieder: es muß seyn, es muß seyn; ich muß mich nicht fragen, ich muß nicht zweifeln, es muß seyn, ich muß Schulmeister werden. — Er saß ohne Licht in seiner Stube. Seine Augen waren geschlossen, aber Gertrud, ihre Stube und ihre Kinder standen vor seiner Seele. Er hielt ihr Bild fest. Es verwandelte sich alle Augenblicke in neue Gestalten; — aber lebendiger stand es nicht vor seiner Seele, als er sie und ihre Kinder selbst sah und hörte. Das Bild, das vor ihm stand, war nicht etwas, das ihn bloß träumend als äußere, auf ihn wirkende Wahrheit belebte, nein, nein, es war etwas, das ihn als in ihm innerlich glühendes Leben wirklich verschlang. — Zwischen hinein standen auch die Glaubensworte des Meyers in der unerschütterlichen Kraft ihrer Wahrheit vor seinen Augen und erhöhten durch ihre unermeßliche Tendenz die glühenden Farben, in welchen das Bild der Gertrud und ihrer Baumwollenspinnerstube vor seinen Augen stand. — Also

erhöht die unermeßliche Weite des Weltmeers im Orient die glühenden Strahlen der aufgehenden Sonne vor den Augen der sie bey ihrem Aufgang und bey ihrem Niedergang anbetenden Völker. Er entschlief erst gegen den Morgen, aber als er erwachte, sprach er das Wort: „ich will Schulmeister werden," ehe er die Augen recht geöffnet, laut aus, wie wenn es ihm beym Entschlafen noch auf seinen Lippen stecken geblieben und er es erst jetzt auszusprechen vermochte. Aber so wie er es ausgesprochen, war ihm ganz wohl. Er zweifelte nicht mehr. Er fragte sich nicht mehr: kann ich's? bin ich's im Stand? Er war jetzt in seinem Entschluß, Schulmeister in Bonnal zu werden, fest, glaubte an sich selber und an die Hülfe dessen, der diesen Entschluß fest in seine Seele gelegt.

---

§. 22.

Ein Ruhepunkt.

Leser! Hier steht der Alte von Bonnal, der dir alles erzählt, eine Weile still. Er ist von dem Gedanken des Glülphi ergriffen, wie dieser von der Wohnstube der Gertrud. Der Gedanke erhebt mein Herz, welch ein Segen, wenn Glülphi es durchsetzt und eine Schule einzurichten vermag, die in diesem Geist anfangt, dem tiefen Verderben, in welches das Strohfeuer unserer Träumerzeit die Eisberge unserer Selbstsucht und die Bodenlosigkeit unserer

Vielwisserey den Geist unsers Erziehungswesens hinabgestürzt, in seinen Fundamenten entgegen zu arbeiten. Welch ein Segen, wenn es geschieht und die Edeln der Nachwelt die Quelle des Verderbens unserer Zeit im Mangel der heiligen Kräfte der Wohnstuben des Volks erkennen und allen Kräften aufbieten werden, den Grundübeln unserer Tage durch Wiederherstellung und Wiederbelebung ihrer heiligen Kräfte ein Ziel zu setzen.

V. 23.

Glülphi erklärt sich, Schulmeister zu werden.

Von diesem Augenblick an war Glülphi von seinem Entschluß, Schulmeister zu werden, so viel als verschlungen, und am Morgen darauf, als sie ihr Frühstück früh eingenommen, um bald in Bonnal anzulangen, fiel das Gespräch in dem ersten Augenblick, da Arner und Glülphi sich sahen, wieder auf das Unglaubliche, das Gertrud in ihrer Stube geleistet, und auf die Nothwendigkeit, Schulen in diesem Geist einzurichten. Aber wo ist's möglich, fiel der Junker mit Lebhaftigkeit ein, Schulmeister auf die Dörfer hinaus zu finden, die das Unglaubliche, das Gertrud in ihrer Stube leistet, auch nur zu lernen geneigt, ich will nicht einmal sagen, auszuüben fähig sind?

Glülphi erwiederte lächelnd: Schneyen wird es dergleichen Schulmeister freylich nicht! und man wird sich

im Anfang, denke ich, mit einem oder zweyen, die das zu leisten im Stand und willens sind, begnügen müssen.

Junker. Aber wo diese zwey oder auch nur diesen einen hernehmen?

Glülphi. Einen wollte ich wenigstens wissen, der gelüstete, Schulmeister in Bonnal zu seyn.

Junker. Und auch bey der Gertrud zu lernen, diese Schule einzurichten?

Glülphi. Auch das.

Junker. Sie machen mich viel fragen. Halten Sie ihn auch für das fähig, was Sie von dem Ideal Ihres Schulmeisters fordern?

Glülphi. Wenigstens wird er sich alle Mühe geben, es zu lernen, denn er gelüstet, Schulmeister in Bonnal zu werden. Wollen Sie ihn auf meine Empfehlung hin annehmen?

Junker. Das sind Sie. Es kann kein Mensch für das gelüsten, als Sie.

Glülphi. Und wenn ich's bin?

Junker. Sie sind es. Ihr Blick sagt mir, daß Sie es seyn wollen und ich wünsche mir Glück dazu.

Glülphi ist gerührt. Der Junker umarmt ihn und sagt ferner: wär' ich in der Lage, daß ich's könnte und dazu fähig, wie Sie, ich würde gelüsten, zu thun, was Sie thun.

Glülphi erwiederte: wenn jetzt nur Gertrud mir hilft, so ist alles in der Ordnung; aber ohne sie vermag ich die Sache nicht. Ich kann mir die Grundsätze und einige Mittel dazu auch wohl eigen machen, aber sie hat das

alles auf eine Weise im Herzen und in Händ' und Füßen, wie es sich nur eine Mutter, und ich muß fast hinzusetzen, nur eine arme Mutter ins Herz, Händ' und Füße hineinbringen kann.

Anspannen! anspannen! rief jetzt der Junker, wir wollen eilig zu ihr hinfahren.

---

§. 24.

Der Unterschied in der Art, wie drey edle Männer von den Ansichten des Baumwollen-Meyers und dem Thun in der Wohnstube der Gertrud ergriffen und zu einer ihm eignen Selbstthätigkeit hingerissen wurden.

Es ist merkwürdig, seit den Besuchen bey dem Baumwollen-Meyer und der Gertrud waren Arner, der Pfarrer und Glülphi, alle drey, von dem Eindruck dieser Besuche hingerissen und gleichsam verschlungen. Dennoch waren die Gesichtspunkte, durch welche ein jeder von ihnen so weit davon ergriffen worden, bey jedem einzelnen verschieden.

Arner sah sein liebes Bonnal mit allem seinem Verderben im ganzen Umfang seiner Quellen und Ursachen, besonders insofern sie von den Schwächen und Fehlern des Schlosses abhingen, vorzüglich vor Augen und freute sich von dieser Seite hauptsächlich der Hoffnung, durch die

Schulen und durch den mitwirkenden Einfluß auf das häusliche Leben, so wie durch die Möglichkeit einer bessern Wahl der Vorgesetzten dem Unglück, dem das Dorf unterlegen, für die Zukunft in seinen Quellen abzuhelfen.

Dem Pfarrer fiel der Zusammenhang der kindlichen Freyheit, des kindlichen Muths und der kindlichen Freude und Liebe, das in allem Thun der Gertrud und ihrer Kinder statt fand, mit ihrer kindlichen Unschuld und ihrem rein christlichen Glauben und Leben auf eine Weise auf, daß ihn der Einfluß auf die Beförderung des wahren, christlichen Glaubens, den ein Pfarrer in einem Dorf haben kann und zu haben suchen soll, in einem ganz neuen und so hinreißenden Licht vor Augen kam, daß ihn diese Ansicht die merkwürdigen Worte aussprechen machte: ich habe für die mir wahrscheinenden Ansichten des Christenthums oft gestritten und mich fast gezankt, aber ich sehe jetzt, das war nicht gut. Ich sehe jetzt mehr als je, das wahre Christenthum, der wahre christliche Glauben, diese Kraft Gottes zum Heil einem jeden, der da glaubt, muß jeden einzelnen Christen zu dem kindlichen Muth, zu der kindlichen Freyheit und zu der kindlichen Freude und Liebe hinführen, der die Kinder der Gertrud beten und spinnen, arbeiten und in der Bibel lesen macht; und es ist gewiß, der wichtigste Einfluß, den ein Pfarrer zur Beförderung des wahren Christenthums haben kann, muß auf diesem Weg angebahnt und befördert werden.

Glülphi war ganz vom Entschluß, Schulmeister in Bonnal zu werden, verschlungen, und mehr als noch je von einem Gewaltsdrang nach diesem Ziel ergriffen; aber

auch er fühlte, daß seine Schule nur in so weit gelinge, und als ein wahres, menschliches und christliches Bildungsmittel dastehen kann, als in ihr eben die Liebe, eben der Muth, eben die Freude und eben die Freyheit herrschen werde, die sich in der Stube der Gertrud so hinreißend ausspricht. Er träumte sich auch den Erfolg seiner Schule nur dann und nur dadurch erzielt, wenn einst die aus seiner Schule austretenden Kinder diesen menschlichen Muth, diese menschliche Freude und Freyheit mit der Unschuld ihrer christlichen Liebe und der Freyheit und Kraft ihres christlichen Glaubens in ihrem wirklichen Leben vereinigen werden. Der Traum seiner Schule war durchaus ein Traum von der Möglichkeit, alle Kraft und alle Kunst des häuslichen Lebens, die er in dieser Stube in sittlicher, geistiger und Berufsübereinstimmung vereinigt gesehen, in eben dieser Vereinigung in Schulkräfte und Schulmittel zu übertragen, und er sah die Möglichkeit dieser Uebertragung vom ersten Augenblick an, in dem diese Ansicht sich in seiner Seele entfaltete, nur allein durch die höchste Vereinfachung aller Schulmittel und durch die sorgfältigste Bildung aller Schulkräfte erreichbar. Er fand sich selber nicht einfach genug. Ich bin, sagte er zu sich selber, schon ein alter, verschrobener Kerl, und die Schulmeister müssen Wohnstubenschulmeister, sie müssen Kinder werden, nur dadurch können sie dahin kommen, Schulen einzurichten, die in ihrer Führung so einfach sind, daß Kinder selber Schulmeister werden können und wollen. Er fühlte seine Träume noch unreif, aber er hing ihnen mit einer Gewaltsamkeit nach, daß er auf dem ganzen Weg

nach Bonnal in sich selbst gekehrt war; er redte wenig und eilte, sobald er ankam, man kann nicht mehr eilen, zur Gertrud.

§. 25.

Abermal ein edler Herrschaftsherr, ein guter Pfarrer und ein welterfahrner Soldat in der Stube einer armen Baumwollenspinnerfrau, deren Herz sie Menschenbildungshalber so weit führt, als der beste Kopf einen edeln Mann diesfalls hinzuführen im Stand ist.

Der Pfarrer, der bis spät in der Nacht bey einem Kranken in Bonnal gewesen, war kaum aufgestanden. Er hatte seinen Thee noch nicht getrunken, als die Herren in Bonnal ankamen. Die Frau Pfarrerin meynte, sie müssen jetzt doch auch eine Tasse mit ihm trinken; aber der Lieutenant war kaum dahin zu bringen. Doch da Arner eine annahm, legte er seinen Stock und Hut auch ab und setzte sich zu ihnen hin. Aber er war mit seiner Tasse so bald fertig und alle Zeichen, daß es die letzte sey, die er trinken wolle, waren sichtbar gegeben, daß der Pfarrer wohl merkte, er dürfe Schandenhalber nicht halb so lang an seinem Thee trinken, als er sonst gewohnt war. Er trank es so geschwind, als er es sonst in dem einzigen Fall thut, wenn eben ein Kranker ihn zu sich rufen läßt. Der Lieu-

tenant sah diese Eilfertigkeit nicht, so recht sie ihm war, die Frau Pfarrerin aber und der Junker merkten es und die erste meynte, ihr lieber Mann dürfte seine Tasse Thee doch etwas langsamer trinken, und es pressire doch auch nicht so gar mit dem zu der Gertrud gehen, es sey ja noch so frühe. Aber sie sagte nichts. Doch sah sie ihren Mann auf eine Weise an, daß er wohl merkte, was sie meyne. Auch der Junker merkte es, lachte und sagte: aber, Herr Pfarrer, trinken Sie doch ihren Thee ruhig und wie gewohnt aus, es ist ja lang bis zu Nacht, so gar eilt es sich doch nicht. — Jetzt merkte der Lieutenant, daß er sich zu ungeduldig geberdet und bat die Frau Pfarrerin freundlich lächelnd noch um eine Tasse Thee.

Es ist Ihnen nicht ernst, Sie wollen lieber keine, erwiederte die Frau Pfarrerin.

Er. Nein, nein, es ist mir ernst, geben Sie mir noch eine.

Sie. Aber wollen Sie sie mit Geduld austrinken?

Er. Ich will der letzte seyn, der noch einen Tropfen in seiner Tasse hat.

Sie. Da könnte Sie mein Mann sträflich plagen, wenn er seine Tabakspfeife noch anstecken würde, wie er's sonst zum Thee gewöhnlich thut.

Nein, nein, Herr Lieutenant, sagte der Pfarrer, diese stecke ich jetzt gewiß nicht an — und mit dem trank er seine letzte Tasse aus und stand auf, dann auch der Junker und erst nach ihnen trank der Lieutenant seinen letzten Tropfen Thee auch aus. Mit dem gingen sie alle drey zur Gertrud. Diese hatte sie erwartet, aber um deswillen

auch nicht das Geringste in ihrem Seyn und Thun verändert. Alles war vollends wie gestern, und es fiel dem Lieutenant als sehr wichtig auf, daß es so war. Er sagte zum Junker französisch: das Größte in dieser Sache ist, wie es mich dünkt, daß bey der Freyheit und dem Leben, die im ganzen Thun dieser Stube herrscht, doch alles sich immer gleich ist und gleichsam wie an einer Schnur fortlauft. Dieser Zustand ist ohne die tiefste psychologische Begründung und ohne die höchste Einfachheit und Uebereinstimmung, die aus ihr hervorgehen muß, nicht zu erzielen. Auch ist alles, was in dieser Stube geschieht und wie ein Uhrwerk immer fortlauft, bestimmt von einer Natur, daß, wenn man Stundenlang zusieht, gar nichts davon als außerordentlich vorfällt; im Gegentheil, man meynte, eine jede andere Frau sollte das auch können.

Der Junker erwiederte: ich bin sicher, hundert und hundert Weiber, die nicht werth sind, ihr diesfalls den Schuhriemen aufzulösen, würden, wenn sie uns so in der Stube dasitzen und aufschreiben sähen, was darinn geschieht, zu einander sagen, sie und hundert andere Weiber können und thun das alles, wo nicht besser, doch vielleicht eben so gut als Gertrud.

Da sie so französisch redten, kehrte sich der Heirli gegen eine seiner Schwestern, die neben ihm saß, um, sagte mit halb lauter Stimme: parle, parle frangse, und suchte alle französische Worte, die er hörte, nachzutönen.

Gertrud sah's, winkte ihm und er war im Augenblick mausstill.

Der Gertrud Kinder lasen, da die Herren in die Stube kamen, wie das letztemal, zuerst in der Bibel. Da dieses vollendet, fingen sie an zu singen. Die Morgensonne schien eben im reinsten Glanz in ihre Stube und die Kinder sangen, ohne daß die Mutter es ihnen vorschrieb, das Lied:

Wie schön, wie herrlich strahlet sie,
Die Sonne dort, wie sanft, und wie
Erquickt, erfreut ihr milder Glanz
Das Aug, die Stirn', die Seele ganz! u. s. w.

Auch das ist eine Eigenheit der Führung dieser Stube, daß die Mutter und die Kinder mitten in der festesten Ordnung ihres Pflichtlebens offene Sinnen für alles Schöne und Gute, das in ihren Umgebungen statt findet, haben, und mitten in ihrer ununterbrochenen Thätigkeit herzliche und freye Theilnahme daran zeigen. Sie spinnen so eifrig, als kaum eine Taglöhnerin spinnt, aber ihre Seelen taglöhnen nicht. Sie bewegen sich während der ununterbrochenen Gleichheit ihrer lieblichen Bewegung so leicht und so frey, wie der Fisch im Wasser, und so froh, wie die Lerche, die in den Lüften ihren Triller spielt.

Der gute Heirli hatte schon das letztemal daran gedacht, er möchte dem Junker für die schönen Batzen danken, die er der Mutter, als sie bey ihm war, für sie gegeben; aber er war das erstemal zu scheu, jetzt fürchtete er sich nicht mehr und paßte nur auf den Augenblick, wo er der Mutter das sagen konnte. Aber sie sah ihm lange nie ins Gesicht, daß er ihr winken, und stand ihm nie

so

so nahe, daß er sie erlangen konnte. Endlich gerieth es und er konnte ihr ins Ohr sagen: dürfen wir dem Junker nicht auch für die neuen Batzen danken? Der gute Bub drückte mit seiner Hand ihren Kopf hart an den seinen an und nahm ihr das halbe Ohr ins Maul, wie wenn er's abbeißen wollte. Gertrud hatte dem Junker seitdem schon mehrmal gesehen, aber freute sich jetzt von Herzen, daß ihr guter Heirli selber daran sinne, daß er und seine Geschwisterte ihm für die geschenkten Batzen danken sollen, wie sie und ihr Vater ihm schon oft für ihr neues Glück gedankt. Sie sagte dem Knaben, das ist brav, daß du daran sinnest, sag' es deinen Geschwisterten allen und geht mit einander hervor. Sobald sie das gesagt, legte er seinen Baumwollenflocken auf seinen Stuhl, schlich hinter den Rädern zu seinen Geschwisterten, sagte einem nach dem andern, was sie thun wollen. Jetzt stunden sie alle von ihren Rädern auf und traten mit dem Heirli zum Junker hervor; aber da sie dastunden, konnte keines reden.

Der Junker sagte zu ihnen: was macht ihr da, Kinder? was wollet ihr?

Und Gertrud zum Heirli: kannst du jetzt nicht reden? — Da stund er an ihn zu und sagte: wir wollen dir für deine schönen Batzen danken.

Es freute den Junker. Er gab einem nach dem andern die Hand und sagte: Kinder! Euer Vater und eure Mutter sind mir lieb, und wenn ihr recht thut, so seyd ihr mir auch lieb euer Lebtag.

Dann nahm er den guten Heirli vom Boden auf seinen Arm, sah ihm eine Weile ins Gesicht und sagte ihm dann: nicht wahr, du gibst doch gewiß auch einen rechten braven Buben?

Ja gewiß, sagte der Heirli, und gäll, ich bin dir auch dann dein Lebtag lieb?

Er war im Augenblick auf seinem Arm, wie daheim, sah ihm beständig in die Augen und streichelte ihm mit der Hand über die Backen.

Arner sagte ihm da: sag, bin ich dir auch lieb?

Das denk' ich, sagte der Bub, du bist ja noch mehr gut, als die Mutter gesagt hat.

Arner. Wie gut hat die Mutter gesagt, daß ich sey?

Heirli. Sie hat gesagt, wenn ich dir danke, so gebest du mir die Hand, und jetzt nimmst du mich noch gar auf deinen Arm.

Arner. Hast du das so gern, wenn man dich auf den Arm nimmt?

Heirli. Ja — und einen Augenblick darauf: aber ich hänge dir Baumwolle an.

Arner. Es schadet nichts.

Nein wart', sagte der Heirli, ich will dir sie wieder ablesen — schnackte ihm dann über die Achsel, langte mit der Hand auf den Rücken und auf beyden Seiten, so weit er konnte, herunter, und las ihm die Baumwolle ab, die er ihm angehängt.

Indessen riethen des Rudis Kinder unter einander und sie wollten ihm für ihre Kuh und für ihre Matte auch danken. Gesagt, gethan. Sie drängten sich durch die

andern. Das mit dem schwarzen Kohlaug voraus. Es war das erste bey ihm und sagte: wir wollen dir auch danken.

Wofür? sagte der Junker, und hatte den Heirli noch auf dem Arm.

Jä, für die Kuh und für die Matte, sagte das Kind.

Da stellte der Junker den Heirli ab, nahm ihn's auf den Arm und sagte: wie geht es euch jetzt, ihr Lieben! ist euch auch wohl?

Ja wahrlich, sagte das Nännli, seitdem wir auch Milch haben und diese Frau da kennen.

Aber folgt ihr auch der Frauen? sagte Arner.

Ich weiß nicht, du mußt sie fragen, sagte das Kind auf seinem Arm.

Und Gertrud: es muß gut seyn, bis es besser wird.

Folgt ihr ordentlich und thut recht, wenn ihr mir lieb seyn wollt, sagte der Junker.

Wir wollen ihr gewiß folgen, sagten die Kinder alle, bis auf das Liseli; das murrte so zwischen den Zähnen, daß es auch so tönte, und man meyne, es sage es auch. Das Nännli auf seinem Arm war so geschwind erwarmet (bey ihm wie daheim), als der Heirli. Es ging nicht lange, so sagte es: hast du viel so schöne Batzen, wie du da den Kindern gegeben?

Schweig doch, schweig doch, du unverschämtes Kind, riefen ihm die andern auf allen Seiten zu.

Der Junker sagte ihnen: läßt ihn's reden — und zum Kind: möchtest du auch?

Kind. Ja, wenn du mir gibst.

Junker. Ich hab' jetzt keine bey mir.

Kind. Hast du nicht immer bey dir?

Junker. Nein, aber wenn ich wieder komme, so hab' ich bey mir.

Kind. Kommst du bald wieder?

Junker. Ja.

Kind. Gibst mir denn auch?

Junker. Was willst du damit thun?

Kind. Zusammenbehalten und sparen.

Junker. Und dann?

Kind. Und dann, wenn ich groß bin, etwas daraus kaufen.

So verweilte sich Arner mit dem Kind auf dem Arm und redte dennoch mit allen andern gleich gut, wie mit ihm und wie ein Vater.

---

§. 26.

Gertrud sorgt wieder für ihren guten Rudi.

So lang er es so auf dem Arm hielt und mit des Rudis Kindern allen so redte, war der Gertrud immer, wie wenn sie jemand stieß und trieb, ihm für diese Kinder ein Wort von ihrer Meyerin fallen zu lassen.

Es trieb ihr den Schweiß aus. Sie durfte es nicht und wollte es doch, und hätte es doch nicht gethan, wenn nicht just, da es am stärksten in ihr kämpfte, noch der

Meyerin Bruder, der Untervogt, der dem Junker einen Bericht abzustatten hatte, in die Stube hinein gekommen wäre. Da konnte sie nicht mehr anders. Es war ihr, als reiße ihr jetzt jemand das Wort zum Maul heraus, das sie zum Junker, der das Männli noch immer auf dem Arm hatte, sagen mußte: ja, wenn jetzt das gute Närrchen nur auch wieder eine Mutter hätte.

Der Vogt hatte seinen Bericht schon abgestattet und den Thürennagel zum Wiedergehen eben in den Händen, als Gertrud das sagte. Er merkte auch gerade, warum sie es that, denn er wußte schon, was zwischen seiner Schwester und der Gertrud vorgefallen und hatte, noch mehr aber seine Frau, mit seiner Schwester heurathshalber jemand ganz ander im Sinn, als den Hübelrudi. Der Junker antwortete der Gertrud, ohne den Meyer in Acht zu nehmen: man sollte denken, der Mann würde, wie er's jetzt hat, eine Frau finden, wo er wollte.

Gertrud. Ja, das wohl; aber —

Junker. Was aber?

Gertrud. Er sollte auch eine rechte haben.

Junker. Thue ihm eine zu.

Gertrud. Wenn ich kann, ich thue es gewiß, aber da der Herr Untervogt könnte, wenn er wollte so gut seyn, das Beste dabey thun, wenn er ihm bey seiner Schwester ein gutes Wort verleihen würde.

Ich weiß nichts — ich weiß nichts — ich weiß von allem kein Wort, stotterte der Untervogt.

Du hörst ja, was sie sagt, sagte der Junker, und was ist's? was meynst? würde er dir so gar mißfallen?

Nein, nein, das gar nicht, das gar nicht, sagte der Tropf.

Nun, so sage deiner Schwester, wie du weißt, daß ich gegen diese Haushaltung denke, und daß es mich freuen würde, wenn das ein Grund wäre, daß sie desto eher in diese Haushaltung hineinstehen würde, sagte der Junker.

Der Meyer wollte der gute Mann seyn, und da der Junker zeigte, daß ihm daran gelegen, daß der Rudi wohl versorgt werde, sagte er zu allen Worten: ja freylich und ja ja.

Er mag jetzt seine Schwester oder sonst jemand zur Frau bekommen, so kann eine jede versichert seyn, ich werde mich dieser Haushaltung annehmen, so lang ich lebe, sagte da der Junker noch zur Gertrud, und dann zum Vogt, aber es würde ihn doch freuen, wenn er diejenige bekommen würde, die diese Frau für die beste für ihn halte. Und der Vogt sagte noch einmal, es soll an ihm nicht fehlen. — Aber er keuchte und ward blaß, so angst machte ihm das Gespräch. Und da der Junker ihn bey seinem ja ja sagen so keuchend und blaß dastehen sah und wohl ahndete, was es bedeute, sagte er ihm noch: aber es ist nicht, daß es meinethalben seyn müsse, wenn es dir etwan zuwider; der Mann wird wohl versorgt werden, daran hat's keine Noth.

Der Erztropf hätte jetzt noch einmal sich mit Ehren herausziehen können; aber er sagte noch einmal, es sey ihm nichts weniger als zuwider. Doch glaubten ihm das weder der Junker noch die Gertrud, und diese sagte noch halblaut: es kommt zuletzt nicht alles auf ihn an.

Er verstand das Wort noch selber und sah den Blick der Verachtung, mit dem es Gertrud ausgesprochen und denjenigen, mit dem es der Junker angehört. Sein Gefühl war von allen Seiten gestoßen und verwirrt. Er wußte, daß er gelogen. Er wollte im Herzen nicht einmal, daß der Junker glaube, was er sagte und doch that ihm weh, in diesem Blick die Verachtung zu sehen, daß er es nicht glaube. Was ihn aber am meisten empörte, war, daß er sich einbildete, es könne vielleicht möglich seyn, seine Schwester, die Meyerin, habe es mit der Gertrud selber abgeredt, daß sie ihn des Rudis halber so vor dem Junker auf den Esel gesetzt. Sobald ihm dieser Gedanke in Sinn kam, konnte er ihn nicht mehr aus dem Kopf bringen. Auch fürchtete er sich jetzt, wenn seine Frau vernehme, was er dem Junker versprochen, so werde sie ihn auf eine Weise ausschelten, wie sie es schon oft gethan habe, und der Hans Ulrich Ochsenfeißt, an den sie ihrethalben dachten, werde, wenn er vernehme, warum es des Rudis halber zu thun sey, nichts mehr von seiner Schwester hören wollen, sondern vielmehr ihm und seiner Frauen diesfalls zur Antwort schicken, wenn sie lieber eine magere Geiß als einen fetten Stier im Stall haben wolle, so möge er es wohl leiden, und sie solle seinethalben den Rudi oder jeden andern Bettler nehmen, den sie gelüste. Er ging auch heute zweymal zu seiner Schwester, um zu sehen, ob es denn auch wirklich wahr sey, daß Gertrud ihm diesen Possen gespielt. Aber er traf sie in beydenmalen nicht zu Haus an und mußte also mit seiner diesfälligen Anfrage warten, bis sie zu Haus war.

§. 27.

Glülphi spricht die Gertrud bey seinem Vorhaben, Schulmeister zu werden, um Hülf an.

Das Gespräch des guten Heirlis und des Rudis Kinder mit dem Junker und dann auch das mit dem Untervogt machte dem Glülphi lange Zeit. Er sehnte sich, sein Anliegen der Gertrud vorzubringen und sobald der Vogt fort war, sagte er zu ihr: aber, liebe Frau, sag sie mir jetzt, könnte man die Ordnung, die sie in ihrer Stube hat, nicht auch in einer Schule einführen?

Gertrud besann sich einen Augenblick und sagte dann: ich weiß nicht, aber man sollte meynen, was mit zehn Kindern möglich ist, wäre mit vierzigen auch möglich. Doch es würde viel brauchen und ich glaube nicht einmal, daß man leicht einen Schulmeister finden würde, der so eine Arbeitsordnung in seiner Schule leiden würde.

Lieutenant. Aber wenn sich einer fände, der sie gern einführen wollte, würde sie ihm dazu helfen?

Gertrud (mit Lachen). Ja freylich, wenn sich einer fände.

Lieutenant. Und wenn ich es wäre?

Gertrud. Was wäre?

Lieutenant. Der Mann, der gern eine Schule einrichtete, wie sie eine in der Stube hat.

Gertrud. Ihr seyd kein Schulmeister.

Lieutenant. Ich will's werden.

Gertrud. Ja, vielleicht in einer Stadt und in etwas, von dem man im Dorf weder Gigs noch Gags versteht.

Lieutenant. Nein, wahrlich in einem Dorf und in Sachen, die man in allen Dörfern verstehen sollte.

Gertrud. Das muß ein eignes Dorf seyn, wo ein Herr, wie Sie sind, darinn will Schulmeister werden; einmal bey Kindern, wie sie bey uns sind, gelüstet kein so ein Herr, Schulmeister zu werden.

Glülphi. Das weiß sie jetzt doch auch nicht.

Gertrud. Aber ich bilde mir's so ein.

Glülphi. Das sehe ich. Aber wenn ich so ein Schulmeister seyn wollte, was würde sie sagen?

Gertrud. Es würde Ihnen leid seyn, wenn Sie es müßten.

Glülphi. Aber wenn ich es seyn wollte, würde sie mir denn helfen?

Noch immer in der Meynung, es könne davon im Ernst nicht die Rede seyn, antwortete Gertrud: ja freylich, wenn Sie hier in Bonnal Schulmeister seyn wollen, so will ich Ihnen helfen, was ich kann und mag.

Jetzt wandte sich der Lieutenant an den Junker und den Pfarrer und sagte: ihr habts jetzt gehört, sie hat mir zweymal versprochen, daß sie mir helfen wolle.

Die Herren fingen an zu lachen und sagten zur Gertrud: das ist brav, das ist brav, Gertrud, daß du ihm helfen willst.

Sie fing an, etwas betroffen zu werden und sagte: aber was ist das? er ist nicht Schulmeister in Bonnal, und wenn er's wäre, was könnte ich ihm helfen?

Beyde, der Pfarrer und der Junker: wohl freylich ist er Schulmeister in Bonnal und ist auch nicht daran zu zweifeln, du kannst ihm bey der Art, wie er Schulmeister seyn will, helfen, wie sonst wenige Leute ihm helfen könnten.

Jetzt wurde das Gespräch ernsthafter. Gertrud beharrte darauf: sie sey dem Herrn Lieutenant nicht das geringste zu zeigen im Stand, wenn er wirklich Schulmeister werden wolle; ihre Kinder wolle sie ihm herzlich gern in die Schule schicken und wenn sie jung wäre, selber darein kommen.

Aber Glülphi und die Herren wiederholten, wie er Schul halten wolle, könne sie ihm viel helfen. Zuletzt brachte sie noch an, ich habe mit meiner Haushaltung mehr als genug zu thun, aber wenn's zuletzt, wie ich anfange zu merken, etwa darum zu thun ist, ihm in Arbeitsart einen guten Rath zu geben, so weiß ich eine Frau, die das weit besser als ich versteht und dazu alle Zeit hat. Sie nannte dann den Herren die Frau, die wirklich eine vortreffliche Arbeiterin und eine in allen Stücken gewandte Haushälterin ist.

Der Lieutenant erwiederte ihr: auch diese kann und will ich brauchen, aber für dein Mutterherz und deine Mutterkraft gibts keinen Vicari und diese möchte ich in meine Schule hinein.

Gertrud erwiederte: mein Mutterherz ist kaum für meine Stube groß genug und wenn ihr unser Schulmeister werden wollt, wie ich's jetzo glauben muß, so weiß ich, ihr bringet ein Vaterherz und eine Vaterkraft in die Schule, die mein kleines Mutterherz völlig überflüssig machen wird.

Die Herren erwiederten: es ist wahr, unser Lieutenant wird ein großes Vaterherz und eine große Vaterkraft in unsere Schule hineinbringen. Dafür danken wir Gott, aber sein Herz und seine Kraft wird die Mitwirkung deines Mutterherzens und deiner Wohnstubenerfahrung nicht überflüssig machen — und Glülphi nahm sie jetzt auch bey der Hand und sagte: deine Lobrede von meinem Vaterherzen habe ich nicht verdient, aber ich will sie zu verdienen suchen und eben darum habe ich deine Hülfe nothwendig und lasse dich von deinem Versprechen nicht los, so höflich du auch immer daraus herauszuschlüpfen versuchst.

Gertrud ward jetzt still und Arner und der Pfarrer sagten zu ihr, wie dem armen, verdorbenen Dorf nur durch Erziehung der Jugend wieder aufgeholfen werden könne und wie wichtig es für dasselbe sey, daß Glülphi bey seinem Vorhaben, Schulmeister in Bonnal zu werden, alle mögliche Unterstützung finde.

Innig gerührt erwiederte jetzt Gertrud, wenn sie etwas dazu beytragen könne, so sey das ihre Schuldigkeit und sie wolle es herzlich gern thun; aber sie glaube nicht, daß sie im Stand sey, etwas dazu beyzutragen.

Die Herren boten ihr jetzt alle die Hand, dankten ihr, daß sie sich mit Glülphi der Jugend ihres Dorfs annehmen wolle, sprachen ihr Muth zu und versicherten sie, daß sie ganz gewiß vieles zu leisten im Stand sey.

Sie wiederholte noch einmal, sie wolle thun, was sie in ihren Umständen zu thun im Stand sey. Dann lobte sie noch einmal eine Margreth, die im Dorf wohne und in allen Arbeitsgattungen weit mehr verstehe als sie.

Glülphi erwiederte: daß er auch sie kennen lernen und ihre Hülfe suchen wolle.

So endete sich die Unterredung dieser Herren mit der Gertrud. Als sie fort waren, sagte sie zu sich selber: sie wollen etwas von mir, von dem ich nie ahnete, daß ich dazu fähig wäre, aber es ist mir dennoch in meinem Innersten, als wenn eine Stimme zu mir sagte: fasse Muth zu thun, was du kannst. Ich kann mir nicht verhehlen, es ist mir, wie wenn Gottes Stimme in mir selbst zu mir sagte: du mußt glauben, daß du das könnest, was man also von dir fordert.

Der Pfarrer, der Lieutenant und Arner sahen die innigste Rührung der Gertrud, und dankten Gott für die Stimmung, in der sie sie verließen und für die Hoffnungen, die sie in ihnen erregten.

§. 28.

Wenn sich ein schwacher, charakterloser Mensch doch nur gar keiner Sache in der Welt annehmen würde.

Der Untervogt war nach dem Gespräch mit dem Junker und der Gertrud heute schon zweymal zu seiner Schwester gelaufen; aber er hatte sie beydemal nicht angetroffen. Endlich am Abend, da er wieder zu ihr ging, traf er sie zu Haus an, und im fortdauernden Wahn, sie habe es mit der Gertrud selbst abgeredt, ihn des Rudis halber bey dem Junker so auf den Esel zu setzen, war sein erstes Wort, das er zu ihr sagte: ich hätte doch nicht gemeynt, daß ich so eine Schwester hätte.

Was für eine Schwester? sagte die Meyerin, die gar nicht wußte, was er meynte.

Es brauchts nicht, daß du mich doppelt für einen Narren halteſt, sagte er, und klagte fort, er habe doch nicht an ihr verdient, daß sie ihm's so mache, — bis sie zuletzt überdrüssig ihm sagte: wenn er einen Rausch habe und nicht reden könne, daß man ihn verstehe, so solle er heimgehen und dann morgen wieder kommen.

Ich bin so nüchtern, als du, sagte der Vogt, und hatte Magens halber recht; denn er hatte nicht einmal seinen Abendwein getrunken. Endlich kam es doch so weit, daß er sagte: weißt du denn gar nicht, was mir bey der schönen Frauen begegnet? und auf weiteres Fragen erklärte er,

die schöne Frau, die er meyne, sey Gertrud. Die Meyerin sagte noch einmal: ich weiß kein Wort von allem. Sie ward aber doch roth, sobald er den Namen Gertrud nannte.

Er merkte es nicht und erzählte ihr jetzt, was ihm bey ihr begegnet, und was sie und der Junker ihm zugemuthet.

Der Athem tönte der Meyerin, als er das erzählte; aber sie redte lange nicht und besann sich. Nach einer Weile sagte sie: und da, was hast du ihnen geantwortet?

Vogt. Du kannst wohl denken, ich hab' es ihnen müssen versprechen.

Meyerin. Daß du dem Rudi bey mir zum Besten redest wolltest?

Vogt. Ich hab' es wohl müssen.

Meyerin. So? — Aber wie ist dir jetzt? was rathest du mir jetzt?

Vogt. Du fragst mich nicht im Ernst.

Meyerin. Wohl freylich frag ich dich im Ernst.

Vogt. Wenn du mich im Ernst fragst, so weißt du wohl, daß meine Frau und ich etwas anders als das für dich im Sinn haben.

Meyerin. Ich weiß es gar wohl. Ihr habt ja erst gestern davon mit mir geredt, und es wird, denke ich, noch jetzt eure Meynung seyn.

Vogt. Du kannst dir's wohl einbilden.

Meyerin. Ich bilde mir's freylich ein, aber dann hingegen hätte ich mir gar nicht eingebildet, daß du, weil's so ist, doch dem Junker etwas anders versprochen hättest.

Vogt. Zank jetzt nicht mit mir, ich bin ja sonst genug zwischen Thür und Angel.

Meyerin. Man muß es nur machen, wie du, so ist man denn bald zwischen Thür und Angel.

Vogt. Was mache ich dann?

Meyerin. Du solltest dich schämen, so bist du ein Tropf, seitdem du Untervogt bist. Ich bin ein Weibervolk, aber ich ließ mich vor keinem Menschen mehr sehen, wenn ich ein einziges Mal zum Vorschein kommen sollte, wie du jetzt, du Thorenbub.

---

§. 29.

Wenn die Milch kochet und überlaufen will, so schütten die Weiber nur ein paar Tropfen kaltes Wasser darein.

Mit dem ließ sie ihn stehen und suchte ihre Schuhe zum Wandern. Er aber suchte indessen seinen Stock und seinen Hut, ging in die Küche, ließ sich seine Schuhe putzen und sagte, da er wieder in die Stube zurückkam, zu seiner Schwester: aber wie ist's dir denn? du darfst mir am End doch wohl sagen, nimmst du den Alten mit seinen vielen Kindern?

Die Meyerin antwortete: ich will dir denn das sagen, wenn du einmal ein Mann bist, jetzt bist du ein Bub — und lief in aller Hitze von ihm weg und zur Gertrud.

Aber sie ging ihr nicht ins Haus hinein, sie rief nur unten an der Treppe, sie solle zu ihr herunter kommen. Die Maurerin merkte an ihrem Ton an im Augenblick, daß des Untervogts Historie schon in ihr koche, und es war ihr nicht ganz wohl bey der Sache; aber der Rudi, der neben ihr war, erschrak, daß er zitterte.

Der arme Mann hatte längst allen Muth verloren und besaß keine Art Stärke mehr, als daß er sich in alles schicken und alles überwinden konnte.

Die Meyerin feuerte im Anfang, es sey eselköpfig, wie sie es ihr gemacht.

Gertrud ließ sie in einem fortreden. Dadurch ward sie nach und nach stiller. Endlich sagte sie: warum redst du nicht? du wirst mir doch auch sagen wollen, was begegnet.

Weißt du das noch nicht? und machst so gar, sagte da Gertrud, und erzählte ihr dann, wie der gute Junker mit des Rudis Kindern so freundlich gewesen, da sie zu ihm zugestanden und ihm für die Kuh und die Matte gedankt, und wie er das Nannli (sie kenne es wohl, es sey das, von dem sie gesagt, es gebe ein Engel) wohl eine Viertelstunde auf den Armen gehabt. Ich habe auf der Welt nicht gewußt, wie ich ihm thun will. Ich hätte ihm gern etwas von dir gesagt und hätte es doch nicht gethan; aber weil's so in mir gestritten, ist da eben dein Bruder, wie wenn es hätte seyn müssen, in die Stube hineingekommen, da hab ich mich einmal nicht mehr hinterhalten können. Es war, wie wenn es mir jemand

zum

zum Maul hinausgerissen, daß ich sagen mußte, ja, wenn nur das gute Närrchen auch wieder eine Mutter hätte.

Meyerin. Du hast aber mehr gesagt, als das.

Gertrud. Freylich. Der Junker hat mir da zur Antwort gegeben: man sollte meynen, der Rudi, wie er es jetzt hat, sollte eine Frau finden können, wo er wollte. Da gab ein Wort das andere, bis mir in Gottes Namen zum Maul heraus war, dein Bruder könnte da am besten helfen.

Der Zorn war jetzt der Meyerin schon hin und ihre Hitze war vollends gegen ihren Bruder gekehrt, als sie da fragte: was sagte er dazu?

Gertrud. Es soll an ihm nicht fehlen.

Meyerin. Hat er das gesagt?

Gertrud. Ja, und das mehr als ein-, und mehr als zweymal.

Meyerin. Und der Junker, hat dieser da nichts mehr gesagt?

Gertrud. Wohl freylich, er hat oft gesagt, du oder wer immer des Rüdis Frau werde, dürfe darauf zählen, daß er sich dieser Haushaltung annehme, so lange er lebe, und zu deinem Bruder hat er da noch gesagt, es würde ihn freuen, wenn das dir ein Grund wäre, daß du es lieber thätest.

Meyerin. Hat er das alles so geredt?

Gertrud. Es sind alle Worte wahr.

§. 30.

Eine sonderbare Heirathsanfrage.

Da es jetzt so still wurde, kam der Rudi hinter der Thüre hervor.

Was? — Stand der Rudi hinter der Thür und hörte zu, was Gertrud und die Meyerin mit einander redten?

Ja wahrlich, er stand hinter der Thüre und hörte alle Worte; aber er ist um deswillen doch der Rudi und bleibt der ehrliche Rudi, der er vorher gewesen. Er lief der Gertrud die Stege hinab nach, nicht um hinter die Thüre zu stehen, sondern hinauszugehen und der Meyerin zu sagen, sie solle in Gottes Namen mit ihm machen, was sie wolle, aber sie soll es einmal auch an der Gertrud nicht zürnen und es ihr nicht nachtragen, daß sie seinethalben an sie gedacht. Aber da er sie unter der Thüre so laut reden hörte, durfte er nicht weiter und wartete da, bis es stiller wurde; dann kam er hervor und sagte ihr, was er vor einer Viertelstunde vor Schrecken nicht konnte.

Die Meyerin zog den Fuß hinter sich und sah ihn drey Schritt vom Leib vom Kopf bis zu den Füßen an, da er so hinter der Thüre hervor und gegen sie zu kam. Aber, was sie nicht dachte, der Mann, der jetzt so mit der Kappe (Mütze) in der Hand vor ihr stand und in jeder Ader zeigte, daß er nichts hoffe, nichts für sich rede, nicht um seinetwillen da seye, viel weniger um seinetwillen hinter der Thüre gestanden, gefiel ihr so wohl, daß sie jetzt vor ihm ganz still stand und den Fuß nicht mehr hinter sich

zog, ihn auch nicht mehr vom Kopf bis zu den Füßen ansah, so nahe er jetzt auch an sie zustand. Er aber achtete es nicht, weder daß sie nicht mehr zurückwich, noch daß sich die Art, wie sie ihn ansah, geändert, und sagte, fast ohne zu denken, daß es noch seyn könnte oder seyn sollte, sie solle ihm verzeihen, er wisse wohl, daß es zu viel von ihm sey, daß er an sie gedacht, aber er habe einmal auch jemand Rechten nöthig.

Sie gab ihm zur Antwort: ich kann dir in Gottes Namen keine Hoffnung machen.

Aber er sagte nichts und durfte nichts sagen und stand da, wie ein Mensch, der hungert und nicht sagen darf, daß er gern ein Almosen hätte.

Die Meyerin sah wie durch ein Fenster in ihn hinein und sagte zu sich selber: so einen herzguten Kerl hab' ich in meinem Leben nie vor mir zu stehen gesehen; zu ihm aber: pfui, wie du auch dastehst; es ist nicht anders, als du wolltest ein Almosen um Gotteswillen.

Der Rudi erwiederte: ich bin noch nie vor jemand gestanden, wie wenn ich bettelte, aber ich spüre wohl, daß ich vor dir dastehe, wie du sagst.

Meyerin. Du mußt eben auch vor mir nicht stehen, wie wenn du betteltest.

Rudi. Wie muß ich denn vor dir stehen, und was muß ich machen, anstatt Bettelns, das mich einmal jetzt ankommt?

Meyerin. Du mußt meiner gar nicht in Acht nehmen.

Rudi. Dann will ich doch lieber noch fortfahren mit dem Betteln.

Meyerin. Ja — so sag ich dir dann helf dir Gott.

Rudi. Wenn du mir recht helf dir Gott sagst, so gehts mir nicht übel.

Meyerin. Nun, wenn du das willst, da hasts: — helf dir Gott, Rudi!

Rudi. Ja, das ist mir nicht das rechte helf dir Gott.

Meyerin. Ae, was wäre dir denn das rechte helf dir Gott?

Rudi. Wenn du mir die Hand darauf geben würdest, daß du mir auch helfen wolltest, das wäre mir das rechte helf dir Gott.

Meyerin. So? — Du bist doch kein Narr, Rudi.

Rudi. Ich glaub's wohl, aber es hat doch auch nicht bald einer in der Welt ein solches Almosen so nöthig.

Meyerin. Aber warum soll ich dir es geben? Du kannst ja vor mehr Häusern so betteln.

Rudi. Das thue ich jetzo nicht.

Meyerin. Nur, nur — thu, was du willst. Aber gehe jetzt wieder hinter die Thüre, wo du hergekommen und laß uns allein. — Und hiemit nahm sie Gertrud an Arm, ging mit ihr etliche Schritte und wußte nicht, was sie sagen wollte.

Gertrud rühmte von neuem den Rudi und seine Haushaltung und die Meyerin hörte zu, wie in der Kirche, fragte einmal über das andere: wie ist jetzt das? was sagst

du? Am End ging sie so freundlich von ihr weg, als sie unfreundlich zu ihr gekommen.

§. 31.

Wie sich der Mensch an Seel und Leib krümmt und windet, wenn er etwas will, und meynt, er wolle es nicht.

Und dann daheim saß sie hinter den Ofen, machte kein Licht, bis es stockfinster war, und als sie ins Bett ging, wollten ihr die Augen nicht zu; was sie auch machte, sie mußte nur an ihn sinnen.

Sie meynte freylich, sie könne ihn nicht nehmen, sagte dann aber doch in ihrem Staunen: ich wollte gern, ich könnte ihn nehmen, aber es kann nicht seyn — so alt — und so viel Kinder — es kann nichts daraus werden; — und doch stund er ihr immer vor Augen, und es war ihr völlig, wie wenn jetzo im Bett ihr jemand vor den Ohren die gleichen Worte wieder sagte, die er vorher zu ihr geredt. so lebhaft kam ihr alles von ihm vor; und auch mit der; was der Junker gesagt, gings ihr also. Einmal sagte sie doch zu ihr selber: wenn ich ihn nehmen würde, so müte mir der Junker beym ersten Kind zu Gevatter stehen.

Auch der reiche Vetter, den ihr der Untervogt und eine Frau geben wollten, kam ihr jetzt vor, und sie hat, itdem man ihr von ihm geredt, noch niemals so viel an ihn

gedacht, als diese Nacht. Sie hat ihn aber, seitdem er aus der Fremde zurückgekehrt, nur ein paarmal gesehen. Das erstemal an seiner Schwester Hochzeit; er saß gerade vor ihr über und fraß Speck, daß ihm das Fett davon auf beyden Seiten vom Mund herabtriefte. Das anderemal traf sie ihn im Dorf an, da er eben eine Sau metzgete und ihr die Hand tief in Hals hineinsteckte und das warme Blut darüber herunterlaufen ließ, wie wenn er Freud daran hätte.

Sie verglich jetzt die beyden denn auch. Er stund ihr mit dem Speck an dem Maul und dem Blut an den Händen, wie der andere mit seiner Kappe vor den Augen, und sie sagte einmal: es ist bald richtig, wenn ich einen von beyden haben müßte, so wäre es sicher eher der gute alte Kerl, als das Wurstmaul mit seinen Hangbacken. Und ein andermal: nein, einmal wenn das ganze Dorf sein wäre, ich wollte ihn nicht; aber es muß ja keiner von beyden seyn.

Sie entschlummerte erst gegen Morgen, und da träumte ihr noch von diesem Wurstmaul mit den Hangbacken; sie ließ im Traum einen Schrey, wie wenn man sie mörden wollte, so daß das Kind, das neben ihr schlief, erwachte und zu ihr sagte: wie schreyst du auch, ist dir etwas begegt?

§. 32.

Auch der beste Mensch kann immer nur halb, was er gern will.

Als der Junker diesen Abend heimkam, beschäftigte er sich ununterbrochen mit den Sorgfaltsmaaßregeln, die er vorhatte, seinem armen Bonnal wieder aufzuhelfen. Er hatte vor ein paar Tagen einem großen Viehhändler sagen lassen, er solle auf morgen einige Duzend Geißen nach Bonnal bringen, die man ihm dort abkaufen werde. Er that es nämlich, wie ihr schon wißt, wegen der vielen armen Haushaltungen in Bonnal, die für ihre Kinder Jahr aus und Jahr ein auch keinen Tropfen Milch zu sehen bekommen, da doch die Gemeind einen großen Weidgang besitzt, auf dem sie Kühe und Geiße sömmern könnten, so viel sie nur wollten. Aber wie jetzt eine Ordnung in Bonnal ist, benutzten diesen Weidgang nur die Reichen. Der Junker wollte diesem Unrecht ein Ende machen und dafür sorgen, daß auch die ärmste Haushaltung wenigstens eine Geiß besitze und ihr diesfälliges Recht doch auch im Kleinen benutzen könne, wie die Reichen es im Großen benutzen. Er nahm sich desnahen vor, jeder armen Haushaltung das Geld zu einer Geiß vorzuschießen; dann hatte er auch einige hundert Bäume aus seinen Baumschulen ausgraben und nach Bonnal führen lassen, zum Theil, um sie jedermann, der Bäume auf seinem Land setzen wolle und dazu schickliche Plätze besitze, auszutheilen, zum Theil aber, um sie zu dem großen Baumgarten zu benutzen, den er auf dem

Ried anzulegen beschlossen hat. Er hatte nämlich auf diesem Ried einen großen Platz dazu bestimmt, wo einst das Volk in Bonnal das Fest der dankbaren Armuth feyern und unter dem Schatten dieser Bäume mit ihren Verhältnissen zufrieden und dankbar gegen Gott und Menschen sich alljährlich an einem schönen Herbsttag mit den Früchten dieser Bäume erquickt und jede Haushaltung einen Wintervorrath davon in einem feyerlichen Zug mit sich nach Hause bringen könne. Er hatte diese Entschlüsse schon beyde gefaßt, ehe er den Baumwollen-Meyer kannte, aber jetzt verband er sie mit den weitführenden Ansichten dieses Mannes in Rücksicht auf die Mittel, dem armen, verwilderten und zu Grund gerichteten Volk in Bonnal wieder aufzuhelfen und faßte, indem er die Urkunde dieser Stiftung, die er morgen dem Pfarrer übergeben wollte, zu sich nahm, vorzüglich ins Aug, wie es ihm möglich seyn werde, durch alle diese Schritte allmälig die besten Einwohner Bonnals für seine allgemeine Zwecke zu gewinnen und einen persönlichen Eifer dafür in die einzelnen Haushaltungen des Dorfs hineinzubringen, und indem er über die Folgen dieser Urkunde so bey sich selber nachdachte, sagte er zu sich selber: ich muß auch eine solche über die Wahl meiner Vorgesetzten errichten. Die Ansichten des Baumwollen-Meyers über diesen Gegenstand scheinen mir entscheidend richtig und will's Gott helfen mir die Verbindungen, die wir mit den bravsten Leuten im Dorf anzuknüpfen suchen, bald dahin, daß einige Männer im Dorf, die jetzt nur halb brav und halb brauchbar sind, an unsrer Seite ganz brav werden. Aber das braucht Zeit und die muß man abwarten. Jetzt

ist's schlimm. Wo nichts ist, da findet man nichts, und ob ich oder das Volk oder wer immer die Vorgesetzten wählen, das ist für jetzt gleich viel. Wo keine brave und brauchbare Leute sind, da kann man auch keine brave und brauchbare Vorgesetzten finden, und der Vorschlag, sie unter solchen Umständen durch eine gute Wahlordnung zu finden, ist eben so unausführbar, als derjenige, durch eine gute Wahlordnung unter Blinden einen Mann mit Luchsaugen auszusuchen und zu finden.

---

§. 33.

Zusammenhang des Mutterherzens mit dem innern Wesen einer guten Schule.

Immer mit dem Gedanken seiner Schulstube beschäftigt, die er auf eben die Fundamente, auf die Gertrud ihre Wohnstube gebaut, gründen wollte, fand Glülphi die größte Schwierigkeit in der wesentlichen Verschiedenheit, die sich zwischen Wohnstube und zwischen der Schulstube befinde. Er fühlte diese Schwierigkeit in ihrer ganzen Ausdehnung und sagte mit Lebhaftigkeit zu sich selber: in der Wohnstube geschieht alles Bildende, das darinn geschieht, in Rücksicht auf das Kind durch den Glauben des Kinds an Vater und Mutter, und durch eine in ihrer sinnlichen Natur unauslöschlich inwohnende Sorgfalt und treuer Liebe für ihr Kind. Dieses beydes hat im Verhältniß zwischen

Schulmeister und Schulerkindern durchaus nicht mit eben dieser Belebung und mit eben dieser Kraft statt. Der Schulmeister ist dem Kind nicht Vater und nicht Mutter und kann es nicht seyn. Die Ursache, welche das Kind von der Wiege an zum Glauben, zur Liebe und zum Gehorsam gegen Vater und Mutter erheben; sind in der Schulstube nicht da, und es ist unmöglich zu denken, daß die sittlichen, geistigen und Kunstanlagen unsers Geschlechts sich in dieser Stube durch den Glauben der Kinder an den Schulmeister so einfach entfalten und sich gleichsam von selbst ergeben, wie dieses in der Wohnstube bey Vater und Mutter der Fall ist. Er überzeugte sich ganz, der nöthige Gehorsam und die nöthige Anstrengung der Kinder gehe in der Schule durchaus nicht aus dem Glauben der Kinder an den Schulmeister hervor, sondern müsse einerseits und vorzüglich durch den Glauben der Kinder an Gott und an Gottes Wort, anderseits aber dadurch, daß die Kinder von den Gegenständen, die sie der Schulmeister lehrt, tief in ihrem Innersten ergriffen und zur Ueberzeugung gebracht werden, daß die Grundlage alles dessen, was er sie lehrt, eigentlich in ihm selbst liege und von ihm eigentlich nur aus ihnen selbst hervorgelockt und entfaltet werden. Er fühlte in dieser Rücksicht auch tief, wie sehr jeder Unterrichtsgegenstand psychologisch tief erkannt und bearbeitet werden müsse, wenn er den Kindern auf eine Art beygebracht werden soll, daß er die Kinder auf diese Art ergreife und fessele. Er sagte zu sich selber: das Kind muß durch seinen Unterricht zum Enthusiasmus im Gefühl seiner selbst und seiner Kraft gebracht werden. Es

muß zur höchsten Festigkeit des Willens erhoben werden, das in seiner Lage und in seinen Umständen zu werden, was es in denselben, vermög seiner Kräfte und seiner Anlagen, werden kann. Der Unterricht muß es dahin erheben, daß er ihm gleichsam als Vater und Mutter vorkommt, um sich durch ihn selbst zu verschaffen, was diese ihm vorher gaben und zur Hand brachten. Er muß ihm als das heilige, durch seine Kräfte und Anlagen in ihm selbst liegende Mittel, sich aus der sittlichen, geistigen und Berufsunmündigkeit zur diesfälligen allseitigen Selbstständigkeit zu erheben, ins Aug fassen. Bey dieser Ansicht des Gegenstands konnte es nicht fehlen, er mußte zu sich selber sagen: die Aufgabe, die ich über mich nehme, ist über meine Kräfte, aber ich will zur Auflösung derselben thun, was ich kann. Mein Wille ist fest und die Erfahrung wird mich weiter führen. Ich muß mich jetzt, sagte er ferner, in meinem Vorhaben als einen Neuling ansehen und denken, wenn Gertrud zu der Zeit, da sie den Lienhard geheirathet, gewußt hätte, wie viel sie lernen und selber wie viel sie sogar leiden mußte, um für ihren Mann und für ihre Kinder zu werden, was sie jetzt für sie ist, sie hätte es wohl bleiben lassen, ihn zu heirathen; sie hätte gewiß nie geglaubt, daß sie für ihre Verhältnisse werden konnte, was sie seyn mußte, um nicht mit ihrer ganzen Haushaltung ins tiefste Elend zu versinken — und doch ist sie es geworden. Die Erfahrung hat ihr inneres gutes Herz zu allem hingeführt, was seyn mußte und noth that. So wird es mir auch gehen. Ich weiß nicht, was mir vorsteht. Tausend und tausend Unannehmlichkeiten und

Schwierigkeiten werden mir aufstoßen, an die ich jetzt nicht denke, aber Zeit und Erfahrung werden mein, sich meinem neuen Zweck weihendes Herz sicher zu allem dem hinleiten, was in meiner Lage noth thut, und mich, indem ich es thue, zu den Ansichten und Kräften bilden, die ich in meiner Lage nothwendig habe. — So munterte er sich im Gefühl seiner neuen Laufbahn auf und gewann mitten im Gefühl ihrer Schwierigkeiten durch das Beyspiel der Gertrud neuen Muth.

---

§. 34.

Ein Blick in den Zusammenhang einer wahrhaft väterlichen Dorfversorgung mit den höhern Zwecken und Ansichten der Staatskunst.

Und Arner, der von seinen Jünglingsjahren an und besonders in seiner akademischen Laufbahn die einzelnen Angelegenheiten des Volks im Zusammenhang mit der Staatsgesetzgebung und Staatsadministration ins Aug zu fassen gewohnt war, und über diesen Gegenstand schon seit langem mit dem Minister des Herzogs, Bylifsky, der von Jugend auf sein Freund war, in einem vertrauten Briefwechsel stand, fand die Ansichten, die der Baumwollen-Meyer über die Möglichkeit der Wiederherstellung seines verdorbenen Bonnals selber als Staatssache so wichtig, daß er schon am Sonntag Abend folgenden Brief an Bylifsky schrieb.

Lieber, lieber Freund!

Man sucht so oft in weiten Fernen, was einem vor der Nase liegt, und in Systemen, Büchern und Wissenschaftslehren, was der Bauer im Dorf weiß. Eigentlich ahnete es mir schon lange, man höre aus dem Mund gemeiner Menschen oft Wahrheiten, die man in den Büchern umsonst sucht; aber in dem Grad, als sich diese Wahrheit mir gestern durch die Erfahrung bestätigt, habe ich sie doch nicht geahnet und hätte sie auch nicht möglich geglaubt. Ein gemeiner Bauer in Bonnal, der aber durch seinen Baumwollenhandel reich geworden, hat mich ganz mit der schwierigen Lage, in der ich mich in Rücksicht auf meine Herrschaft befinde, wieder versöhnt. Du weißt, wie oft ich dir schon gesagt habe, welch elend Ding es um den Besitz unsrer Herrschaften ist. Wir erben unsere Leute, wie wir Schafe, Pferde und Ochsen auch erben, aber mit diesen erben wir doch zugleich auch für sie ihre Ställe und vielseitig eingerichtete Mittel, sie gut zu besorgen. Die Menschen nicht so. Wir erben sie nur gar zu oft in einem Zustand, wie Vieh, das auf großen Waiddistrikten, die weder Zaun noch Marchen haben, wild herumlauft, und das man mit Hunden und Jägern zusammentreiben muß, wenn man auch nur erträglich gutes Stall- und Brauchvieh aus ihm machen will.

Lieber! Sag mir nicht, das Bild sey zu grell. Du weißt, wie es mich erschreckte, da mein Großvater gestorben und ich dadurch in den Fall kam, als Erb von ihm, seine Herrschaft anzutreten. Freund! Ich fand das Ue-

bel, das ich fürchtete, noch weit größer, als ich es geglaubt habe. Ich hielt es beynahe unheilbar. Du kannst also denken, wie mein Herz sich erhebt, da mich jetzt der Meyer in Bonnal zur Ueberzeugung gebracht hat, daß keine Menschenübel unheilbar sind, daß im Gegentheil die Mittel, die alten Zwecke meines Lebens zu erzielen und meinen Leuten zu helfen, daß ihnen wirklich geholfen sey, in ihnen selbst offenbar liegen, wenn man nur seine Augen vor ihnen nicht zuschließt, sie da zu sehen und zu suchen, wo sie ihm wirklich an der Hand liegen. Ich habe seit einigen Tagen mitten in der Entdeckung eines allen Glauben übersteigenden Greuellebens in Bonnal einzelne Menschen von einer Lebensweisheit und von einer Kraft in allem, was menschlich ist, gefunden, in deren Daseyn die Mittel, dem Verderben des Dorfs im allgemeinen entgegen zu wirken, mit einer Sicherheit vorliegen, die ich dem lieben Gott nicht genug danken kann. Schon ist eine wahre Freude in meinem Innern aufgegangen, daß ich die Herrschaft, deren Besitz ich so lange fürchtete, und die mir, bis auf wenige Wochen, eine drückende Last war, wirklich besitze. Ich kann nicht sagen, in welch einem Grad mich der Baumwollen-Meyer darüber entzückte, daß er mir die Ursachen der herrschenden Zeitirrthümer in der Behandlung des gemeinen Volks mit einer Klarheit vor Augen gelegt, wie ich sie in meinem Leben noch nie vor Augen gehabt habe. Er machte mich z. E. tief fühlen, wie unser gewöhnliches herrschaftliches Almosengeben die Uebel, denen sie abhelfen sollten, in einem hohen Grad noch vermehren und denn noch mehr, wie die Folgen un-

serer geist- und seelenlosen Polizey- und Justizformeln, besonders seitdem sie in die Eisschollen unserer neuen, wissenschaftlich geheißenen Ansichten eingetunkt sind, eben so die Uebel, denen sie vorbiegen sollten, ins Unendliche vermehren. Hingegen zeigte er mir denn wieder auf der andern Seite mit der auffallendsten Klarheit, wie es möglich wäre, auch den durch unsere Zeitverirrungen in das tiefste Verderben versunkenen Dörfern durch einen belebten Einfluß der bravern Leute im Dorf wieder aufzuhelfen, wenn diese für diesen Endzweck unter einander in Verbindung gebracht und in derselben benutzt würden. Doch so groß dieser Gedanke des Mannes auch ist, so weit er auch führt und so sehr er mich in meinem Innersten ergriffen, so darf man sich freylich auch nicht verhehlen, daß seine Ausführung in unserer Zeit in vielen Rücksichten, besonders in unserm Land, im höchsten Grad schwierig seyn wird, und daß man sich beynahe nicht mit der Hoffnung schmeicheln darf, durch solche Verbindungen der bessern Leute in den Dörfern selber etwas Solides und Wesentliches für dieselbe in einem Land zu Stand zu bringen, in welchem ein öffentlicher und verkappter Unglauben an allem wahrhaft Göttlichen und Ewigen, der dem Thiersinn der Menschennatur nach allen Richtungen Thür und Thor öffnet und ihn dadurch zu aller Unaufmerksamkeit, Hartherzigkeit und Gewaltthätigkeit gegen die Schwäche unsers Geschlechts nicht nur hinlockt, sondern gleichsam bevollmächtigt, und allen seinen Mißgriffen noch von oben herab das Wort redet und Schutz schafft, wie dieses, seitdem Helidor in unserm Land herrscht, der Fall ist. Die

Unterredung mit diesem Meyer hat mich, beynahe stärker, als ich es vorher je that, fühlen gemacht, daß man in einem solchen Land von oben herab nichts mehr hoffen darf, als höchstens, daß in demselben dem Viehschaden, in so weit es den Annehmlichkeiten der Jagd- und Spazierrechte aller Müßiggänger nicht nachtheilig, etwas mehr gehütet werde; desto tröstlicher und erquickender war mir denn die Ansicht, die er mir heiter gemacht, daß, wenn auch von oben herab so vieles mangelt, das zu einer guten und heilsamen Führung des Volks gethan werden sollte und hingegen so vieles geschieht, das einer solchen gerade zu entgegen steht, so sey doch auf der andern Seite noch so viel Gutes in der Tiefe des Volks selber, das früher oder später zur Wiederherstellung eines bessern Zustands desselben benutzt werden könne. Und es ist wahr, man muß es Gott danken, daß auch selber in tief verdorbenen Völkern, so lange in denselben nicht alle Spur des alten christlichen Lebens ausgelöscht ist, und so lange das Volk in denselben im allgemeinen nur noch in der Bibel liest, betet und fleißig arbeitet, so findet man in denselben ganz gewiß noch immer Kräfte und Mittel, dem Verderben desselben Einhalt zu thun und den Quellen seines Unglücks mit mehr oder minderm Erfolg entgegenzuwirken.

Lieber Freund! So schwierig auch mein Augenblick noch hiefür ist, und so sehr der Erfolg, den ich hoffe, für mich noch im weiten Feld steht, so hat dieser Mann doch unaussprechlich große Hoffnungen in mir rege gemacht. Aber fürchte dich nicht. Er ist kein Träumer. Er führt mich sicher nicht in die Wolken hinauf, in denen dein

Herzog

Herzog und du so lange von Winden herumgetrieben worden, ehe ihr euch eurer Luftschlösser halber zur Ruhe begabet. Nein, Gott Lob! mein Mann ist wahrlich kein Träumer. Er steht mit seinen Ansichten und Bestrebungen so fest in der Wahrheit und Bestimmtheit des positiven, wirklichen Lebens und seiner Mittel und Kräfte, als ich nicht leicht jemand kenne, der in seinen Ansichten und Bestrebungen so fest darinn steht. Er kennt das, was dem Segen des häuslichen Lebens beym Volk im Weg steht und auch das, was denselben fördert, mit einer Genauheit und beurtheilt dasselbe mit einem Scharfblick, daß mir diesfalls in Rücksicht auf Bonnal nichts zu wünschen übrig bleibt. Aber es ist mir dennoch alles daran gelegen, daß dir hierüber auch nicht der geringste Zweifel aufsteige; darum füge ich noch bey, Glülphi, den du kennst und dessen ausgedehnten und sichern Erfahrungstakt du mir so oft gelobt, ist mit mir in Rücksicht auf den Werth dieses Mannes und die Wichtigkeit und Sicherheit seiner Ansichten vollkommen einverstanden, und was dir vielleicht weniger wichtig, mir aber unendlich angenehm ist, ist, unser gute Pfarrer, der unter meinem armen Großvater so viel von seinem Glauben an die Menschen verloren und in gewissen Rücksichten seit vielen Jahren fast gar keinen mehr hatte, glaubt in Rücksicht auf die Möglichkeit, Bonnal wieder aufzuhelfen, an Glülphi und seine Ansichten, wie ans Evangelium. Wir gehen morgen alle drey, der Pfarrer, Glülphi und ich, zu einer armen Maurersfrau, von der der Baumwollen-Meyer behauptet, ihre Wohnstube sey ein Bild der vollkommensten Dorfschule,

die man sich denken könne. Ich kenne diese Frau als Mutter und Ehefrau. Sie ist in dieser Rücksicht ohne ihres gleichen. Ich bin ungeduldig, zu sehen, wie weit sie in Rücksicht auf Unterricht und Schulführung auch dem entspricht, was der Meyer von ihr sagt. Sobald ich sie gesehen und von ihr weg bin, schreibe ich dir wieder. Jetzt habe ich nicht Zeit. Mein Kopf und mein Herz ist zu voll, um diesfalls weitläufiger seyn zu können. Lebe wohl. Meine Frau grüßt dich herzlich.

Arner.

Gleich nach dem Besuch bey der Gertrud schrieb er einen zweyten, weitläufigen Brief an ihn, darinn er den Eindruck, den ihre Baumwollenspinnerstube, als Beyspiel und Model der ersten und besten Schulstube, die er in seinem Leben gesehen, auf ihn, auf den Pfarrer und auf Glülphi gemacht, auf eine Weise beschrieb, daß ich fast die nämlichen Worte wiederholen müßte, mit denen ich diesen Eindruck selber beschrieben, wenn ich ihn wörtlich hier einrücken wollte. Ich weise also diesfalls auf §. 17 und §. 25 hin. Nachdem er in diesem Brief lange von der Gertrud und allem ihrem Thun geredt, kam er wieder auf die Ansichten des Baumwollen-Meyers, von der Möglichkeit, dem so tief zerrütteten Bonnal wieder aufzuhelfen und es allgemein wieder zu einem braven, christlichen Dorf zu machen, zurück. Er zeigte in dieser Rücksicht den Zusammenhang der Ansichten des Meyers mit dem, was Gertrud in ihrer Wohnstube leistet, und schloß dann den Brief endlich mit dieser Stelle: die Ansichten

des Meyers auf das, was für meine Zwecke in Bonnal zu thun sey, beschränken sich

1) auf die Organisation einer Schulstube, die mit dem bildenden Einfluß des häuslichen Lebens, wie dieses sich in der Gertrud Stube ausspreche, in gehörige Uebereinstimmung gebracht werde;

2) auf eine Vereinigung der brävern Leute, die sich noch in Bonnal befinden möchten, mit dem Schloß und dem Pfarrhaus, um durch sie einen sichern, bestimmten und wirksamen, allgemeinen Einfluß auf die Haushaltungen des Dorfs zu erhalten, und endlich

3) auf die Organisation einer Wahlordnung für die Vorgesetzten, durch welche dem schrecklichen Einfluß, den schlechte Vorgesetzte im Dorf haben, in die Zukunft vorgebogen werden könne.

V. 35.

Die Frage: „was man Volksbildungshalber thun dürfe?“ läßt sich nur durch die vorhergehende richtige Auflösung der Frage: „was man Volksbildungshalber thun müsse?“ beantworten.

Arner unterhielt sich auch diesen Abend mit Glülphi über die segensreichen Folgen, die es haben müsse, wenn die Kunstkräfte des Volks, die aus der elementarischen Bil-

dung zum Rechnen, Messen und Zeichnen nothwendig hervorgehen, allgemein entfaltet werden könnten, sagte aber zugleich, der Gedanke sey ihm neu und bis jetzt habe er immer geglaubt, eine so weit führende Bildung könnte das Volk dahin führen, daß die niedrigen, aber nothwendigen Geschäfte im Land niemand mehr gern thun würde, oder daß man sie unverhältnißmäßig theuer bezahlen würde.

Glülphi's erste Antwort über diese Einwendung war nur spöttisch. Dann sagte er: es steht in einem Land sehr gut, wenn Dinge, die niemand gern thut, sehr theuer bezahlt werden müssen. Es klagt sich kein Mensch, wenn ein Jagdhund, der sehr gut ist, auch sehr theuer bezahlt werden muß, und es wäre gewiß für das Land gut, wenn die arme Jugend in demselben lieber bey Vater und Mutter Wasser und Brod essen, als sich als Kammerdiener und Kammermädchen anstellen und herumhudeln ließen, und es wäre ganz gewiß kein Schaden, wenn jeder Kammerdiener und jede Kammerjungfer das doppelte kosten würde, um das sie jetzt feil sind.

Von dieser Seite haben Sie wohl recht, sagte Arner, und ich finde mit Beyseitssetzung Ihres Scherzes über den Kaufpreis der Kammerdiener und der Kammermädchen sogar, es wäre dem Land im Ganzen ein großer Nutzen, wenn jeder, tausend und mehr Juchart Land besitzenden, Edelmann heute noch finden würde, die Besorgung seines Lands durch Taglöhner käme ihm zu theuer und es wäre besser, wenn seine tausend Jucharten in zwanzig kleine

Gütchen abgetheilt wären und er sie also vertheilt an Pächter geben oder gern als Eigenthum an sie veräußern würde.

Aber der Herr Pfarrer meynte, durch ein Kunsthalber so weit geführtes Raffinement, selber in Erwerbssachen, würden im Volk die Fundamente seiner Unschuld, seiner Zufriedenheit und seines Haussegens untergraben.

Glülphi erwiederte ihm: Herr Pfarrer, Sie reden, als wenn Sie nicht in unserer Welt lebten. Was will man von Unschuld, Ruhe und Zufriedenheit im Volk sagen, wo ein Hummel in einem Land leben kann, ohne daß er bey dem ersten Duzend seiner Spitzbubenstreiche entweder von der Obrigkeit gehenkt oder vom Volk todtgeschlagen wird? —

Das ist stark, das ist stark, Herr Lieutenant! sagte der Pfarrer. — Aber sie traten jetzt näher in die Untersuchung dieses Gegenstands.

Glülphi war der erste, der selbst sagte: die Gefahren, das Volk oberflächlich, einseitig beym wenig können zum viel wissen zu führen, sind entschieden, hingegen aber sind auch die Vortheile, das Volk beym verhältnißmäßig wenigen wissen zu vielem können zu führen, eben so entschieden. Es kommt beym Weitführen des Volks, setzte er hinzu, alles darauf an, ob man es in der Wahrheit seiner Kräfte, oder ob man es im Trug seiner Kraftlosigkeit durch Kenntnisse und Fertigkeiten weiter führe, die nicht solid, sondern nur oberflächlich sind.

Die Herren waren einstimmig, alle Kenntnisse und Fertigkeiten, die nicht auf einer genugsamen Entfaltung

der Grundkräfte der Menschennatur ruhen, die sie selber voraussetzen, können durchaus nicht harmonisch auf das Ganze unsrer Bildung einwirken, folglich auch nichts Wesentliches zur Entfaltung unsrer Menschlichkeit selber beytragen und folglich auch mit den wesentlichen Zwecken der Menschenbildung nicht in Uebereinstimmung gebracht werden. Um also einen wahren Vorschritt der Volkscultur zu erzielen, müsse man die Unterrichtsmittel der Kinder auf die möglichste Weise vereinfachen und sie auf die psychologischen Elemente der Entfaltung des ganzen Umfangs unserer Kräfte und Anlagen zurückführen; wenn dieses aber geschehe und bey der Volksbildung mehr die Kräfte und Anlagen der Kinder des Volks an sich selbst entfaltet, als die einzelnen Resultate derselben erzielt werden, so werde dadurch den Gefahren, die durch ein unpsychologisches Weiterführen des Volks für dasselbe wirklich herbeygeführt werden können, durch seine Entfaltungsweise selber vorgebogen und in seinen Quellen Einhalt gethan. Sie sagten ferner: Das Einfache führt durch sein Wesen zum Soliden, und indem es das thut, führt es nur diejenigen weit, denen ihr Schöpfer selber Kräfte, weiter geführt zu werden, gegeben. Indessen aber, daß dieses geschieht, d. h. indessen, daß durch eine psychologisch elementarische Bildung nur diejenigen ausgezeichnet weiter vorrücken, die wirklich ausgezeichnete Anlagen haben, fallen die Vortheile ihrer höhern Bildung dennoch segnend auf die Masse des Volks, d. h. auf diejenigen im Volk, die keine ausgezeichnete Anlagen haben, und die es in keiner Kunst und Wissenschaft weit bringen werden. Aber

wenn man bedenkt, daß ein einziges, vorzüglich gut geführtes Genie seinen Mitmenschen, seiner Stadt, seinem Dorf sittlich, geistig und ökonomisch mehr dienen kann, als hundert und hundert von denjenigen, die zu nichts geschaffen sind, als mitzulaufen, wohin man die Heerde hintreibt, so fallen die Vortheile einer soliden Volksbildung nicht nur in die Augen, sondern es fällt sogar auf, daß eine solche vorschreitende Bildung besonders in unsern Tagen dem Volk und dem Land nothwendig ist, und wenn's auch nur wäre, um dem namenlosen Schaden entgegen zu wirken, den die zahllosen verbildeten Halbköpfe unserer Zeit über die Menge ihrer verwahrlosten, schwachen Mitmenschen verbreiten. Wenn man, sagte der Lieutenant, diese Gesichtspunkte ins Aug faßt, so kann man nicht anders, als mit Hoffnung und Sehnsucht an einen Zustand denken, in welchem der Menschheit hierin besser Vorsehung gethan würde, als gegenwärtig geschieht, und diese Sehnsucht muß in dem Grad in uns lebendig werden, als man bedenkt, wie sehr sich seit 50 Jahren die Umstände in einem großen Theil von Europa diesfalls geändert haben. Vor diesem Zeitpunkt war alles gar einfach. Das Volk suchte nur beym Feldbau sein Brod. Das Land war wohlfeil, der Feldbau nicht künstlich. Wir hatten hundert und hundert reiche Bauern, die wenig brauchten und sich dadurch bey jedem Unglück, selber bey Kriegs-, Feuers- und Wassersnoth, schnell wieder erhoben; jetzt braucht der halb verarmte Bauer mehr, als ehemals die reichsten. Die Zahl der Wohlhabenden in allen Ständen nimmt sichtbar ab. Brodlos, hülflos und

eigenthumslos war in dieser Zeit in vielen Gegenden so viel als niemand, jetzt ist das eigenthumslos seyn so viel als zum dritten Stand, oder wenigstens zu weit aus dem größten, der im Land ist, geworden. Es waren wenig Lasten, wenig Auflagen auf dem Land. Mit wenig Boden und etwa ein paar Kühen konnte man unter einem Strohdach glücklich, zufrieden, mit Gott und Ehren durch die Welt kommen. Was man zu wissen nothwendig hatte, das lernte man unter seinem Hausdach und bey Vater und Mutter am besten. Der Bauer fand, wo er stand und ging, im Tenn, in der Scheuer, im Stall, auf dem Acker, für ihn genugthuenden Aufschluß über das, was er zu wissen nothwendig hatte. Aber jetzt ist alles anders. Der Preis des Landes ist weit über das doppelte, hie und da selber über das dreyfache seines ehemaligen Standpunkts gestiegen. Der Anbau des Landes wird täglich kostbarer und künstlicher, der Aufwand allenthalben größer, Verfänglichkeit nicht nur im Handel und Wandel, sondern selber in Fragen des Rechts und in den Stellungen des Menschen zu seinen öffentlichen Verhältnissen wird täglich allgemeiner und die Sicherheitsmaaßregeln gegen diese Verfänglichkeiten werden besonders für den Armen und Ungebildeten mit jedem Tag schwieriger. Man fordert indessen von Armen und Halbarmen täglich mehr und unverhältnißmäßig zu viel Beyträge zum öffentlichen Dienst. Allenthalben folgt dem Armen und dem Halbarmen Betrug, und oft hie und da noch Rechts- und Staatsverfänglichkeiten auf dem Fuß nach, so daß es einem jeden Christenmenschen, der nur seine Augen unbefangen auf-

thun und sehen will, wie es um ihn her steht, in die Augen springen muß, unser öffentliches und gemeinsames Daseyn, unsere Nationalexistenz fordere eine Kunstbildung, die das Volk nicht hat, und bey deren Mangel die große Mehrheit desselben wo nicht zu Grund gehen muß, doch offenbar in einem hohen Grad leidet, daß ich es gerade heraussagen muß, es ist ohne Erhöhung der Einsichten, der Kunst, der Thätigkeit unsers Volks, wenigstens in unserm Vaterland, an hundert und hundert Orten zahllosen Menschen nicht mehr möglich, sich mit Gott und Ehren durch die Welt zu bringen, und alle Uebel, unter denen besonders unser Herzogthum leidet, müssen im grellsten Licht fortdauern und immer größer werden, wenn dem Land nicht von dieser Seite auf eine Weise Vorsehung gethan wird, die den gegenwärtigen Umständen angemessen ist, und dieses kann wesentlich durch Schulen geschehen, und zwar durch solche, die geeignet sind, den Quellen unsrer Uebel und zwar mit einer Kraft entgegenzuwirken, die mit dem Grad der Uebel, unter denen wir leiden und mit dem Grad der Kräfte, durch die diese Uebel unter uns begünstigt, genährt und erhalten werden, in einem gehörigen Verhältniß steht.

Der Junker und der Pfarrer waren von der Nothwendigkeit solcher tief in die Kraftbildung des Volks eingreifender Schulen überzeugt, und Glülphi sagte noch: wenn ich der Gertrud Haushaltung nicht gesehen hätte, so würde ich selber nicht an die Möglichkeit eines solchen Vorschritts in der Volkscultur denken; aber seitdem ich diese Frau und ihre Haushaltung in ihrer Wohnstube kennen gelernt habe, habe

ich keinen Zweifel mehr über diesen Gegenstand, und ich bin überzeugt, jeder Vorschritt der Volkscultur, die auf das Fundament von Haushaltungs- und Wohnstubenkräften, wie die ihrigen sind, gebaut wird, kann unmöglich irgend einen gefährlichen Zustand der Dinge im Volk hervorbringen.

Arner sagte: Aber die größten Feinde der Volksbildung und überhaupt der Zwecke, zu denen wir hinzulenken suchen, haben keinen Glauben an irgend etwas Göttliches, weder in sich selbst, noch in ihrem Geschlecht, und können desnahen auch an keine Gewährleistung der Kunst und ihrer Folgen glauben, die in der Anerkennung des Göttlichen und Ewigen, das in unsrer Natur liegt, voraussetzen, und in ihm ihre Quelle und ihr Fundament sucht. Diese Kinder des Unglaubens, die als Väter des Unrechts in unsrer Mitte dastehen, mit welchem Kleid des Glaubens sie sich anziehen, und hinter welcher Gestalt des Rechts sie sich auch verbergen, können nirgend einen wahren Realvorschritt des Volks in seiner sittlichen, geistigen und Kunst- und Berufskraft lieben und wahrhaft schätzen, indem sie Wissenschaft und Kunst selber bloß für eine Dienstmagd ihrer Unrechtlichkeit, ihrer Lieblosigkeit und ihres Unglaubens ansehen und wollen desnahen das Volk auch in keinem Fall um seiner selbst willen zum Bewußtseyn der Kräfte, die von Gottes wegen als Fundament der Kunst und der Wissenschaft in jedem Menschen selbst liegen, empor bilden, sondern dasselbe immer nur zu dem Grad und der Art von Kunstfertigkeiten und wissenschaftlichen Kenntnissen hinlenken, durch welche die

Kunst und die Wissenschaft als die Dienstmagd ihrer Unrechtlichkeit, ihrer Lieblosigkeit und ihres Unglaubens noch verstärkt und als Mittel der Zwecke ihrer Schlechtheit ihnen selber brauchbar werden.

Glülphi sagte noch: die unchristliche Bitterkeit, die sich in unsrer Zeit auch nur gegen die Spur des Gedankens einer höhern Volksbildung ausspricht, läßt sich durchaus nur durch diesen Gesichtspunkt erklären. Die Schlechtheit von Tausenden, die in ihrer Unrechtlichkeit, in ihrer Selbstsucht, in ihrer Lieblosigkeit und Sinnlichkeit wohl, gewandt und bereitwillig bedient werden wollen und bedient werden müssen, muß natürlich den Unwillen gegen irgend eine wahre Volksbildung und mit ihm die ängstliche Sorgfalt für die ersten Mittel, das Volk zum Dienst der Selbstsucht und der Sinnlichkeit forthin und auf immer abrichten zu können, in jedem Land immer in dem Grad steigern, als die Zahl der Menschen, die für das innere Wesen der Unrechtlichkeit und der Selbstsucht für die Sache ihrer Sinnlichkeit und ihres Thiersinns wohl bedient seyn müssen, darinn zunimmt. Was mich darinn tröstet, setzte der Lieutenant noch hinzu, diese giftigste aller Quellen des Unwillens gegen die wahre Volksbildung ist in ihrer lebhaftern Erscheinung noch so ziemlich neu und hängt innigst mit dem steigenden Verderben unsrer Sinnlichkeitsschwäche, unsers Luxus und der von ihm abhängenden Armuth und Ungenügsamkeit unsrer alten Berufsarten und Lebensweisen zusammen. Die eigentliche Neuheit dieser Lebendigkeit des Unwillens gegen die wahre Volksbildung ist unstreitig und notorisch. Es ist

zwar wahr, man vernachlässigte das Volk in Rücksicht auf seine Bildung schon seit langem, ich möchte sagen von Alters her, aber man klagte doch noch bey meinem Gedenken allgemein darüber, daß man es thue, und suchte hie und da mit Eifer Mittel, diesem Uebel zu steuern, aber man machte durch die Schwäche in diesem Benehmen den Fehler und den Unverstand dieser Mittel, der aus unserm steigenden Zeitverderben hervorging, das Uebel nur noch größer, als es sonst war und verschlimmerte durch die Fehler einer oberflächlichen Aufklärung des Volks den schlechten Zustand des Volks nicht nur in den Wirkungen seiner Verwahrlosung, sondern auch in seinen Ursachen, und da die Uebel der Volksverwahrlosung, deren Folgen man eine Zeitlang wirklich durch die Volksbildung Einhalt zu thun suchte, nicht fest genug in ihren Ursachen und Quellen in der Selbstsucht, in der Unrechtlichkeit und in dem Unglauben der Zeit ins Aug gefaßt, sondern einzig nur der Unwissenheit des Volks zugeschrieben worden, so wurden auch die Mittel gegen dieses einseitig aufgefaßte Uebel der Volksunwissenheit gebraucht, die den höhern Ursachen der Volksverwahrlosung und Volksverwilderung, der Selbstsucht, der Sinnlichkeit, der Unrechtlichkeit und dem Unglauben des Volks entgegenzuwirken nicht geeignet war, folglich auch in ihrem Einfluß auf die Folgen der Unwissenheit des Volks, dem sie entgegenwirken sollten, scheitern müssen. Man darf sich nicht verhehlen, und es ist in unsern Tagen sehr heiter geworden, viele der damaligen Eiferer für die Volksbildung waren für das, was ihr Zweck in seinem ganzen Umfang forderte, nichts

weniger als reif, und unser gute Herzog fiel in seinen schönsten Tagen in den Zeitpunkt der höchsten Belebung dieser unreifen Ansichten und Bestrebungen für die Volksbildung und Menschenbeglückung, und ihres einseitigen Kampfs sowohl gegen die Unwissenheit, als gegen die Armuth und Noth des Volks. Auch er selber war im höchsten Grad unreif für seine Zwecke; seine Versuche, die endlich so grell scheiterten, machten auch schon damals viele edle und verständige Menschen, über die mit enthusiastischem Drang betriebenen Projekte von Noth- und Hülfsmitteln für das Volk, den Kopf schütteln. Aber die öffentliche, böse Laune gegen die Volksbildung, die jetzt in unserm Herzogthum so allgemein ist, ist doch nur von dem Zeitpunkt an sichtbar worden, in welchem Helidor thatsächlich und vom Hof aus die Reize und Mittel der Selbstsucht und der Sinnlichkeit bey den einflußhabendsten Menschen im Land vom Thron an bis zur Krämerin in der boutique so gesteigert, daß es im Land nunmehr beynahe eine bestimmte Unmöglichkeit ist, die allgemein so hoch gesteigerte und gereizte Gelüste der Zeit ohne Begünstigung der vielseitigsten Unrechtlichkeit und des vielseitigsten Unrechts im Land zu erzielen, und daß es um deswillen bey uns so viel als nothwendig dahin kommen mußte, daß alles, was die Befriedigung auch der unnatürlichsten Ansprüche der Selbstsucht und Sinnlichkeit im geringsten gefährden könnte, zahllosen Menschen im Land mißfallen und sie in dem Grad in eine böse Laune bringen müßte, in welchem wir tausend und tausend Menschen, und besonders solche, die von dem Zigeunerleben

und von den Gaukelgelüsten unsers Helidors angesteckt sind, darüber sich in böser Laune zeigen.

Arner sagte: es ist unglaublich, in welchem Grad diese bösen Launen über alles, was das Volk in irgend etwas an Leib und Seel um einen Schritt vorwärts bringen könnte, in unserm Land eingerissen ist, und zu welch unsinnigen Aeußerungen es auch Leute, die in allen andern Rücksichten höchst unbedeutend sind, gebracht hat. Dann brachte er seine Verwandte Sylvia als ein Exempel an, die, wie hundert andere ihres gleichen, selber im Bettlerleben hierüber eigentliche Helidorchen spielen. Ihre Ansicht, sagte er ferner, von der Volksbildung beschränkt sich auf schreiben, lesen und rechnen können, vom denken weiß sie so wenig, als vom glauben, lieben und arbeiten, aber in der Beschränkung ihrer Ansicht behauptet sie dann mit einer Unverschämtheit, die über alle Gränzen geht, wenn alle Bauern schreiben, lesen und rechnen könnten, so würden sie ganz gewiß jedem geistlichen oder weltlichen Herrn, von dem sie sich in ihren Narrenköpfen einbilden möchten, er habe ihnen unrecht gethan, sein Schloß oder sein Kloster ob dem Kopf zusammenbrennen. Das elende Mensch, das den ganzen Tag müßig geht und keinen Heller Eigenthum hat und den ganzen Tag über Dinge, die sie nichts angehen, sein Maul braucht, behauptete denn eben so derb, die Volksaufklärung tauge darum nichts, weil sie zum Müßiggang und zum Maulbrauchen führe und hauptsächlich, weil sie Geld brauche, das das Volk nicht habe, und das man ihm nicht geben könne. Ueber diese letzte Ansicht äußerte sie sich denn ganz

genialisch: sie könne ihr Kanarienvögelchen und ihren Papagey wohl mit Zuckerbrod füttern und ihrem Aeffchen wohl einen Schluck Malaga erlauben, aber die Schweine mit Zuckerbrod und Malaga zu füttern, vermöchte selber der Herzog nicht.

Der Pfarrer erwiederte: was Sie mir von der Sylvia sagen, verwundert mich nicht; ich habe vor wenig Tagen einen Geistlichen unsers Landes, und zwar einen, der, wenn er in die Stadt kommt, dem Helidor allemal auch seinen Besuch macht, vor einer großen Gesellschaft gerade heraus behaupten gehört, man müsse, um die Gelüste, die nur die Reichen und Vornehmen befriedigen können, nicht in die Kutteln des gemeinen Volks hineinkommen zu lassen, das Volk nicht einmal für seine Umstände genugthuend ausbilden, sondern es um dieser Gefahr willen selber hinter dem Punkt der Bildung, die es für seine Lage und Umstände nothwendig zu haben scheine, zurückstehen lassen, und wenn es darinn vorwärts streben wolle, es wieder zurückdrängen und auf diesen Punkt zurückgehen machen.

Dieses Wort, sagte jetzt Glülphi, möchte im Mund eines Westindischen Sclaventreibers oder allfällig auch im Mund eines derben Korporals bey einer schlecht geführten Europäischen Armee angehen, aber im Mund eines Geistlichen, in einem christlich seyn sollenden Land, das ist wahrlich, wie man bey uns sagt, über die Schnur. Der Mann hat mit diesem Wort nicht weniger gesagt, als wenn er behauptet hätte, man müsse, um die gefährlichen Gelüste der Wölfe, der Bären und Füchse nicht in

die Kutteln der Pferde, Stieren und Esel hineinkommen zu lassen, die in unsern Ställen geborne Jungen dieser guten Hausthiere in ihrer Jugend durchaus nicht mit Kunst und Sorgfalt für das Reiten, Fahren, Ziehen, Karren und Tragen ausbilden, sondern sie vielmehr in ihrer Jugendzeit in die Wälder hinausjagen und darinn herumlaufen lassen, um sie denn, wenn sie bald ausgewachsen, mit der mächtigen Kraft des Jochs, des Zaums, der Sporen und der Geißel und allfällig auch, wenn es noth thue, mit der Hochgewalt des Hungers und der schlechten Kost zur genugsamen Erlernung und zur geduldigen Ertragung ihres täglichen Pflichtdiensts im Reiten, Karren, Fahren und Tragen anziehen, bilden und tüchtig machen. Doch setzte er zu diesem Bild hinzu: so weit aber auch das Geschwätzwerk der bösen Launen unsers Zeitgeists über diesen Gegenstand immer hinlenkt, so ist doch zu seiner Entschuldigung zu sagen, die Menge der Menschen, die diesen Unsinn und Halbunsinn aussprechen, wissen eigentlich doch nicht, weder wohin die Grundsätze, die ihren Aeußerungen zum Grund liegen, noch wohin die Mittel und Schleichwege, die für ihre Belebung oder vielmehr für ihre Beliebung und Allgemeinmachung gebraucht werden, eigentlich hinlangen. Selber die Windbeutel, die in dieser Rücksicht in unsrer Mitte als Helidörchen in Amt, Ehre und mit Macht auftreten, ihre Pausbacken weit aufblasen, wenn sie mit solchen Aeußerungen ihrer sinnlichen Selbstsucht den Gelüsten unserer thierischen Natur den höhern Ansprüchen unsers sittlichen und geistigen innern Lebens und den dringendsten Bedürf-

nissen

nissen der leidenden Menge der Armen entgegen das Wort reden, wissen meistens eigentlich nicht, was sie thun; viele von ihnen können es nicht wissen, weil das Fleisch und das Blut bey ihnen wahrlich aus einem mehr als halbtodten Geist und mehr als halbtodten Herzen heraus redet.

Diese Ansicht hatte sie indessen weit von dem ersten Zweck ihrer Unterredung abgeführt. Sie fühlten es, lenkten wieder auf denselben ein, unterhielten sich noch mit Lebhaftigkeit über denselben und blieben bis gegen Mitternacht bey einander.

§. 36.

Ein Mensch, der den Stand, in dem er geboren, verachtet, macht jedem Stand Schande, in den er hinschmeckt und zu dem er hinkriecht.

Auch schliefen Arner und Glülphi diese Nacht nicht viel. Ihr Kopf und ihr Herz war zu voll von den Zwecken, deren Ausführung ihnen so nahe lag. Arner stand morgen darauf, als am Mittwochen, früh auf und verlor sich tief in den Betrachtungen über das, was er diesen Tag vorzunehmen hatte. Still und fast ohne ein Wort zu reden, legte er alle diesfalls einschlagenden Papiere zurecht und war eben im Begriff, mit Glülphi nach Bonnal zu fahren, als man ihm eine Eichenbergerin von Bonnal meldete, die mit ihm sprechen wolle. Er wußte

durch den Pfarrer schon längst, was diese Person für eine armselige und eitle Thörin sey, und es war ihm unangenehm, in diesem Augenblick von ihr gestört zu werden. Doch ließ er sie eintreten.

Er war gar so oft überlaufen. Seitdem er die Gertrud unter der Linde so gütig empfangen und ihr eine so entscheidende Hülfe geleistet, hatte er im Dorf allgemein den Namen, er sey ein herzguter Mann, und viele drückten ihr Urtheil über sein gut seyn dahin aus, man könne sicher mit ihm ausrichten, ihm abbetteln, was man nur wolle, wenn man wohl schwatzen könne.

Arner hatte sich diese ihn jetzt sehr genirende Meynung selbst zugezogen. Er glaubte von dem Augenblick an, in dem er seine Herrschaft angetreten, bis noch vor sehr wenigen Tagen, er müsse jeden seiner Angehörigen, der ihm etwas vorzubringen habe, so lange anhören, bis er vollends ausgeredt und in jedem Fall jeden, der sich bey ihm anmelde, vor sich kommen lassen. Aber er fühlte doch seit einiger Zeit, daß viel unnützes Geschwätz ihm seine Zeit raube, und daß sogar viele Lügen und Verläumdungen in seine Stube hineingebracht werden, und in dieser Woche waren ihm diese Besuche der überhäuften Geschäfte halber noch mehr als sonst jemals zur Last. Er nahm sich auch schon vor ein paar Tagen vor, den ersten besten, der es in dieser Zudringlichkeit zu arg machen würde, auf eine Weise zu empfangen, die die Leute für die Zukunft davor abzuschrecken geeignet seyn würde; und jetzt gab diese Eichenbergerin ihm eine Gelegenheit dazu,

die er auf eine so ernste Weise ergriff, welche kein Mensch von ihm erwartet hätte.

Diese Person ist eine von den halbreichen Bauerntöchtern, deren eitle, aber mit der Lage der Welt und ihren Umständen unbekannte Eltern sie dadurch unglücklich machen, daß sie ihnen Gelegenheit und Handbietung geben, aus den Sitten, Gewohnheiten und Lebensweisen ihres Stands herauszutreten, die guten Kräfte und Gewohnheiten ihrer wirklichen Lage zu verlieren, ohne für eine höhere Lage und eine höhere Bestimmung genugsame Bildung zu erhalten. Solche irrgeführte Bauerntöchtern werden gewöhnlich in wohlfeile Pensionen kleinerer Oerter gegeben, wo die Lebensweise der Einwohner nicht einmal zu der äußerlichen Scheinkraft, die die höhern Stände wo nicht bedürfen, doch fast allgemein besitzen, gebildet werden, sondern im Müßiggang und in Zerstreuungen aller Art die Elendigkeiten des größern Stadtlebens so viel als aus der dritten Hand kaufen und also gekauft noch krumm und dumm nachahmen lernen, unfähig und unbeholfen sich zu dem feinern und wenigstens äußerlich anständig scheinenden Benehmen des städtischen Verderbens zu erheben, bleiben sie im tiefsten, auch diesen äußern Scheinanstand stoßenden Koth dieses Verderbens stecken, gewöhnen sich in der eckeln Niedrigkeit dieser halb Bauern- und halb Herrenschlechtheit an alles Geschwätzwerk, an alle Zerstreuungen, Anmaßungen und Bizarrerien, Widersprüche und Unpassenheiten der niedern Stadtpöbelhaftigkeit, und dann, wenn sie nach ein paar, für alles, was sie wirklich sind und seyn sollen, verlornen Jahren wieder

aufs Land zurück müssen, die kraftvolle Einfachheit eines thätigen Landlebens sich nicht mehr anpassend finden und sich nicht mehr angewöhnen können, und im Gegentheil jeder Gelegenheit zu einem städtischen Elendigkeitsgenuß, wie hungrige Hunde einem Stück Brod, nachlaufen. Eine solche, aus dem eigentlichen Heil und Segen ihres Stands herausgefallene Tochter war die Eichenbergerin, und was sie in dem Verderben ihres Stands immer mehr zu Grund gehen machte, war, daß sie in Bonnal mit einer Verwandtin Arners, der Sylvia, und von der wir schon einmal geredt, bekannt wurde. Diese ist eine so im gleichen Geist verdorbene und verschrobene Hoffräulein, als die Eichenbergerin eine verdorbene und verschrobene Bauerntochter ist, so daß ich sagen möchte, sie seyen diesfalls einander so gleich, als ein Ey dem andern und seyen wie von einander abgeschnitten. Aber das, was das verschrobene Hoffräulein mit der verschrobenen Bauerntochter näher zusammenbrachte, ist dieses: Sylvia haßt ihren Vetter Arner von ganzem Herzen und macht schon seit langem eigentlich darauf Jagd, etwas Krummes und Dummes zu vernehmen, das in Bonnal vorgefallen seyn soll, damit sie höhern Orts, d. h. bey armseligen Frau Basen höhern Stands ihr Gespött darüber haben könne. Darum läßt das hochadeliche Fräulein auch, was sie sonst keines Burgers, will geschweigen einer Bauerntochter, erlaubt, diese Eichenbergerin, während dem sie ihr solche Berichte abstattet, neben sich auf dem Sopha abzusitzen. Das macht die eitle Bauernnärrin so glücklich, daß sie in diesen Augenblicken meynt, sie sey die beste Gesellschafterin

der Welt und es brauche nur eine gute Gelegenheit, so könne sie gewiß einen guten Platz als Gesellschaftsdame, oder wenn dieses, weil sie nicht von Adel sey, nicht anginge, doch wenigstens als Erzieherin in einem adelichen Haus erhalten. In dieser Verirrung über sich selbst und als die einzige gebildete Person im Dorf, wie sie sich dafür ansah, glaubte sie, wenn sie der Junker nur kennen würde, so würde er sie gewiß gern um sich leiden, und da sie hörte, wie er sich von der Gertrud über den Untervogt und über alles habe Bericht erstatten lassen, und wie er jetzt noch gar oft mit dem Pfarrer und dem Lieutenant zum rohen, ungebildeten Baumwollen-Meyer und seiner Schwester hingehe, weil sie ihm das und jenes erzählen, wie es im Dorf zugehe, sagte sie zu sich selber: „ich weiß doch ganz gewiß viel mehr, als die Bettelmäurerin und das krumme, elende Mareily, das der Baumwollenjud, sein Bruder, auch aus dem Bettel erlöst, darinn es bey meinem Gedenken noch herumgezogen, wie es oben und unten und kreuz und queer im Dorf zugeht. Es und sein Bruder sind die unverschämtesten Leute im Dorf; wenn ich ihn auf der Straße grüße, er mag mir kaum danken, und es kommt ihm kein Sinn daran, etwa seine Kappe abzuziehen, wenn ich vor ihm vorbeygehe. Der Junker muß mir diese Leute und viel anders gewiß kennen lernen, wenn ich nur Zutritt zu ihm finde, und wenn's bey ihm auf schön seyn ankommt, wie das Gerücht der Gertrud halber im Dorf herumgeht, so meyne ich, ich dürfe mich immer auch neben ihr zeigen." Um aber diesfalls nicht einen Fehlstreich zu thun, suchte sie sich nachzuhelfen, so

gut es ihr immer möglich und zog sich dafür an, wie wenn sie wenigstens an eine Hochzeit wollte, und fuhr, damit sie Schuhe und Strümpfe halber ohne Staub und Koth ins Schloß kommen könne, auf einem Bauernwagen, auf dem man, wie man konnte und mochte, einen Sitz in die Queer angebunden hatte, nach Arnheim. Der Junker ahnete bald, daß sie ihm mit unnützem Geschwätzwerk kommen wolle und nahm sich gleich vor, sie für einmal ihr Maul recht brauchen zu lassen. Sie war auch nicht schüchtern. Sie fing gleich an, zuerst über die schlechten Sitten, Unordnungen und Rohheiten zu reden, die in Bonmal herrschen. Mit Absicht forderte Arner Beyspiele zum Beleg dessen, was sie sagte. Das war ihr recht. Jetzt ging sie in die histoire scandaleuse des Dorfs hinein, so weit man hineingehen kann, schonte auch der Gertrud und des Baumwollen-Meyers nicht. Der Junker ließ sie munter reden, gab genau von Wort zu Wort Achtung, was sie sage, aber beynahe keine Antwort. Im Anfang meynte sie, er sey nur so aufmerksam, es werde am Ende wohl kommen, daß er etwas rede und etwa weiter frage. Aber nach und nach verwirrte sie dieses Stillschweigen doch, daß sie mit ihrem Geschwätzwerk nicht mehr so gut fortkam, als im Anfang, daß ihr vielmehr das einte und das andere durch einander gerieth, wie es ihr nicht hätte durch einander gerathen sollen. Je mehr sie sich aber verwirrte, desto steifer sah sie der Junker an, forthin ohne ein Wort zu reden. Endlich entfiel ihr das Herz. Sie durfte nicht mehr muthig fort verläumden, wie sie es bisher gethan, im Gegentheil, sie fing jetzt an,

mit ihrem Wagen umzukehren, zu mäßigen, was sie vorher frech und derb ausgesprochen, und sogar zu entschuldigen, was sie vorher bitter angeschwärzt; aber da er immerfort schwieg und sie immer nur anblickte, konnte sie endlich auch in ihrem Mäßigen und Entschuldigen nicht mehr fortkommen. Sie fing jetzt an zu stottern und selber zu schweigen, sie schlug ihre Augen nieder, verlor ihre Farbe und wußte sogar nicht, was sie mit ihren Händen anfangen wollte.

Da der Junker sie mit Stillschweigen so weit gebracht, that er endlich den Mund auf und sagte: bist du jetzt fertig?

Sie konnte nicht antworten; sie sah ihn mit starren Augen an und ihre blassen Lippen zitterten. Aber Arners Auge blitzte jetzt gegen sie hin. Ihr Zustand war erschrecklich. Jetzt klingelte Arner; der Harschier trat hinein. Als sie ihn sah, schrie sie aus starrem Mund: Herr Jesus! Um Gottes willen! — Arner ließ ganz ruhig durch den Harschier die Audienzstube aufsperren und befahl denn dem Harschier vor allem Volk, sie vom Schloß weg heim zu führen, damit sie ein andermal, wenn sie nichts im Schloß zu thun habe, lerne daheim bleiben und nicht weiter glaube, daß sie, sobald es sie gelüste, ins Schloß kommen dürfe, um daselbst die brävsten Leute im Dorf zu verläumden. Jetzt fiel sie vor Arner auf die Kniee, zitterte und bebte sprachlos vor seinen Füßen; er aber kehrte sich von ihr weg und sagte ihr nur noch: du hast eine garstige Krankheit und so eine Stunde mit dem Harschier einen Spaziergang zu machen, thut dir nur wohl. — Zu

ihrem Glück ging in diesem Augenblick Therese vor der offenen Audienzthüre vorbey und sah sie auf dem Boden kniend, ihre Hände komödiantenmäßig flehend vor Arner, der ihr den Rücken kehrte, in die Höhe halten. Sie stund still, fragte die Umstehenden, was das zu bedeuten habe. Diese erzählten ihr, was sie gesehen und was Arner geredt. Sie mußte lachen, ging zu Arner hinein und sagte: laß doch die Närrin jetzt gehen und brauche den Harschier zu etwas gescheiderm. Arner mußte auch lachen und befahl ihr, sich fortzumachen, so geschwind sie nur könne. Sie ließ es sich nicht zweymal sagen. Sie flog vor den Leuten, die vor der Audienzstube standen, die Treppe hinunter und machte den Weg, ohne an den Wagen zu sinnen, der sie hieher gebracht, und den sie unten an der Schloßhalden in des Schloßbauern Haus hingestellt, so geschwind heim, als sie ihn in ihrem Leben nie gemacht hatte.

§. 37.

Tiefe innere Verworfenheit, die selber in den Briefstyl zweyer innerlich ganz gleicher Personen hinübergegangen.

Da sie heimkam, warf sie sich wie wüthend auf ihr Kanapee, raufte sich fast die Haare aus ob dem Unglück, das ihr begegnet, trank aber denn doch ein Gläschen Li-

queur, und nachdem sie dieses getrunken, und noch eins, schmetterte sie dann das vergoldete Gläschen an Boden, daß es in tausend Stücke zerbrach und schrieb an Sylvia folgenden Brief:

Hochwohlgebornes, gnädiges Fräulein!

Was mir begegnet, können Sie sich nicht vorstellen; es ist mit keiner Feder zu beschreiben. Sie wissen doch, daß ich in der Hauptstadt Zutritt habe, wo ich nur will und gar nicht zu dem Bettelgesindel gehöre, das jeder hochmüthige Junker durch den Harschier im Land herumführen lassen darf, wo er nur will. Wäre seine Frau nicht dazu gekommen, so wäre mir dieses wirklich begegnet. Aber ich hätte mich sicher eher im Schloßbach ersäuft, als mich vom Harschier heimführen lassen. Ich muß aus dem Dorf weg. Ich kann mit Ehren nicht mehr in Bonnal bleiben, seitdem mir dieses begegnet. Helfen Sie mir doch zu einem Platz, wo es in der Welt ist u. s. w. u. s. w.

Dann beschrieb sie noch weitläufig, wie unschuldig sie sey, wie sie alles aus gutem Herzen für Arner gethan und endete endlich damit: Sie haben mir schon mehrmal zu verstehen gegeben, daß es mit Ihrem Herrn Vetter eben nicht alles sey, jetzt aber habe ich's selber erfahren. Ein tyrannischer und hartherziger Flegel, wie Ihr Vetter, ist in der Welt gewiß nicht. Er ist jetzt überall mit Leuten von gleichem Schlag umgeben. Sein Rollenberger, der eines Bauern-Amtmanns Sohn ist, könnte wohl besser Kälber zu Kühen und Stieren und Schweine zum

Metzgen aufziehen, als den Sohn eines Reichsfreyherrn für seinen Stand, und sein Glülphi, ein abgedankter lahmer Lieutenant, der jetzt alles in allem bey ihm gilt, ist ein Kerl, vor dem ich mich, wenn ich ihn im Wald allein antreffen würde, Leibs- und Lebenshalber fürchten würde. Wenn er einen ansieht, so macht er Augen, wie wenn er einen durchstechen wollte, und ist unverschämt genug, wenn ihn unser einer anredt, keine Antwort zu geben und kaum einmal den Hut abzuziehen. — In diesem Ton sagte sie noch vieles.

Sylvia antwortete ihr auf der Stelle: was Ihr mir schreibet, thut mir sehr leid, aber es sieht dem gemeinbürgerlichen Reichsfreyherrn so gleich, als ein Ey dem andern. Er weiß durchaus keinen Unterschied unter den Leuten zu machen und behandelt heute einen Bettler wie einen Edelmann und morgen einen Edelmann wie einen Bettler. Ich glaube, er wäre im Stand, den ersten Reichsbaronen ins Käficht setzen zu lassen, wenn er vor seiner Audienz für etwas angeklagt würde, wofür man Bettler, Halunken und Bauern ins Käficht zu setzen gewohnt ist. Aber ich kann doch nicht begreifen, daß Ihr Euch so an ihn gewagt und mit ihm geschwatzt habet, was Ihr selber sagt. Ich hätte Euch eine bessere Nase zugetraut. Mit einem Herrn, wie Arner, ist es für Euch und Eures gleichen nicht gut, Kirschen zu essen; aber ich hätte geglaubt, Ihr wüßtet diesfalls schon zu viel Unverschämtes von ihm zum Voraus, als daß es Euch nicht zu Sinn kommen sollte, er könnte Euerthalben sich so gut

vergessen, als er sich beym Doctor Treufaug und beyvielen armen Schelmen vergessen, die ihm unter die Hände gekommen. Ganz gewiß ist es eine himmelschreyende Unverschämtheit, wie er's Euch gemacht hat; aber da es einmal geschehen, so ist Euer Spiel, es mit Verachtung zu behandeln und ihm für die Zukunft drey Schritt vom Leib zu bleiben. Ich habe ihn Euch indessen schon längst geschildert, wie Ihr ihn jetzt erfahren. Ihr habt auch eigentlich nichts im Schloß zu thun. Ihr könnt also desselben wohl müßig gehen. Aber ein Unglück ist es doch, daß das hochadeliche Haus so in Zerfall gerathet und jetzt voll von Leuten ist, die die niedrigsten bürgerlichen Gesinnungen haben, die sich denken lassen. Wenn Arner nur einen Tropfen Ehr im Leib hätte, so hätte er seinen bäurischen Rollenberger schon längst weggejagt, und eben so hätte er seinen Bettellieutenant keinen Augenblick länger bey sich im Schloß behalten; aber er hat bald ein Schloß, das in allen Rücksichten einem Bürgerhaus gleich sieht, in dem arme Leute zur Miethe sitzen, und wie er darinn lebt, würde es mich gar nicht wundern, wenn er den großen Rittersaal seiner Ahnen noch heute vollends ausräumen und den schönen Platz einer Bettelschule einräumen würde. Ich weiß Euch über alles dieses nicht zu trösten. Aber mein Vetter ist freylich ein Narr von eigener Art und ohne seines gleichen, und es ist besser, ich tröste mich seinethalben für mich und für Euch mit dem Sprichwort: strenge Herren werden nicht alt. — Doch habe ich auch noch die Hoffnung, sein Onkel, der General, werde etwa dahin zu bringen seyn, diesem Steckkopf zu zeigen, daß

er nicht im Fall sey, in der Welt gar niemand nichts nachzufragen. Zählt indessen auf mich. Es ist zwar gegenwärtig mehr als je schwierig, Leuten, die nicht von Stand sind und nicht ganz außerordentliche Empfehlungen und Zeugnisse habe, Plätze zu verschaffen; aber ich will thun, was ich kann, und wo es immer eine Gelegenheit geben möchte, an Euch denken. Ich habe das aber auch schon längst gethan und hätte Euch sehr gern zu Arner in unser Familienschloß hineinpraktiziren wollen. Das hätte mir in vielen Rücksichten dienen können und wäre mir sehr angenehm gewesen. Auch für Euch wäre es das vortheilhafteste und ehrenhafteste, das sich für Euch suchen und erwarten läßt. Aber jetzt, seitdem das begegnet, was Ihr mich berichtet, läßt sich nicht mehr daran denken. — Es ist verflucht, daß er Euer Herr ist. Wie er sich aufführt, verdient er nicht, eines Menschen Herr zu seyn, der nicht zum niedersten Gesindel gehört. Indessen wenn Eure Großmutter stirbt, das sich hoffentlich nicht mehr manchmal sechs Wochen und drey Tag verziehen wird, so habt Ihr genugsam Vermögen, um an einen Ort hinzuziehen und dort zu leben, wo Ihr Euch vor keinen Herren und keinen Harschieren auf diese Art zu fürchten haben werdet, wie unter Euerm Herrn von Arnheim. In allen Fällen zählet auf mich, wo ich Euch immer dienen kann. Säumet aber auch nicht, mich über alles, was in Bonnal etwa weiter vorfallen kann, genau zu berichten. Es kann selber für Euch nützlich und wichtig werden, wenn kein Narrenstreich auf dieser Stelle begegnen kann, der

nicht zu meiner Kunde kommt. Lebet wohl. Schreibt mir bald wieder. Ich bin Eure bereitwillige

Sylvia v. Arnheim.

§. 38.

Der böse Neid der Reichen und der Muth, mit dem ein guter Knecht dem frechen Buben eines reichen Bauern den Meister zeigt.

Arner reiste sogleich nach dem Auftritt mit der Eichenbergerin nach Bonnal. Glülphi fuhr auch mit. Die Gemeinde sollte sich um 9 Uhr unter der Linde versammeln. Er nahm sich vor, die Armen, denen er die Wohlthat mit den Geißen zu verleihen und die Bäume zu schenken gedachte, auch selber zu sehen, mit ihnen zu reden, und wo es immer möglich, durch seine Wohlthat auf ihr Herz zu wirken und diese ihnen dadurch wirklich zum Segen zu machen. Er war bis um 9 Uhr im Pfarrhaus, aber redte wenig und blieb meistens auf seiner Stube. Glülphi hingegen eilte, sobald er ankam, zur Gertrud und blieb über eine Stunde bey ihr, ehe er wieder zum Junker zurückkam und an seinen Geschäften Theil nahm. Der Junker war in das Ganze seiner Lage und die wesentlichen Zwecke seines Thuns so vertieft, daß er, da der Vogt mit der Anzeige in sein Zimmer kam, daß die Gemeinde

unter der Linde auf ihn warte, noch nicht einmal zu dem Thee gekommen, mit dem die Frau Pfarrerin schon eine Stunde in der Eßstube auf ihn wartete. Er sagte dem Vogt, er wolle gleich kommen, ging in die Stube hinunter, trank seinen Thee und eilte von da unter die Linde.

Aber die Stimmung des Volks war in Rücksicht auf die Vertheilung des Rieds noch nicht die beste; sie that den Reichen noch immer gleich weh; sie suchten es zwar zu verbergen; doch stieß hie und da ein Wort, das deutlich zeigte, wie es ihnen diesfalls ums Herz sey.

Die meisten warfen, wenn davon die Rede war, die Köpfe unwillig auf, flüsterten einander dies und das ins Ohr; viele fluchten mehr und minder laut darüber. Ein alter Geizhals sagte zu einem Nachbar, der, wie er, ein Vorgesetzter und wie er, ein Geizhals war: es ist, wie wenn mit dem neuen Junker alles Unheil ins Dorf gekommen wäre. — Viele aber mäßigten sich doch und sagten, wenn ihnen die neue Ordnung schon nicht gefiel: was ist jetzt zu machen? wir müssen uns in Gottes Namen darein schicken. — Viele äußerten sich sehr ungeduldig über die neue Ordnung. Der Stierenbauer fluchte vor einem ganzen Tisch: sie schade ihm mehr als 100 Gulden; er habe das Jahr durch immer 10 bis 12 Stück Vieh auf dem Ried gehalten, und sie seyen ihm stockfett geworden.

Ein anderer sagte: er habe der Waid nicht genützt, aber er wollte doch ein gutes Stück Geld geben, es wäre noch, wie es gewesen.

Und noch klagten andere: das Lumpenvolk strecke alles die Köpfe, und ein jeder Bettelbub lache in die Faust, wenn er davon rede.

Die Armen machtens zwar auch nicht besser. Wo sie allein waren, verspotteten sie die Reichen, ob dem Verdruß, den sie haben, daß der Teufel ihnen einmal einen Schuhbreit Land aus den Klauen genommen; wenn denn aber ein Dickbauch um den Weg war, so zogen sie ihm hinwieder den Speck durchs Maul, sagten dies und das über das neue Land, und es sey noch eine Frage, ob das, was es jetzt abtrage, der Gemeind einen so großen Vortheil bringe, als man dergleichen thue? und noch eine größere: ob das Wesen denn Bestand haben werde? Ihrer etliche thaten noch gar, wenn so ein alter Dorfmeister um den Weg war, wie wenn sie sich entschuldigen wollten und sagten: ihrenthalben wär' es ihr Lebtag gut gewesen, wie es gewesen, und sie seyen einmal nicht Schuld.

Der Marx unter anderm sagte dem Gevatter Aebi, bey dem er eben saß: er meyne einmal, so alt er sey, so erlebe er es doch noch, daß es mit diesen Aeckern anders komme, und er seinethalben habe einmal nicht darauf gesehen. — Aber der Vorgesetzte kehrte sich von ihm weg und sagte ihm: es ist kein Hund so froh über ein Stück Brod, als du über diese Aecker.

So bestimmt und allgemein äußerte sich die Schlechtheit der Reichen und der Armen über diesen Zustand unter der Linde, ehe der Junker noch dahin kam. In der gleichen Zeit hatte der Hans aus dem Pfarrhaus mit dem jungen Kalberleder ein Gespräch, das dem dummen, aber

sonst stolzen und frechen Burschen den Schweiß austrieb. Er war erbittert, daß der Kerl sich so gutmüthig anerboten, den Nußbaum, der ihm im Garten so viel Schaden that, umzuhauen und wollte ihm zeigen, daß er gar wohl wisse, daß er das nur darum gethan, um mit dem Hummel zu reden, was er nicht hätte mit ihm reden sollen. Ich will ihm, sagte er zu sich selber, zeigen, daß der Junker und der Pfarrer den Spaß mit dem Baum nicht so verstehen werden, wenn er ihnen, so wie er ist, zu Ohren komme. Mit diesem Vorsatz setzte er sich jetzt unter der Linde neben dem Kalberleder ab. Das gefiel diesem schon nicht. Er wollte aufstehen und an einen andern Ort hinsitzen, aber der Hans dupfte ihn mit seiner breiten Hand so auf die Hosen, daß er im Augenblick wieder auf der Bank saß.

Was ist das Unverschämtes? sagte jetzt der Kalberleder, und der Hans erwiederte: Ha, wir haben etwas mit einander zu reden.

Kalberleder. Was ist's? was hast du mit mir zu reden?

Hans. Nichts anders, als daß du mich und den Herrn Pfarrer mit dem Nußbaum für einen Narren gehalten.

Kalberleder. Das ist nicht wahr, nicht wahr, ich habe niemand für einen Narren gehalten.

Hans. Du hast doch den Baum nicht abgehauen, wie du gesagt hast.

Kalberleder. Ja, ja, das war ein Mißverstand, ein Mißverstand.

Hans. Was für ein Mißverstand?

Kalberleder. Der Vater hat einen ganz andern Baum gemeynt. Ich hab' ihn nur nicht recht verstanden.

Hans. So? — aber was für einen?

Kalberleder. Einen andern, hörst wohl.

Hans. Wo steht der andere?

Kalberleder. Das geht dich nichts an; ich bin dir's gar nicht schuldig zu sagen.

Hans. Aber wenn ich dich wäre, ich wollte diesmal so gut seyn und es nur sagen.

Kalberleder. Wenn du's wissen willst; er steht im Tobel.

Hans. So —?

Kalberleder. Ja, ja, das ist ganz sicher.

Hans. Hast du einen Nußbaum im Tobel?

Kalberleder. Ja, mehr als einen.

Hans. Hast du aber auch einen umgehauen im Tobel?

Kalberleder. Nein, noch nicht; aber was nicht ist, kann werden.

Hans. So? Du hast hiemit noch keinen umgehauen, wenn du schon so verirret?

Kalberleder. Pressirt's?

Hans. Mir gar nicht; aber dir hat's pressiren sollen, wenn du dich mit Ehren hast herausläugnen wollen.

Kalberleder. Was herausläugnen?

Hans. Ich mag jetzt nicht mit dir zanken, ich will dir gar kurz sagen: wenn du unsern Gartennachbar nicht vor Sonnenuntergang vom Leben zum Tod bringst und

ordentlich an Boden legst, so will ich morn am Morgen auf eine Art mit dir reden, daß du sieben Nußbäume dafür gäbest, du hättest meinem guten Rath gefolgt.

Der Kalberleder wußte nicht, wie ihm war, und konnte nicht begreifen, wo der Lumpenhans das Herz hernehme, so mit ihm zu reden.

Der Hans aber ließ ihn das Maul nicht aufthun und sagte gerade drauf wieder: du kannst jetzt nur gehen und sitzen, wo es dich wohl freut, ich habe dir nichts mehr zu sagen.

Der Kalberleder antwortete: es ist mir jetzt wohl genug da.

Aber mir nicht, erwiederte der Hans, stund auf, setzte sich etliche Schritte von ihm bey einem armen, alten Mann ab, der sein Vetter war, und gab diesem derm bald sein Morgenbrod, das er bey sich hatte, aus dem Sack; er schob es ihm unter den Rock, damit es niemand sehe. Der Alte nahm einen Mundvoll nach dem andern davon ins Maul und kaute den ganzen Morgen daran.

§. 39.

Vom Kirilariwesen in den Schulen.

Der Junker, der nach 9 Uhr auch unter die Linde kam, machte noch mit dem Vogt und dem Weibel die nöthigen Abreden wegen den Geißen und wegen den Bäu-

men. Er ließ einen jeden Mann, der den Vorschuß für eine Geiß oder Bäume wollte, seinen Namen in ein Buch einschreiben und er mußte zugleich den Platz anzeigen, auf den er die Bäume, die er begehrte, hinsetzen wolle. Er war mit allen freundlich und fragte vielen woher ihre Armuth und der gänzliche Mangel an so vielem Nothwendigem komme? Aber er bekam sehr wenige geradsinnige und offene Antworten.

Gegen Mittag ging der Junker wieder ins Pfarrhaus zurück. Auch der Glülphi war jetzt wieder da. Ueber dem Essen sagte die Frau Pfarrerin zu ihm: er stecke, so bald er nach Bonnal komme, immer bey der Gertrud. Er antwortete: ich muß wohl. Ich bin jetzt Schulmeister und muß mein Handwerk bey jemand lernen, der es so gut treibt, wie sie.

Die Frau Pfarrerin erwiederte: ich will doch gern sehen, was man alles in Ihrer Stube treiben werde.

Glülphi. Einmal das Lirilariwesen, das man in so vielen Schulen treibt, will ich nicht mehr darinn dulden.

Der Pfarrer mischte sich ins Gespräch und sagte: aber was verstehen Sie denn eigentlich unter dem Lirilariwesen?

Jetzt nahm der Lieutenant eine Prise Tabak, hielt seine Lippen einen Augenblick fester zusammen, als sonst und, was sonst selten der Fall war, die Augen im Kopf still. Er that auch die Tabaksdose langsamer, als sonst, in die Tasche. Dann sagte er: Herr Pfarrer, unter Lirilariwesen in der Schule halte ich alles, was den Kindern so eine

Art gibt, mit dem Maul ein Weit und Breites über die Sachen zu machen, hinter denen für sie nichts steckt, und die sie nicht verstehen und nicht im Herzen tragen, mit denen man ihnen aber doch die Einbildungskraft und das Gedächtniß so anfüllt, daß das rechte Altagshirn und der Brauchverstand im menschlichen Leben dadurch zu Grund geht.

Pfarrer. Gut erklärt, Herr Professor, ich bin dieses Lirilariwesens halber völlig Ihrer Meynung.

Der Lieutenant (den Pfarrer steif ansehend): so weit sie langt?

Pfarrer. Ja, so weit sie langt. Ich bin überzeugt, daß man, indem man die Menschen unverhältnißmäßig viel mit dem Maul lehrt und ihnen den Kopf mit Wörtern füllt, ehe ihr Gefühl und ihr Verstand durch Erfahrungsanschauungen gebildet, dadurch sie in ihren besten Anlagen verwirrt, ihren Geist und ihr Herz schwächt und die wesentlichen Fundamente ihres Hausglücks untergräbt.

Lieutenant. Nun, so hätte ich nicht ausdrücken können, was ich meyne.

Pfarrer. Sie scherzen. Aber wie haben Sie in Ihrem Stand den Schaden des Wortwesens so kennen gelernt?

Lieutenant. Mein lahmes Bein und mein vieljähriges Brodsuchen hat mich gar vieles kennen gelehrt, was Menschen mit gesunden Beinen und genug Geld im Sack nicht leicht erfahren. Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, sobald ein Herr, der mir eine Arbeit auftrug, mit seinem Maul ein Weites und Breites von dieser Arbeit machte

und mir es recht zu Gemüth zu führen suchte, wie wichtig oder wie leicht oder wie schwer sie sey, so war es zum Voraus sicher, es begegne mir bey dieser Arbeit und mit diesem Herrn etwas, das ich den geraden Weg bey einem einfachen, guten Herrn nicht erwarten dürfte. Mehrentheils begegnete mir bey einem solchen Herrn etwas, das mich mit Händen greifen machte, er sey nicht bloß ein Maulbraucher, sondern auch ein schlechter Mensch, und auch in meiner kurzen Dienstzeit hab' ich erfahren, was aus dem Menschen wird, wenn ihm sein Maul alles ist und über alles geht. Es ist kein untreuerer Hund unter den Truppen, als mein Obrist war. Er gab mir auch wie ein Gaudieb den Abschied. Sein Hundengeiz machte, daß das Regiment fast alle Monat Noth litt; aber wenn's auch noch so offenbar durch seinen Fehler bis auf den letzten Mann zu Grund gegangen wäre, so hätte er sich immer herauslügen können. Es ist in allen vier Welttheilen nichts Gutes, von dem er nicht schwatzen konnte, wie eine Dole; aber eben so ist auch in allen vier Welttheilen nichts Gutes, das er, so sehr er ihm mit dem Maul das Wort redte, auch nur mit einem Finger berührt hätte, um es wirklich zu befördern, und doch war bis auf den Profosen hinunter niemand, dem er nicht an den Fingern her erzählte, was und wie viel er in seinem Fach und in seinem Platz besser einrichten könnte; und wenn's ans Treffen ging, redte er allemal vor der Front wie ein Engel und schrie zu den armen Tröpfen, denen oft selber noch in dieser Stunde der Bauch vor Hunger klirrte, so laut, daß es durch Berg und Thal ertönte: G'hinder! es

ist für euern G'hönig und für euer H'aterland, 'altet euch wohl! —

Alles, was am Tisch war, mußte vor Lachen über das G'hinder, H'aterland und 'altet euch wohl, das der Lieutenant, den Maulobrist zu verspotten, so viel er aus dem Hals vermochte, ausschrie, fast den Bauch halten. Der Lieutenant setzte denn, da das Lachen zu stillen anfing, noch hinzu: und denn fand dieser Obrist allemal gleich, nachdem die Kugeln anfingen zu pfeifen, eine Ursache, von seinem Posten weg und an einen Ort hinzureiten, wo es der bösen Vögel halber, die jetzt umherflogen, etwas sicherer war.

Der Pfarrer war der einzige, der ob seinem G'hinder und H'aterland nicht lachte. Ernst, wie der Tod, sagte er: es gibt in allen Ständen solche arme Maulbraucher. Selber unter uns gibt es solche Leute, die, euerm Obersten gleich, einem armen, an Leib und Seel unversorgten und von ihnen selber verwahrlosten Volk solche großtönende Wörter von der Kanzel herabwerfen und bis auf den Schreyerausdruck: „G'hinder — G'hönig — H'aterland" ähnlich, dem Volk zurufen: halt dich wohl, — aber die Lasten, die sie ihm mit diesem Zuruf auflegen, selber auch mit keinem Finger berühren.

40.

Unschuld gibt Muth.

Die Rückerinnerungen, die beym Pfarrer diese Bemerkungen veranlaßten, gingen ihm so zu Herzen, daß er vom Tisch aufstund und einen Augenblick ans Fenster ging. Aber wie erstaunte er nicht, als er plötzlich den bösen Nachbar, der seinem Garten schon so lange Schaden that, abgehauen und mit Stamm und Aesten am Boden liegen sah. Er konnte nicht begreifen, wie das so plötzlich geschehen und rief augenblicklich seinem Hans, um ihn darüber zu befragen. Dieser erzählte ihm dann umständlich, wie er unter der Linde neben des Kalberleders Bub abgesessen, ihm auf die Hosen geklopft und ihm dann des Baums halber Sachen gesagt, die ihn dahin gebracht, ihn noch vor dem Mittagessen umzuhauen und an den Boden zu legen.

Aber wie hast du das auch thun und ihm so drohen dürfen? sagte der Pfarrer, da er hörte, wie es zugegangen.

Es hat mich gedunkt, es sey recht gewesen, Herr Pfarrer, sagte der Hans.

Und der Pfarrer: nein, Hans, man muß niemand mit etwas in Furcht jagen, wozu man kein Recht hat.

Das ist wohl so, sagte der Hans, wie ihr sagt, und ich wollte mich in die Seele hinein schämen, wenn jemand darnach vor mir zu nur roth, will geschweigen blaß werden könnte, aber mit Leuten von der Kalberledergattung

hat es seine eigene Ordnung. Diese Gattung Leute bringt man nicht dazu, ein Vater Unser zu beten, geschweige einen Nußbaum umzuhauen, wenn man ihnen nicht den Teufel vormahlt.

Des Pfarrers ganze Weisheit fand gegen diese Erklärung keine Antwort.

---

§. 41.

Ein Wort darüber, was die Bauern sind, wie und wo und wann sie zeigen, was sie sind — und was sie nicht seyn dürfen.

Die Herren hatten auf der Allment jetzt nichts zu thun, als die Aecker, die schon abgesteckt und ausgemessen waren, durch das Loos zu vertheilen und auf dem Ried die Plätze abzustechen, wo die Bäume, die er nach Mittag dahin führen lassen wollte, hingesetzt werden müssen.

Neunzig Juchart von diesem Land, welche zu einer Wassermatte bestimmt waren, konnte man noch nicht vertheilen; das Wasser war noch nicht vollends zusammengeleitet und die Gräben, die man zuerst machen muß, waren nur erst abgesteckt. Aber Wasser zur künftigen Wässerung war schon so viel da, daß ein jeder Bauer, der das Wässern ein wenig versteht, einsehen mußte, daß der Junker nicht zu viel hoffe, wenn er glaubt, es reiche zur

Wässerung von neunzig Jucharten hin, um so mehr, da der diesjährige Sommer trocken gewesen und man mit Recht hoffen durfte, bey eintretender nasser Witterung ein Drittheil mehr Wasser zu erhalten. Auch ist das Wasser so gut, daß, wo auch jetzt schon ein Tropfen dahin kommt, das Land davon grünet.

Arner ließ die Bauern jetzt machen, wie wenn er nicht da wäre. Er wußte, daß sie, wenn sie Land theilen und wie allein sind, sich ganz anders benehmen und zeigen, als wenn sie mit dem Hut in der Hand vor dem Erbherrn dastehen und gern hätten, er hielte sie für arme Tröpfe und Halbnarren.

Mein Großvater hatte zum Sprichwort: das Theilen zeigt, was die Leute sind, und das Haben macht aus ihnen, was sie sind.

Der Junker nützte den Anlaß, den er hatte, seine Leute kennen zu lernen. Er entzog ihnen keinen Blick und sah auch bey jedem bessern Stück Land, wie sie ihre Gierigkeit auf hunderterley Arten äußerten.

Es war bey dem einten im Mund, bey dem andern im Aug, bey dem dritten in den Händen, bey dem vierten in Füßen, wo man ihm ansah, was er that und was er gelüstete; je nachdem er einen dickern Bauch oder längere Beine, oder einen platten und einen spitzigen Kopf, ein schmales oder ein breites Maul, oder so oder eine andere Nase und Stirn hatte, so zeigte er auch diese Gierigkeit anders als andere.

Das war eins. Neben dem hörte er in diesen paar Stunden mehr Wahres über den eigentlichen Feldbau und

über die hundertterley Umstände, auf welche es dem Bauer, ohne daß er davon redt, hauptsächlich ankommt, wenn er über ein Stück Land offen und den geraden Weg urtheilt, was es ihm werth sey. Man kann nicht glauben, was für allerley kleine Umstände in solchen Fällen vorkommen, die er in einem solchen Augenblick in Anschlag bringt, aber dann sonst auch oft weder vorher noch darnach ein Wort davon redet.

Bald ist so ein Stück mehr hinter dem Wind, bald ist es den Regengüssen mehr ausgesetzt, bald ist eine verborgene Nässe, bald etwa ein großer Stein unter dem Heerd verborgen, bald Sand oder Grien, der den Mist frißt, bald ein Vortheil oder Nachtheil im Zu- oder Wegfahren, bald ein guter oder böser Nachbar und hundert dergleichen Umstände, warum ein Stück oft das doppelte mehr oder minder gilt, als ein anderes; und es ist einem Erbherrn Gold werth, den Feldbau des Lands bis auf diese kleine Umstände herab zu kennen.

Ein drittes, das ihm und besonders dem Lieutenant auffiel und Freude machte, war: sie sahen dann und wann einen armen Mann, wann er ein gutes Loos zog, jauchzend auf die Allment springen, und dann kecker als vorher, etwa gar mit dem Hut auf dem Kopf, neben einem Dickbauch absitzen.

Aber je mehr Arme glücklich zogen und ihre Freude zeigten, je mehr zeigten auch die Dickbäuche über jeden solchen Fall ihren Unmuth, und fingen links und rechts an, Stichelworte fallen zu lassen.

Aber es war zur Unzeit. Ein paar freche Buben, die das sahen, riefen in voller Freude über ihr Loos überlaut: wenn die Maulhänger nichts anders können, als uns unsere Freude verderben, so könnten sie wohl heimgehen.

Das gab ein Gelächter. Der am lautesten lachte, war der Lieutenant. Er sagte zum Junker: so muß es kommen, wenn der Bauer im feißten Fell lernen soll, daß er nichts mehr ist, als der im magern, und es wäre wahrlich gut, wenn viele edle Herren es auch zu Herzen nähmen, daß ein Mensch in einem fetten Fell um des Fells willen nicht mehr werth ist, als einer in einem magern; aber eben stunden zwey junge Bursche hinter dem Lieutenant, als er das sagte, sie verstanden das Wort, fingen an zu lachen und einer sagte so laut, daß es Arner selber verstund, zum andern: das ist jetzt auch einmal ein Wort, das unser einer gern hört.

Arner sah ihn steif an und sagte zu ihm: das Wort ist wahr, aber es kommt darauf an, wer es in den Mund nimmt. Du und dein Kamerad könnten mit einem solchen Wort den Kopf hart anstoßen. — Und der Junker hatte mehr als recht. So ein Herr, wie der Lieutenant, der weit und breit die Welt erfahren, und den man zu etwas braucht, das mehr als Schwefelhölzlimachen ist, darf, wenn er auch schon ein armer Herr ist, insonderheit neben so einem Junker zu, wohl so ein Wort fallen lassen. Aber wenn ein Bauer frech redet, oder sonst ein Mensch, der nicht jedes Fehlwort, wenn's noth thut, mit Dublonen wieder gut machen kann, sich aus Frechseyn

gewöhnt, so gnad' Gott seinem Haus und Heimath — es ist, als ob er Zaun und Marchen von seinem Hof verloren.

---

§. 42.

Die Neigung zur Unverschämtheit geht aus Schlechtheit und Schwäche hervor, und um einen unverschämten Menschen zu sich selber, d. i. zum Gefühl seiner Schwäche und Schlechtheit zu bringen, darfst du selber weder kraftlos noch unverschämt seyn.

Der Lieutenant auf dem Ried half den Vorgesetzten und wer da war, die Plätze abstecken, wo nach Mittag die Hausväter die Bäume hinsetzen sollten, die der Junker ihnen gegeben.

Die Vorgesetzten und Matadoren unter ihnen, da sie gehört, daß der Herr Lieutenant darauf denke, Schulmeister bey ihnen zu werden, wollten jetzt, da sie wußten, daß er dem Junker, gegen den sie einen Groll hatten, lieb sey, gegen seinen Schulmeister grob seyn, da sie es gegen ihn nicht durften. Sie probirten es, sich ganz kurz gegen ihn zu fassen. Ist's wahr, sagten sie zu ihm, daß ihr unser Schulmeister werdet? Und auf seine Antwort: „ja" sahen sie ihn an, wie ein Käufer auf dem Markt ein Judenroß, dem er nichts Gutes traut, und fingen

dann bald unter einander an, zuerst halb und dann ganz laut ihr Gespött zu haben und zu sagen: es werde müssen eine neumödische Schule abgeben; und dann fragten sie ihn noch, ob er sich mit dem alten Schullohn begnüge? oder wer ihm mehr gebe? Einige sagten: er werde wohl müssen ihre Buben lehren in die Scheibe schießen und exerzieren, und einer deutete gar mit seinem Finger auf sein Bein und fragte: ob er sie etwa nicht bloß fechten, sondern auch tanzen lehren wolle?

Er ließ sie eine Weile machen, um zu sehen, wie weit sie es treiben würden. Als er aber fand, es sey jetzt genug, stund er auf und sagte mit dem Stock in der Hand: an die Arbeit, ihr Nachbarn, damit ich nicht versäumt werde.

Sie thaten das Maul auf und konnten nicht begreifen, daß ein Schulmeister mit ihnen reden dürfe, wie wenn er ihnen etwas zu befehlen hätte; aber als sie also mit dem offenen Maul dastanden und ihn angafften, sagte er sogleich zum dicksten: komm her und trag das! und zum größten: geh hin und bring das!

Und beym ersten, der nicht im Augenblick that, was er sagte, fragte er: wie heißt der? und schrieb ihn auf. Das machte sie folgen. Die, so ihn verspottet, lernten stehen, wohin er sie stehen, und gehen, wohin er sie gehen, und tragen, was er sie tragen hieß.

Sobald er sie da hatte, war er wieder so freundlich als je und half ihnen, wo er konnte und mochte. Er hatte auch die Arbeit mit den Bäumen so bald in Ordnung, daß die Bauern nicht begreifen konnten, wie ge-

schwind er damit fertig worden, und brachte es diesfalls mit ihnen in einer halben Stunde so weit, daß die, so im Anfang die schlimmsten waren, ganz zahm wurden, und ihrer etliche sogar zu ihm sagten: es sehen im Anfang so einige Worte geflossen, die er eben nicht aufnehmen solle, wie sie gelautet. Andere sagten ihm: sie müssen jetzt wohl sehen, wie steif er eine Ordnung habe, und wie er seinen Sachen vorstehe, und er solle nur mit ihren Buben so eine Ordnung halten, so werde es wohl gut gehen. Und etliche Buben riefen überlaut: der kann auch etwas, und bey dem kann man gewiß auch etwas lernen.

Es waren gar viele Buben da. Sie rüsteten zu, was sie auf den Abend, ihre Bäume zu setzen, nöthig hatten. Der Lieutenant ging mit ihnen in alle Ecken und zeigte einem jeden, wo seine Nummer hinkomme. Er war so freundlich mit ihnen, daß sie alle zu einander sagten: er gibt gewiß einen guten Schulmeister. Als sie die Plätze abgesteckt, wo sie die Bäume hinsetzen wollten und alles, was sie sich für diesen Morgen vornahmen, nun vollendet war, gingen sie wieder heim. Viele Buben begleiteten den Schulmeister und er redte die ganze Zeit über mit ihnen von ihrer Arbeit und allem, was sie können und lernen müssen, daß sie rechte Bauern werden.

Nahe beym Pfrundhaus traf er den Pfarrer an, der von einer kranken Frauen kam und sich eben, wie der Glülphi, verwunderte, da er jetzt mit ihm am Kirchthurm sah, daß es so viel über zwölf Uhr.

§. 43.

Was ist süßer, als Kinderfreude? und was ist reiner, als Kindergüte?

Die Herren eilten mit dem Mittagessen, damit sie sobald als möglich wieder auf dem Ried seyen, wo der Junker die Bäume, die man nach Mittag setzen wollte, austheilen und auch die Geißen, die er kommen lassen, den armen Leuten im Dorf zustellen wollte. Der Wagen mit den Bäumen und die Heerd Geißen standen schon ein paar Stunden vor dem Pfarrhaus und warteten auf ihn; sobald aber der Wagen jetzt fortfuhr und die Geißen fortgetrieben wurden, lief alles, was Händ' und Füße hatte, auf das Ried, zu sehen, was er mit dem Wagen voll Bäume und mit der Heerd Geißen anstellen wollte. Auch der Gertrud ihre Kinder liefen, sobald die Herren aus dem Pfarrhaus fort waren, baten aber die Mutter vorher um ihr Abendbrod, damit sie auch recht lang auf dem Ried bleiben können. Die gute Mutter gab ihnen in der Freude über diesen Tag doppelt so viel als sonst; dann sprangen sie fort, was sie springen mochten und waren lang vor den Herren daselbst.

Des Junkers Karl war auch da und andere Buben fragten ihn: was doch der Papa mit so viel Geißen machen wolle?

Ihr müßt alle mit einander so Geißen haben, der Papa hat's gesagt, antwortete ihnen der Karl.

Du weißt aber einmal viel, daß du dein Maul so brauchst, sagte der Klaus; es sind sieben Kinder da, wo eine Geiß.

Und die größern Buben sagten auch: es ist wahr, es sind mehr Buben da, als Geißen.

Die armen Thiere waren geplagt. Die Kinder neckten sie an Bart und Hörnern, daß sie ihnen mäh mäh machen, und ihrer etliche sagten zu des krummen Schneiders Liseli: es habe so viele Geschwisterte hier. Es aber zeigte mit der Hand in das Thal hinunter, wo Ochsen und Kühe weideten, und sagte: da unten sind die euern.

Aber die Geißen waren hungrig. Die meisten kamen einen weiten Weg und wenn die Kinder ihnen den Kopf anrührten, stießen sie selbige manchmal für gut mit den Hörnern.

Die Kinder aber wollten, daß die Geißen gut mit ihnen seyen und zehrten ihnen Laub und Gras ab und gaben ihnen Brod aus dem Sack, so viel sie hatten; da wurden die Geißen bald zähmer und stießen sie nicht mehr.

Des Maurers Heirli saß an einem Hag, zeigte einer Geiß sein großes Stück Brod, indem er's so halb aus dem Sack hervorgucken ließ; aber wenn die Geiß den Kopf halb im Sack und das Brod fast im Sack hatte, zog er es wieder zurück, dann trieb er das hungrige Thier so stark gegen das Brod, daß es ihn einmal auf den Boden warf.

Ja, ja, jetzt hast du Brod, wenn du mich brav umstoßest, sagte er, als er wieder aufstund, und es dünkte

ihn

ihn so lustig, daß er nicht merkte, daß er nahe bey einem Ameisenhaufen abgesessen, bis er voll von diesen Thieren lief.

Das ist nicht gut Wetter, wir müssen weiter, sagte er zur Geiß, nahm, damit sie auch komme, das Brod in die Hand und hielt es ihr dem Maul nahe. So folgte sie ihm bis hinter den Hag, wo er sich denn absetzte; aber vorher sah er jetzt doch, ob es mit dem Boden richtig oder unrichtig aussehe und ob nicht etwa wieder ein Ameisenhaufen in der Nähe sey; dann fing er doch an, der Geiß im Ernst Brod zu geben. Aber da er eben einen Mundvoll für sie noch in der Hand hatte, sah er des Rütimarxen Betheli, das nahe bey ihm zu stund und ihm auf die Hand und der Geiß ins Maul hineinschaute, und sagte im Augenblick zu ihm: willt auch Brod?

Roth und nur halblaut antwortete es: ja, wenn du mir gibst.

Ja freylich, sagte der Heirli, und theilte dann sein Brod Mundvoll für Mundvoll zwischen dem Kind und der Geiß. Doch gab er allemal den größern Mundvoll dem Betheli, den kleinern der Geiß, und sagte dann, wann das Thier seinen hatte: wart jetzt, Geißli, es ist jetzt wieder am Betheli — und dann darnach: jetzt ist es wieder am Geißli. — Das Kind zitterte mit der Hand, als es ihm den ersten Mundvoll abnahm, und etwa beym dritten, da er selber keinen nahm, sagte es: warum issest du nicht auch?

Ich kann wieder haben, wenn ich heim komme, die Mutter gibt mir wieder, antwortete der Heirli.

Und das Betheli: kannst du Brod haben, so viel du willst, Heirli?

Ja, jetzt gibt mir die Mutter bis genug; aber es ist noch nicht lang, sie hat mir auch nicht können genug geben, erwiederte der Heirli.

Das Betheli seufzte und der Heirli sagte wieder: weißt du was? komm nur am Abend um 6 Uhr, wenn wir Feyerabend haben, an unsere Gasse; ich will dir denn allemal Brod aufsparen und dies dann geben.

Aber hast du dann doch genug, wenn du mir so gibst? erwiederte das Betheli.

Und der Heirli: ich will denn das schon machen, komm du nur.

So redten sie mit einander, während dem er das Brod theilte, bis auf den letzten Mund voll, der noch groß war. Er sah ihn an, ob er ihn auch theilen wollte; aber er machte mit dem Kopf nein, und sagte: Geiß, du mußt jetzt genug haben, und gab ihn ganz dem Betheli. Dann stund er auf, führte seine Geiß weiter an der Hand am Haag hinauf, wo sie Laub fand; das Betheli aber blieb mit seinem Mundvoll Brod sitzen und aß.

Des Junkers Claus sah dem ganzen Spiel zu, und da der Heirli fort war, kam er hinter der großen Brombeerstaude im Haag, hinter der er stand und zusah, hervor und legte, ohne ein Wort zu reden, dem Kind ein großes Stück Brod in den Schooß. Es erschrak, als er hinter der Staude hervorkam, aber da es das Stück Brod auf dem Schooß hatte, lachte es und rief ihm laut nach: dank dir Gott, Mann!

Der Heirli hörte es oben am Haag dank dir Gott rufen, und rief ihm zurück: was hast du jetzt? Da sprang es mit dem Brod in der Hand zu ihm hinauf, zeigte ihm den Mann, der es ihm gegeben, aber jetzt wieder bey des Junkers Wagen voll Bäume stund. Dann theilte das Kind sein großes Stück Brod auch mit der Geiß, aber es gab ihr doch nur kleine Stücke und aß die größern selber. Der Heirli wollt ihm keins abnehmen; da bat es ihn: nimm doch nur auch einen einzigen Mund voll — und er nahm ihm einen ab und aß ihn bey ihm, ehe er wieder wegging.

Jetzt einsmals tönte ein Geschrey und ein Rufen: er kommt! er kommt! er ist es! es ist ihn!

Es war der Junker, der mit dem Lieutenant langsam aus dem Forenholz heraus, dem Bach nach gegen die Anhöhe kam. Da machten die Knaben den Anschlag, ihm bis unten an den Hügel in einem Zug entgegenzugehen, und der Karl nahm sein großes, buntes Nastuch aus dem Sack und rief: he! wer macht uns einen Fahnen? wenn wir einen Zug machen, so müssen wir einen Fahnen haben.

Der Klaus erwiederte: ich will euch einen machen, und band ihm das schöne Tuch an einen schneeweißen Stecken.

Aber wer muß dann Hauptmann seyn und den Fahnen haben? sagte der Karl.

Der Fahne ist dein und du mußt ihn tragen, sagten die Buben.

Nein, sagte der Klaus, der Bub da (auf des Maurers Heirli deutend) muß jetzt der Hauptmann seyn.

Aber warum jetzt auch das? sagten alle Buben, und auch Karl stund da, wie wenn er das lieber anders hätte und sah den Klaus mit runden Augen an.

Es muß jetzt so seyn, ihr Buben, sagte Klaus, und, Meister Carli Kayser! sieh mich nur nicht so an; ich weiß, wenn dein Papa kommt, so sagt er, ich habe recht.

Nun, so gib ihm den Fahnen nur, wenn's Nastuch schon mein ist, sagte der Karl.

Der Klaus thats, und der erste, der am Zug jauchzte, war Karl. Aber da sie nahe beym Junker waren, sprang er aus dem Reihen heraus seinem Vater an die Hand.

Warum bist du so aus der Reihe herausgesprungen? sagte der Junker, und hob ihn in die Höhe.

Dann grüßte er die andern alle, gab dem Heirli seine Hand und fragte ihn: wer ihn so zum Hauptmann gemacht?

Da, dieser Mann hat wollen, ich müsse es seyn, sagte der Heirli, deutete mit der Hand auf den Klaus; und dieser erzählte dann, daß er eben vorher dem Buben hinter einer Brombeerstaude zugesehen, wie er sein Stück Brod mit einem Kind und mit einer Geiß getheilt, und dann dem armen Kind noch alle Abend von seinem Brod versprochen, und setzte noch hinzu: und ich möchte jetzt den sehen, der es besser verdient hätte.

Ja, sagte der Karl, wenn du das zuerst gesagt hättest, hätte ich dann auch gewußt, daß es recht wäre.

Und nicht also das Maul gehängt, sagte der Klaus ihm leise und seitwärts.

Das ist recht, Klaus, der brävste muß auch der Hauptmann seyn, sagte der Junker.

Das ist nichts so braves. Ich hab mich nur lustig gemacht, und es hat mich nicht gehungert, sagte der Heirli.

Dann zog alles fröhlich mit einander den Berg an.

---

9. 44.

Der Junker thut Vaterwerke und macht Geißhirtenhüterordnungen.

Nun stund er auf der Anhöhe, auf welcher Bonnal einst das Fest feyern sollte, dessen Stiftung er beschlossen, in der Mitte seines Volks. Die Fruchtbäume zum großen bedeutungsreichen Obstwald, unter dessen Schatten es einst den Erdensegen, den Gott dem Menschengeschlecht allgemein und niemand ausschließend gegeben, feyern sollte, lagen jetzt vor seinen Augen schon auf dem Wagen.

Wie ein frommer heiliger Priester in seiner feyerlichsten Stunde still vor dem Altar seines Gottes steht, so stund voll hoher Gefühle mit seinem menschlichen Opfer jetzt Arner auf dieser Stelle und warf seinen Segensblick auf die ihn umgebende Menge. Er hatte in diesem Staunen seinen Karl aus den Augen verloren, aber er man-

gelte ihm jetzt in dem Augenblick dieser feyerlichen Stimmung. Er mußte ihn suchen. Er warf sein Aug auf den Haufen Kinder, der dastand, und fand ihn unter Bonnals Buben, zwey von den schönsten an beyden Händen haltend. Er winkte ihm und sagte zu sich selber: wenn er doch nur sein Lebtag so glücklich unter den Kindern seines Volks dasteht und niemand so gern am Arm hat, als seine Leute, nahm ihn dann auf seine Arme, redte mit ihm von der Stiftung, die er jetzt vornehmen werde, und um deren willen man jetzt die Bäume auf dem Ried setzen müsse.

Der Karl hörte ihm auf seinem Arm aufmerksam zu. Eine sanfte Wehmuth ergriff jetzt beyde, da Arner so mit ihm redte, so daß beyde fast Thränen in den Augen hatten. Einen Augenblick war Arner in dieser Wehmuth still, dann sagte er wieder zum Karl: ich denke nicht und es ist kaum möglich, daß ich diese Bäume ausgewachsen und in ihrem vollen Segen dastehend erleben werde; denk an diese Stunde, wo wir sie jetzt setzen und so das Fest begründen, das ich für das Dorf stiften will. Lieber! denke bis an dein Grab daran, wie ich dich jetzt auf den Armen trage, und wie du diese Bäume auf dem Wagen und diese Leute aus meinem Bonnal jetzt vor dir stehen und nimm dir fest vor, bis an dein Grab für deine Leute zu sorgen, wie du jetzt siehst, daß ich für sie sorge.

Karl umschlang jetzt seinen Vater mit beyden Händen und sagte ihm: ich will gewiß bis an mein Grab daran denken; aber du stirbst doch nicht so bald. Du erlebst ge-

wiß auch noch, daß diese Bäume groß sind und viele Früchte tragen.

Lieber Karl! erwiederte Arner, der liebe Gott kann mich noch lange leben lassen, aber was du erleben wirst, das kann ich, menschlicherweise davon zu reden, nicht erleben. — Mit dem küßte er ihn noch einmal, stellte ihn neben sich ab und redte, ihn so neben sich an der Hand haltend, mit dem Volk von Bonnal, das vor ihm stund, von der Stiftung, die er vorhabe und von dem Segen, der durch dieselbe ihrem Dorf zufließen könne, wenn sie sich desselben durch ein gottesfürchtiges und menschenliebendes Leben würdig machen und besonders ihre Kinder in der Furcht und Ermahnung des Herrn auferziehen würden.

Nachdem er eine Weile so mit ihnen geredt, sagte er: es könne jetzt ein jeder Hausvater hingehen und von den Bäumen auf dem Wagen so manchen nehmen, als einer Kinder habe.

Auf das Wort drängten sich Reiche, Freche und Geizige vor, geschwind vor den andern die ersten zu seyn und die schönsten wegzuschnappen; denn wenn schon alles gute Bäume waren und von gutem Obst, so war doch immer ein Unterschied im Alter und an den Wurzeln. Aber der Junker merkte den Zweck dieses zudringlichen Laufens und machte ihm Halt, ehe noch einer sich einen vorzüglich schönen Baum ausgelesen und weggeschnappt. Er rief laut, sie sollen sich vom Wagen zurückziehen und warten, bis der Klaus mit ein paaren die Bäume alle ab dem Wagen genommen, und sie, wie sie ihm in die Hände

kamen, die größern und die kleinern durch einander am Boden gelegt, und indessen sich auch an eine Reihe stellen, und dann einer nach dem andern die Bäume, wie sie am Boden liegen und auf einander folgen, jeder die seinen voran wegnehmen.

Es hängte zwar der eint und andere von den Dickbäuchen und Meisterkatzen im Dorf das Maul ob dieser Ordnung, als ob ihm dadurch unrecht geschehen, aber jeder nahm dennoch seinen Baum in der Ordnung, die ihn traf; die mehrern aber lachten, daß Arner sie also mit ihnen in eine ehrliche Gleichheit gestellt hat und sagten: es sey den Meisterkatzen, die in allen Dingen vor den andern etwas voraus haben und den Nidel (Rahm) immer oben von der Milch abnehmen wollen, recht geschehen. Dann, als sie die Bäume hatten und alles wieder in einem Kreis um ihn herumstund, sagte der Junker: ich hatte gern, daß es auch der ärmsten Haushaltung nicht an der nöthigen Milch fehlte, ihren jungen Kindern eine gute und ihrem Alter angemessene und für ihr Wachsen und Zunehmen nothwendige Suppe machen zu können, darum habe ich diese Geißen hieher kommen lassen, und will denen, die das Geld nicht haben, für ihre Kinder eine zu kaufen, dasselbe gern vorschießen, und hiemit befahl er denen, die einen solchen Vorschuß gern hätten, näher zu ihm zu kommen.

Es kamen ihrer sieben und zwanzig. Aber sie sahen aus, daß es ihm durch Leib und Seel fuhr — — ohne Hut, ohne Strümpfe, ohne Schuh und ohne Kappe und alles an ihren Kleidern zerrissen.

Das war noch nicht das schlimmste Zeichen ihres Elends. Der Lump, der Schlägler, der Tröler, der Spieler und Säufer war nicht nur auf ihren Röcken, er war auf ihren Gesichtern wie abgemahlt.

Es erschütterte Arner, da er sie ansah. Mit Ernst und Unwillen sagte er ihnen: ihr seht doch auch gar aus.

Ein Sigmund Hammerschlag hatte das Herz, ihm zu antworten: es vermögen in Gottes Namen nicht alle Leute, gut auszusehen.

Das brachte Arner auf. Er antwortete ihm: unverschämter Mann, es vermag ein jeder Mensch, sich an Leib und Seel nicht zu verhunzen, und nicht wie ein Schurk, ein Lump und wie du auszusehen.

Die andern sechs und zwanzig hätten ihm gern das Maul eingeschlagen, daß er dieses Wort geredt, und viele, selber von den Dickbäuchen und Vorgesetzten, die etwas entfernter vom Junker da herumstunden, sey es aus Neid wegen den Geißen oder sonst, lachten überlaut und sagten: der Junker habe wohl recht, es habe viele von ihnen noch ihr gutes Geld gekostet, bis sie es dahin gebracht, auszusehen, wie sie aussehen.

Der Junker fragte indessen den Pfarrer: ob ihre Weiber und Kinder alle auch so aussehen?

Leider, Gott erbarm, wie ab ihnen geschnitten, sagte der Pfarrer.

Der Junker schüttelte den Kopf und erwiederte: denn ist's bös, und hiemit wandte er sich wieder an die Männer und sagte ihnen: wo es euch eigentlich fehlt, ist weder mit Land, noch mit Geißmilch zu helfen, und ich

weiß wirklich nicht, was ich thun will. — Einen Augenblick darauf sagte er wieder: wenn's mir nicht um eure Kinder zu thun wäre, so schickte ich die Geißen wieder, wo sie hergekommen. — Er schwieg dann wieder eine Weile, sagte dann: geht in Gottes Namen und leset die Geißen aus; aber das sag ich euch, wenn ihr die Milch euern Kindern vorenthaltet, oder sonst macht, daß sie um euertwillen sterben müssen und nicht gesund seyn und trühen können, so will ich die armen Geschöpfe euch wegnehmen und selber dazu sehen, daß sie wie Christenmenschen erzogen werden, es mag mich kosten, was es will; aber so gewiß mich auch einer von euch nöthigt, ihm sein Kind wegzunehmen, weil er ein Unmensch an seinem Fleisch und Blut ist, so stecke ich ihn auch dafür ins Zuchthaus und lasse ihn daselbst auf eine Weise ziehen, wie es in solchen Häusern der Brauch ist.

Mit dem ließ er sie dann gehen und ihre Geißen auswählen. Das, was er ihnen gesagt, machte sie aber so sturm im Kopf, daß sie wahrlich mit den Geißenhändlern übel gehandelt hätten, wenn der Klaus nicht mit ihnen gegangen und ihnen geholfen hätte. Die Kinder aber, die Geißen bekamen, hatten eine unbeschreibliche Freude, und viele andere Buben, auch von den reichern, hingen ihren Vätern an, daß sie ihnen auch so Geißen kauften. Die meisten von den Vätern thatens nicht gern, aber mit Bitten und Beten und mit Erzählen, daß der Junker Karl auch eine habe, brachten es ihrer zwey und dreißig dahin, daß ihnen ihre Väter auch Geißen kauften. Und da die sieben und zwanzig ihre Kinder zum Junker hervorbrach-

ten, brachten die zwey und dreißig die ihrigen auch; aber doch kamen sie allein und stellten sich mit ihnen nicht zu den Kindern und Geißen der sieben und zwanzig.

Habt ihr euern Kindern auch so Geißen gekauft? sagte da der Junker.

Etliche antworteten: wir haben wohl müssen, sie haben uns keine Ruhe gelassen, bis wir es gethan. Andere sagten: weil ihr euerm Karl auch eine gekauft, so haben wir unsern Buben diese Freude auch machen wollen.

Müssen eure Kinder ihre Geißen auch hüten? sagte der Junker.

Warum das nicht? sagten die Väter.

Nun, so machet jetzt alle Kinder, die ihre Geißen so wie die andern hüten müssen, um mich herumsitzen, ich muß mit ihnen reden, sagte jetzt der Junker.

Da stellten die sieben und zwanzig und die zwey und dreißig Väter ihre Kinder, die die Geißen hüten mußten, in einen Kreis vor ihn zu und sich denn gerade hinter ihnen auch in einen Kreis, und Arner sagte zu den Jungen und zu den Alten, das Weidhirtenleben, wie es jetzt sey, sey ein Leben, in welchem Kinder leichter als in keinem andern zu wilden, ungezogenen und dadurch unglücklichen und bösen Menschen werden können; sie müssen desnahen Einrichtungen treffen, daß ihre Kinder bey ihrem Geißhüten sich nicht so leicht die Fehler des jetzigen Hüterlebens angewöhnen.

Zuerst müßt ihr, sagte er dann zu den Kindern, unter einander abreden, wie viel alle Wochen von euch hüten müssen, damit darinn keine Unordnung einreiße und keins

unnöthigerweise die Zeit ob dem Hüten verliere, und dann, fuhr er fort, müßt ihr mir ferner versprechen:

erstlich, ihr wollet dasjenige unter euch für keinen braven Hüterbuben und kein braves Hütermädchen halten, und nicht mehr unter euch zählen, noch mit euch hüten lassen, welches auf der Weid über seine Geiß flucht und schwört, sie stark schlägt oder ihr Steine nachwirft;

zweytens, ihr wollet auch das für kein braves Hüterkind halten und nicht mit euch auf der Weid hüten lassen, welches seinen Mithirten böse Worte gibt, sie schimpft und schilt, oder gar über sie flucht und sie schlägt;

drittens, daß ihr eines nicht für ein braves Hüterkind halten und neben euch hüten lasset, wenn es mit Fleiß oder aus Liederlichkeit die Geißen in Holz und Feld zu Schaden gehen läßt, noch viel weniger, wenn es selber in Holz und Feld Schaden stiften und freveln würde;

viertens, daß ein jedes Hüterkind an seinem Hütertag eine Arbeit auf die Weid mitnehmen und dann am Samstag seinem Schulmeister vor allen Kindern angeben solle, was es an diesem Tag bey der Heerde gethan; sey es dann, es habe Stroh geflochten, oder Wolle gestrickt, oder Holz aufgehauen.

Die Kinder versprachen laut, daß sie die Punkte alle gewiß, gewiß, und gern, gern halten wollen.

Aber etliche Väter, die hinter den Kindern zustunden, bückten sich zu ihnen herunter und sagten ihnen: ja, Kinder, Kinder, es ist geschwind ja gesagt, wenn es dann nur auch so munter geht, wenn's um's Halten zu thun ist.

Der Junker hörte, was diese Väter sagten. Es freute ihn und er sagte auch: es ist recht, was sie euch sagen, ihr Lieben! versprecht mir nichts, was ihr hintennach dann nicht halten werdet.

Die Kinder versprachen wieder, sie wollens gewiß, gewiß halten. Und der Karl, der auch bey ihnen stund, nahm seinen Papa bey der Hand und sagte: nein, Papa, glaub' es ihnen auch, es ist ihnen gewiß ernst.

Jä, jä, Karl, wie oft hast du schon etwas versprochen und hintennach nicht oder nur halb gethan, sagte der Junker und lächelte. Eine Weile darauf sagte er zu den Vätern dieser Kinder: aber wenn sie es thun und hüten, wie recht und brav und wie sie versprochen, so müssen sie dann, wenn's Winter werden will und das Weiden bald aufhört, einen ganzen Tag mit ihren Geißen zu mir kommen, ich will sie dann an der Burghalden neben den Reben weiden lassen und sehen, wie jedes mit der seinen umgeht, und die Mama macht dann allen zusammen einen Reisbrey.

Und Fliegen darauf, sagte der Karl.

Ja, und Fliegen darauf, bis er ganz schwarz ist, sagte der Junker. Sie meynten Rosinen, aber die Buben wußten es nicht und zerrten den Karl bey Rock und Ermel und fragten ihn: was das auch sey?

Es ist gut, gut, süß wie Zucker und kohlschwarz wie Fliegen, aber ohne Flügel, und ihr werdets dann schon sehen, sagte der Karl.

§. 45.

Von Jugend auf drey Batzen sparen; ein Mittel wider den Ursprung der Verbrechen, gegen die man sonst Galgen und Rad braucht.

Als dieser Spaß mit den Fliegen vorüber war, redte der Junker mit den Hausvätern von den zehendfreyen Aeckern, die er den Spinnerkindern schenken wollte, wenn sie, ehe sie 20 Jahre alt seyen, 8 bis 10 Dublonen erspart hätten und beyseits legen würden. Es wollte ihnen im Anfang zwar nicht leicht in den Kopf hinein, wie die Spinnerkinder 8 bis 10 Dublonen zusammenbringen sollen, ehe sie 20 Jahre alt sind; aber das Wort Zehendfreyheit, von dem die Bauern ihren Lebtag sagen gehört, es sey im Mund eines Herrschaftsherrn so rar, als der Vogel Phönix im Schwarzwald, machte, daß ihnen diesfalls in ihren Köpfen bald so viel Licht aufging, und daß sie begriffen und ausrechnen lernten, es brauche nicht mehr, als daß ein Kind in der Woche drey Batzen von seinem Spinnerverdienst beyseits lege und dann sey's in der Ordnung. Sie begriffen das auch um so leichter, da er auf den Rath hin, den ihm das Baumwollenmareili angab, zu ihnen sagte: ein Kind, das jetzt schon 17 Jahr alt, müsse fl. 30, eins, das 16 Jahr alt, 40, eines, das 15 Jahr, 50, und nur die, welche unter 13 Jahren, müssen ihre volle fl. 80 zusammenbringen, um diese Zehendfreyheit zu erlangen. Ihrer etliche fingen bald an, dar-

über so warm zu werden, daß sie zu einander sagten, man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist, Kinder und Kindeskinder erlebens vielleicht nicht mehr, daß einem Junker so ein Wort zum Maul hinaus juckt.

Und hie und da nahm jetzt ein Baumwollenspinnervater sein Kind beyseits und sagte ihm: was ist's? willt du in der Woche ein halbes Pfund mehr spinnen, daß ich dir so einen Sparhafen machen könne? du hast dann dein Lebtag ein Vortheil.

Das glaub' ich, sagten die Kinder, und das gern, recht gern, wenn du mir das thust, Aetti (Vater).

Bald darauf riefen ein paar Spinnerväter: wir haben zu danken, Junker, und wir wollen mit unsern Haushaltungen das anfangen, was ihr sagt.

Wir auch, wir auch, Junker, sagten jetzt ihrer eine Menge.

Uebereilet euch nicht, sagte da der Junker, und besinnet euch mit euren Weibern bis morgen, ob ihr's versprechen wollt; denn es ist mir, wie mit den Hirtenkindern, wenn's einmal versprochen ist, so muß es gehalten seyn.

Es ist versprochen, es ist versprochen und es muß gehalten seyn, sagten ihrer sehr viele, und einige setzten noch gar hinzu: es braucht sich da nicht zu besinnen, wir müßten uns und unsern Kindern spinnenfeind seyn, wenn wir uns darüber nur einen Augenblick besinnen wollten.

Aber die Reichen im Dorf und die Großen, als sie sahen, wie das kommen wolle, fingen an die Köpfe zusammenzustoßen und zu einander zu sagen: ja, und denn

unsere Töchtern, was haben denn sie, wenn die Spinnerkinder so zehendfreye Aecker bekommen?

Der Junker merkte, daß ihnen etwas nicht recht lag. Sie standen bey drey, vieren zusammen, verwarfen die Hände und schüttelten die Köpfe. Es wunderte ihn, was es sey. Er winkte dem Untervogt, der bey ihnen stund, und fragte ihn: was sie haben?

Ja, sie meynen eben, so zehendfreye Aecker würden ihre Töchtern auch freuen und ihnen auch wohl thun, wie den Spinnerkindern, sagte der Untervogt.

Und der Junker: So — möchten sie auch solche zehendfreye Aecker?

Sie meynen auch, sagte der Untervogt, sie verdienen es wie die andern, und wenn man die Wahrheit sagen muß, so müssen sie zehnmal mehr arbeiten, als die andern.

Das ist nur, weil sie zehen und hundert mal mehr vermögen, als die armen Spinnerkinder, erwiederte der Junker.

Und der Vogt: es ist so, es ist so — fuhr aber denn doch fort, ihnen das Wort zu reden und sagte: wenn der Vortheil nur nicht den Zehenden beträfe, es möchte sonst seyn, was es wollte; aber der Zehenden ist so eine eigentliche Bauernsache, und es setzt den größten Verdruß ab, wenn die Baumwollen-Spinnerkinder darinn einen Vortheil erhalten.

Der Gescheideste unter den Dorfmeistern, der Hügi, hatte nämlich dem Untervogt eingeflüstert, er solle dem Junker dieses sagen. Der Junker aber merkte bald, daß

der

der arme Meyer dieses nicht einmal aus sich selber sage, warf seinen Blick auf den Hügi selber, besann sich einen Augenblick wegen der Antwort und sagte dann: ja, es ist mit dem Zehenden für die reichen Bauern wirklich eine eigene Sache, sie bestehen den Zehenden gemeiniglich sehr wohlfeil, aber geben dem Armen in keinem Fall nie nichts von dem Vortheil, den sie von diesem Bestehen ziehen. Doch wenn den reichen Bauern so viel dran liegt, daß ihre Töchter auch so zehendfreye Aecker zur Aussteuer bekommen, so will ich das thun. Ich will einer jeden Bauerntochter, deren Eltern ein Waysenkind, das nicht über 7 Jahre alt ist, ins Haus aufnehmen und brav und unklagbar erziehen werden, so einen zehendfreyen Acker zur Aussteuer schenken, wie einem Spinnerkind, das seine 80 Gulden verdient hat, und noch lieber will ich das thun, wenn eine von euren Töchtern aufweisen kann, daß sie selber etwas gethan, das so brav und gut ist, als ein armes Kind erziehen, oder so viele Jahre in der Ordnung sparen, als die Spinnerkinder dafür sparen müssen. Aber versteht mich wohl, es muß etwas seyn, das nicht bloß in ihren eigenen Sack gut ist.

Die Sammlung der Bauern that kein Maul auf über das, was er sagte; ihrer viele aber kehrten sich von ihm weg, da er ihnen ins Gesicht sah. Eine Weile darauf fingen sie unter einander an zu brummen: das sey nichts.

Einer sagte: sie müßten ja aus ihrem Geld kaufen, was er den andern verehre.

Ein anderer sagte: so ein Narr bin ich nicht, und salze mir so eine Plage auf, ein fremdes Kind zu erziehen, ich habe genug an meinen eignen.

Noch einer sagte: wenn ich etwas Fremdes erziehen will, so muß es mir im Stall schlafen und am Bahren fressen.

Ja, ja, sagte wiederum einer, so eins, das man im Stall anbinden kann, geht wohl an, aber mit einem andern mag ich nichts zu thun haben.

Einer oder zwey, die gar hochmüthig waren, fanden aber doch, so ein Kind esse zuletzt mit den andern, und sie könnten es immer brauchen, wenn's auch nur zum Hünerfüttern und Grasausraufen wäre.

Aber es hat ein anderes Bedenken, sagte wieder einer, wer weiß, was er unter dem wohl und unklagbar erziehen versteht? und wenn einer Jahr und Tag Mühe und Arbeit mit einem solchen Kind gehabt hätte und der Junker oder seine Erben dann sagten, es wäre nicht brav und nicht unklagbar erzogen, was wollte einer dann machen?

Und wenn so eins stürbe? so wäre wieder das, man könnte noch 's Teufels Verdruß davon haben, und wenn man's 10 Jahre gehabt hätte, so wäre einem denn noch niemand nichts schuldig.

Der Junker sah, daß sie nicht mit ihm reden wollten, sondern nur unter einander brummten. Er zweifelte nicht daran, es gefalle ihnen nicht und er wollte die Gemeind entlassen, ohne weiter darüber ein Wort mit ihnen zu verlieren.

§. 46.

Eines Maurers Gesellen, der vor Arners Einfluß auf Bonnal schon ein halber Schelm war, reine Herzensgüte — des Junker Karls Unschuld und Anlagen zur Kraft und Selbstthätigkeit und endlich der Mensch verglichen mit der schönen Natur.

Da kam noch der Michel zu ihm hervor und sagte: es sey von der ärmsten Haushaltung, die gewiß mehr als keine andere eine Geiß nöthig habe, niemand da; die Frau liege auf dem Krankenbett und der Mann habe gewiß nicht können von ihr wegkommen.

Der Junker befahl ihm im Augenblick, das beste Thier, das er noch finde, für den Kienast zu kaufen.

Und der Michel, wenn er für sich selber eine Geiß gekauft hätte, hätte sie nicht sorgfältiger aussuchen können.

Dann warf der Junker noch einen Blick auf das Volk, das jetzt von ihm wegging. Es erquickte ihn, daß die Armen und Kinder sich zu ihm drängten und ihm dankten, und that ihm hingegen weh, daß die Reichen fast alle die Köpfe von ihm weghielten und thaten, als wenn sie ihn nicht sahen, so nahe sie auch an ihm vorbeygingen.

Sein Karl machte ihm ihre Unart vergessen. Er stund, den Baum auf der Achsel und die Geiß an der Hand, die Beine wie ein Bauernbub verspreitend, vor ihm zu und sagte: aber du, Papa! die andern Aetti (Väter) setzen

morn alle ihren Buben die Bäume, willst du mir meinen auch setzen?

Ja freylich, sagte der Junker.

Aber kannst du es auch? sagte der Bub.

Und der Junker: ich will's dann probiren.

Siehst du, erwiederte Karl, man muß ein Loch in Boden machen, aber ein großes und tiefes, und Schorherd drein thun, aber faulen, alten, der nicht brennt, und dann erst den Baum darauf, nicht tief; und die Grasmotten, die man dazu legt, muß man umkehren, daß sie nicht anwachsen, dann brauchts noch viel, viel, bis er recht steht und verdörnt ist.

Junker. Wer hat dir das alles gesagt?

Karl. Meynst du, Papa? die Buben reden jetzt nichts als vom Baumsetzen. Sie haben geglaubt, ich wisse nichts von diesem, aber meyn, ich habe mehr gewußt als sie, und sind doch Bauernbuben.

Junker. Wer hat dich aber das gelehrt?

Karl. Der Herr Rollenberger, der weiß mehr, als alle Bauern. Aber ich muß jetzt gehen, die andern Buben gehen auch mit ihren Geißen.

Jetzt stand Arner mit seinem Lieutenant bald allein auf dieser Anhöhe. Die glatte Itte zitterte im reinsten Silberlicht zu ihren Füßen, die Sonne neigte sich und der Wasserspiegel des sich schlängelnden Bachs glänzte von Bonnal aus bis Ends zu dem Gebürg, wo seine Herrschaft von der daran stoßenden sich scheidet.

Arner sah eine Weile staunend still in dieses liebe Thal seiner Herrschaft hinab und sagte dann zum Lieutenant,

der neben ihm stund: es ist mir jetzt, ich sehe die Arbeit, die wir hier anfangen, auch so mit dem Bach, von Bonnal weg, fortrinnen und von einem Dorf ins andere kommen, bis an den Thurm, wo sich Gott Lob meine Sorgen und meine Pflichten enden. Er zeigte ihm dann mit dem Finger die graue Spitze des Kirchthurms von Arnheimsend. Die Itte glänzte da nur noch wie ein dünner Silberfaden; sie verlor sich im Vorhang des Gebürgs, und Arner sagte: das ist der letzte Ort meines Thals, und setzte mit einer Art von Wehmuth hinzu: erleb' ich's noch, daß wir mit unsrer Arbeit bis nach Arnheimsend kommen?

Es geht vielleicht nicht so lang, als Sie sich vorstellen, sagte der Lieutenant.

Es ist möglich, sagte Arner, und ich denke, unsere Arbeit wird uns vielleicht leichter, je weiter wir vom Schloß und von Bonnal wegkommen und gegen Arnheimsend vorrücken.

Darüber lächelte der Lieutenant und sagte: über den diesfälligen Gesichtspunkt, der Ihrer gegenwärtigen Aeusserung zum Grund liegt, habe ich einmal einen Geistlichen vor einem Tisch voll Junkern und Pfaffen ein derbes Wort sagen hören. Es war in der Steinmarch und man redte an einer großen Herrschaftstafel von dem Unterschied der Pfründe, die in einem Marchamt gegen die Gewohnheit in der Nähe von den Schlössern besser sind, als in der Ferne davon. Da sagte ein magerer Pfarrer, der unten am Tisch saß, mit einer hellen, langsamen Stimme, die hinauf tönte, daß alle Mäuler schwiegen:

wenn's recht wäre, Ihr Gnaden und Ihr Hochwürden, so wär's allenthalben so.

Warum? warum? riefen ihm Ritter und Pfaffen wie aus einem Mund hinab.

Warum? Ihr Hochwürden und Gnaden, in der Nähe von Schlössern hat man Teufel auszutreiben; weit weg davon nur Kinder zu erziehen, erwiederte der Pfarrer.

Die Augen blitzten den Hochwürden und Gnaden, da das Wort heraus war. Aber die Gescheidesten unter ihnen fingen an zu lachen und auf des Pfarrers Gesundheit zu trinken. Da merkten die andern, daß dieses zu thun auch ihr Spiel sey und vom Schlesischen Commandeur, der oben ansaß, bis zum jüngsten Degen lachte jetzt alles, und alles trank auf des lustigen Pfarrers gute Gesundheit. Aber noch vor morgen Abend darauf machten, das weiß ich gewiß, vom Schlesischen Commandeur bis zum geringsten Degen hinab ein jeder auf seinem Schloß wieder Sachen, die der Grund sind, warum die Geistlichen hie und da in der Nähe von Schlössern Teufel auszutreiben haben.

Ach, die Menschen sind so häßlich und was man auch mit ihnen macht, so bringt man's doch nicht dahin, daß sie auch nur so schön sind, wie dieses Thal, sagte der Junker jetzt auf seiner Anhöhe, auf der er also die reine Itte in ihrem Silberglanz durch sein schönes Thal bis nach Arnheimsend hinfließen sah; aber in dem Augenblick, in dem er das Wort aussprach, trieb ein Hirtenbub unter dem Felsen, auf dem sie stunden, eine magere Geiß (Ziege) vor ihm her. Er stund zu ihren Füßen still, sah

gegen die Sonne hin, lehnte sich auf seinen Hirtenstock und sang ein Abendlied. Er war die Schönheit selber, und Berg und Thal und die Itte verschwanden vor ihren Augen. Sie sahen jetzt nur den Jüngling, der, in Lumpen gehüllt, zu ihren Füßen stund, und Arner sagte: ich hatte unrecht, die Schönheit des Menschen ist die größte Schönheit auf Erden.

---

§. 47.

Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nutz, das ist ganz wahr; aber das Träumen über die Gottesfurcht und das Maulbrauchen darüber ist nicht zu allen Dingen nutz und hat keine Verheißung weder des gegenwärtigen noch des zukünftigen Lebens.

Die Geißen, die der Junker den Armen geschenkt hatte, machten fast in allen Stuben die größte Freude. Am rührendsten war diese Freude in der Kienastin Stube, für welche der Michel den Junker noch um eine Geiß gebeten.

Es kann nicht wohl etwas traurigers seyn, als das Leben und das jetzige lange Krankenbett dieser Frauen. Sie ist mit dem besten Herzen das elendeste Mensch worden, weil sie sich ob dem größten Weltgift unserer Zeit, ob armen Büchersachen verirrt. Der alte Pfarrer Flieg in

Himmel war an ihrem Unglück schuld. Er war ein herzguter Mann, wie sie auch in ihren guten Tagen; aber er war mit seinen Sinnen nicht in der Welt, sondern in den Büchern, und hat das arme Mensch, das jetzt auf dem Todbett lag, mit seiner Jugendlehre aus dieser Welt hinaus und in eine einbildische versetzt, die ihr weder Brod, noch Ruhe, noch Segen zeigte, sondern alles das Gegentheil, bis auf die Stunde ihres Scheidens.

Es steht im Anfang des Worts Gottes oder im ersten Buch Mosis im ersten Capitel: „im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen" — und mein Großvater, wenn er diesen Spruch sagte, setzte allemal noch hinzu: wenn du nicht ein Narr werden willst und ein Lump oben drauf.

Davon wußte der Pfarrer Flieg in Himmel weniger als nichts. Er meynte, wenn seine Kinder nur ordentlich still säßen und den frommen Sachen, von denen er alle Sonntag und Donnerstag die Ohren voll zählte, die Woche durch fein ordentlich nachsinnten und links und rechts der Gründe Menge wüßten und an den Fingern herzählen konnten, warum er, der Pfarrer Flieg in Himmel, dieses oder jenes für wahr halte, u. s. w. Dieser Pfarrer hat eine Menge Kinder unglücklich gemacht, und die Leute, die die schlechtesten im Dorf sind, sind im eigentlichsten Verstand seine Zucht.

Er verblendete viele Leute mit der gutmüthigen Weise, mit der er den Kindern die Religion in die Einbildungskraft und in das Gedächtniß hineinlegte und sie in einer

Art von Traumsucht darinn verlieren macht, ohne sie durch ihren Glauben und durch ihre Liebe genugsam zu den Pflichten, Anstrengungen und Ueberwindungen, die das Leben des Menschen täglich fordert, genugsam anzuhalten und darinn zu beleben. Er war in seiner Zeit von der Gemeind fast angebetet. Sein Lob war allgemein; nur hie und da machte etwa eine alte Frau, die noch im Geist und in der thätigen Kraft der Vorzeit erzogen war, die Anmerkung: seine Kinder werden so geschwind müde und haben ihren Kopf und ihre Sinnen nicht immer, wie sie sollten, bey ihrer Arbeit.

Die Kienastin war ein gutes Kind, aber ein zur Liederlichkeit und zum Träumerleben höchst geneigtes Geschöpf und hatte noch dabey die Schwäche, sich für die Erkenntniß ihres Heils, wie sie es nannte, viel einzubilden. Sie war in ihrer Jugend dieses Pfarrers Herzenskäfer. Er nannte sie oft vor ihren Augen und vor den andern Kindern himmlisches Kind, Engelsseele und mehr dergleichen Namen. Aber er hat sie damit so unglücklich gemacht, als man immer ein Erdenkind mit Himmelsträumen unglücklich machen kann. Sie vertiefte sich mit Nachdenken über Gegenstände, die über ihre Kräfte und ihre Kenntnisse waren und machte sich den Kopf mit Wörtern und Vorstellungen voll, deren Sinn zu begreifen sie von ferne nicht im Stand war. Sie ward aber dadurch eine liederliche Frau und eine unverantwortlich schlechte Mutter. Das Hauswesen ihres Mannes ging durch ihre Schuld allmälig ganz zu Grund. So lange sie noch bey Haus und Hof waren und ihr das nöthige Essen und Trinken ohne große Sorge auf den

Tisch kam, achtete sie das nicht und lebte in ihren Träumen, wie im Himmel; aber als es mit ihrem wirthschaftlichen Verderben so weit kam, daß ihr Mann Haus und Hof verlassen und sie in Noth und Elend geriethen, konnte sie sich in ihre Umstände gar nicht schicken und sank in einen Mißmuth und Trübsinn, der sie unendlich elender machte, als tausend Arme, die sich in ihrer Noth mit ihrer Hände Arbeit, mit Kraft und Anstrengung die Nothdurft des Lebens zu erwerben. Der Pfarrer Flieg in Himmel erlebte schon ihre Noth; aber anstatt sie zu den Kräften und der Anstrengung zu erheben, die sie bedurfte, schickte er ihr zu Zeiten etwas Gutes zu essen ins Haus und ließ sie oft am Abend zu sich kommen und sich etwas Frommes und Schönes, zu Zeiten aber auch Zeitungen vorlesen. Nach ihm kam ein alter Pfarrer, der den Vicari hatte, den wir kennen, nach Bonnal und sie ward in des Hummels Zeit nicht nur im höchsten Grad elend, sondern auch das Gespött des sich immer mehr verderbenden Dorfs. Sie blieb aber in ihren Träumen und in ihrer Liederlichkeit fortdauernd sich selbst gleich; der jetzige Pfarrer sagte ihr, sobald er ihr Seelsorger wurde, wo er glaube, daß sie zu Haus sey. Wo er immer sein Aug hinwandte, fand er in ihrem Haus nichts, das ihm zeigte, es wohne eine Hausfrau und eine Mutter hier, hingegen war ihr das Maul im Augenblick offen, von Religionssachen mit ihm zu reden und ihn zu fragen, wie er dieses und jenes ansehe? Er sagte aber deutsch: du fragst mich da Sachen, an die ich noch nie Zeit gehabt, zu denken, und es nimmt mich Wunder, wie du Zeit gehabt habest, so weit zu

kommen? Sie wollte anfangen, ich habe da vom Hr. Pfarrer selig etliche Bücher, aber er unterbrach sie und sagte: ich halte gar nicht viel auf vielen Büchern in Bauernhäusern; die Bibel und ein Herz, das in Einfalt nur nicht daran sinnt, etwas zu erklären, was es nicht geradezu versteht, das suche ich in Bauernhäusern und dann Karst und Hauen, die alles unnöthige Erklären aus dem Kopf hinaustreiben. Die arme Frau meynte im Anfang fast, der Pfarrer lästere und rede wider Gott, da er also wider ihre Thorheit redte. Dennoch aber brachte er sie in ihrer langen Krankheit, an der sie auch jetzt noch im Bett lag, dahin, daß sie anfing zu erkennen, sie sey in ihrer Pilgrimschaft auf Erden in der Irre herumgelaufen und habe gegen ihren Mann und gegen ihre Kinder und gegen Gott und Menschen nicht gehandelt, wie sie hätte handeln sollen. Der gute Pfarrer hatte alle mögliche Aufmerksamkeit auf ihre Umstände. Er that ihr Gutes, wo er konnte und mochte; er las ihr oft selber in der Bibel vor und zeigte ihr klar, daß er das Beten und das Bibellesen aufrichtig gern sehe und nur das unnütze und unverständliche Geschwätz darüber nicht billige. Er kam, seitdem ihre Krankheit ernsthaft war, fast alle Tage zu ihr und sie fing auch an, ihn recht gern um sich zu haben. Er war jetzt eben auch bey ihr, da der Michel mit der Geiß kam und ihnen sagte: der Junker sende ihnen diese Geiß für die kranke Frau und für ihre Kinder.

Das übernahm den Mann und die Frau, daß beyde kein Wort hervorbringen konnten. Der Michel verstand ihre stumme Sprache und wollte, ohne weiter etwas zu

sagen, aus ihrer Stube weggehen. Aber der Pfarrer stand jetzt vom Bett der kranken Frauen, auf dem er saß, auf, nahm das Wort für die jetzt noch schweigende Frau und bat ihn, dem Junker für sie und die ganze Haushaltung zu danken.

Oh, Herr Pfarrer! ich hätte das gethan, ohne daß Sie mir's sagten; ich sehe ja, wie sie beyde gerührt sind, sagte jetzt der Michel, und da er fort war, blieb der Pfarrer noch eine Weile und theilte mit der ganzen Haushaltung die Freude über die Wohlthat des Junkers. Es freute die Kinder, daß der gute Pfarrer so bey ihnen blieb. Sie trieben die liebe Geiß zu ihm hin, daß sie ihm den Kopf auf den Schooß legte. Er kehrte ihr den Kopf gegen die kranke Frau, die auch noch ihre Freude ob ihr hatte. Sie nahm die welke Hand unter der Decke hervor, krebelte ihr zwischen den Hörnern und tätschelte sie auf den Rücken. Während dem sie das that, fühlte sie auch die Liebe des guten Pfarrers, dankte dem lieben Gott, der das Ende ihres Lebens noch so erquickt, seufzte aber dabey und fühlte jetzt tief, daß sie durch ihr ganzes Leben einen Meynungengott verehrt, aber keinen wahren Glauben weder an das Göttliche, noch an das Menschliche gehabt. Sie tröstete sich ihres Irrthums mit der Führung ihres Lebens, die sie in ihrer Jugend gehabt, sah jetzt zufrieden das gute Thier an und 'gelüstete sogar von seiner Milch, da sie doch schon etliche Tage nicht das geringste als ihr Kräuterwasser zu sich 'genommen. Da melkte ihr Mann die Geiß in ein brandschwarzes Becken; es war das einzige, das sie im Haus hatten. Er zitterte,

als er da mit der einen Hand ihr den Löffel vors Maul hielt und mit der andern die ihre an sich drückte, und Thränen fielen auf sie herab, als er wohl bekomm's dir, liebe Frau Mutter! dazu sagte. Die Kinder führten dann das Thier in ihren Stall und suchten ihr an allen Hecken Laub und Streue.

§. 48.

Das Andenken an eine Großmutter.

Auch in des Rudis Stube war die Freude über die Geiß, die der Vater ihnen kaufte, rührend. Die Großmutter hatte noch vor ihrem Tod an dem Tag, da sie hörte, daß der Rudi Arbeit am Kirchhof bekomme, zu ihm: du kannst will's Gott deinen Kindern auch eine Geiß zuthun, daß sie auch täglich etwas Milch bekommen. — Jetzt erinnerten sich die armen Kinder dieses Worts ihrer lieben Großmutter, sobald der Vater die Geiß in die Stube hineinbrachte, und da sie nun alle in ihrer Freude um die Geiß herumstanden, sagte der Rudeli zum Vater: weißt du auch, Vater, die Großmutter hat noch gesagt, wir müssen noch eine Geiß haben.

Ja freylich, weiß ich es noch, sagte der Vater.

Und das Kind: es ist doch auch, wie wenn sie gewußt hätte, wie es uns noch gehen werde, so hat sie allerley vorausgesagt, wie es jetzt gekommen.

Liebe Kinder! sagte jetzt der Vater, vergesset es einmal euer Lebtag nie, was sie in ihren letzten Tagen zu euch gesagt hat. Und — ich will es einmal meiner Lebtag nicht vergessen, was sie zu mir gesagt hat, erwiederte ihm der Rudeli und dann alle Kinder: und wir auch nicht — und wir auch nicht.

Aber wißt ihr was, Kinder? wir wollen nach dem Nachtessen zu einander sitzen und dann alle Worte zusammentragen, die sie zu einem jeden gesagt hat; dann will ich sie alle auf einen Bogen Papier aufschreiben, daß ihr sie euer Lebtag behalten und lesen könnt.

Es freute die Kinder gar, daß der Vater ihnen alle Worte, die die liebe Großmutter noch geredt, aufschreiben wolle, da sie bald von ihnen weg und in Himmel gegangen. Sie vergaßen darob fast ihre liebe Geiß, die noch bey ihnen in der Stube stand, und redten das ganze Essen über von nichts, als wie sie alle Worte zusammentragen wollen, die sie von ihrer lieben Großmutter noch wissen.

Der Rudeli sagte da: gäll, Vater, wenn wir so ihre Worte zusammentragen, so ist es dann, wie die Imbli (Bienen) Honig in ihrem Korb zusammentragen.

Ja, Lieber, erwiederte der Vater, wenn wir so ihre Worte alle zusammentragen und aufs Papier bringen, so ist es gewiß eben, wie wenn die Imbli ihren Honig zusammentragen und in ihre Zellen ablegen.

Und der Rudeli: gäll, Vater, das Papier ist dann wie der Imblikorb?

Wir wollen ihm dann so sagen, wann der Vater es darauf geschrieben hat, sagte das Männli.

Aber können wir dann auch Honig daraus essen? sagte das Liseli.

Ja freylich können wir Honig daraus essen, erwiederten das Männli und der Rudeli.

Und der Vater: ich hoffe es zum lieben Gott, der Großmutter Abschiedsworte dünken euch besser, als Honig und alles in der Welt, das ihr nur essen könnt.

Ja, Vater, sagte der Rudeli, sie ist jetzt im Himmel, und dann ist uns das Papier, auf dem du ihre Worte aufschreiben willst, wie Himmelbrod.

So redten sie bey ihrer Erdäpfelsuppe, und da sie ausgegessen, ging der Rudi zum Baumwollenmareili und entlehnte bey ihm Dinte, Feder und einen Bogen Papier.

Es war noch in vielen andern Stuben über diese Geißen eine große Freude, aber es zeigte sich doch auch in dieser Freude bey vielen, wie schwach und zum Theil auch schlecht ihr Herz sey. Einige der schlimmsten Lumpen machten ihren Weibern die Bemerkung, ihre Freude über diese Geißen dürfe eben nicht so groß seyn, der Junker habe sie ihnen nichts weniger als geschenkt, sondern ihnen nur das Geld dazu vorgeschossen. Die meisten Weiber waren gläubiger und trauten dem Junker mehr Gutes zu, als ihre Männer; sie gaben ihnen fast allgemein zur Antwort: er fordert uns das Geld gewiß nicht wieder zurück. Auch die Kinder sagten fast einstimmig: nein, nein, Vater, er ist ja so gut, er fordert dir das Geld gewiß nicht wieder.

Der Junker hatte auch bey seiner Aeußerung, ihnen das Geld zu ihren Geißen vorzuschießen, nichts weniger als zur Absicht, es irgend einem wieder zurückzufordern, aber da er die meisten als schlechte Leute kannte, so wollte er, um ihrem Leichtsinn und ihrer Liederlichkeit vorzubeugen, sie durch diese Aeußerung auf eine Art in der Furcht behalten, daß sich keiner unterstehe, seine Geiß zu verlumpen oder etwa gar zu verkaufen, sondern vielmehr alle Augenblicke denken müsse, er sey nicht sicher, wenn er ihm oder der Geiß einen Augenblick nachfrage.

---

§. 49.

Das erste Hinderniß des Wohlstands und der bessern Erziehung der armen Kinder — ihre eigne Mütter, oder schlechter Männer schlechte Weiber.

Da der Rudi von seinen Kindern, die der Großmutter letzte Worte, wie Imbli den Honig, zusammentragen wollten, weg zum Mareili ging, um bey ihm Dinte, Feder und einen Bogen Papier dafür zu entlehnen, fand er bey ihm die Stube voll Spinnerkinder, die bey ihm abredten, morgen zu Mittag alle mit einander in einem Zug zum Junker ins Pfarrhaus zu gehen und ihm für den Sparhafen und die zehendfreyen Aecker, wozu er ihnen verhelfen wolle, zu danken.

Ehe aber diese Kinder zu ihm kamen, hatten die meisten von ihnen darüber mit ihren Müttern einen Kampf; denn als die Väter mit der Nachricht von dem Batzensparen und den zehendfreyen Aeckern vom Junker heimkamen, war unter zehn Spinnerweibern kaum eins, die nicht den Kopf schüttelte. Weit die meisten sagten, der Junker sey ein Narr, daß er glaube, so etwas sey möglich und ausführbar, sie aber, nämlich ihre Männer, seyen noch weit die größern, daß sie sich das von ihm haben angeben lassen. Was wollte doch, sagten sie, so ein Herr auf einem Schloß, wo alles vollauf ist, von ihrer Ordnung wissen und urtheilen können, was in unsern Häusern, wo man sich des Bettelns kaum erwehren kann, möglich oder nicht möglich ist? Wir bringen ja, sagten sie ferner, manchmal, wenn wir uns nicht wohl darnach richten, in der Woche kaum einen Batzen zu Salz für, und ihr dürft es ins Maul nehmen, von Dublonenersparen zu reden? Etliche und das von den allerliederlichsten, sagten gar, wenn doch die Männer nur nicht wollten von der Haushaltung reden, sie wissen überall nicht, was eine Haushaltung sey. Dieses Wort ist im Maul von unordentlichen Weibern bedeutungsreich und es ist gewiß, die Weiber von Bonnal widersetzten sich diesem Batzensparen aus keinem andern Grund, als weil sie, der Unordnung gewandt, sich scheuten, etwas anzufangen, das, wie sie wohl sahen, zur Ordnung und zur Rechenschaft geben führen konnte und führen mußte; aber sie wurden diesmal nicht Meister; die Männer hattens dem Junker so heilig und feyerlich versprochen und wolltens jetzt haben. Viele er-

klärten jetzt ihren Weibern mit Ernst, daß es seyn könne und seyn müsse, — und die Menge der Kinder schlugen sich jetzt in diesem Streit auf die Seite der Väter und baten sie, sie sollen doch machen, daß ihre Mütter ihnen diese Freude und dieses Glück nicht verderben können. Das zürnte viele Mütter und viele sagten ihren Kindern: haltet doch eure Mäuler, ihr habt euch nichts darein zu mischen, was Vater und Mutter mit einander haben. Aber die Mütter mußten endlich nachgeben. Es war ihren Männern ernst, dem Junker ihr Versprechen zu halten, und da ihre Weiber mit ihrem Widerspruch dagegen kein End machen wollten, fingen ihrer etliche endlich an, den Kopf zu schütteln und ihnen mit kurzen Worten zu sagen: es muß seyn. Und da die Weiber sahen, daß sie nichts ausrichteten, gaben sie sich endlich auch zur Ruhe und schwiegen von der gänzlichen Unmöglichkeit der Sache, die sie behauptet. Einige zwar blieben mürrisch und brummten über ihre eigensinnigen Männer, die alles nach ihrem Kopf wollen und ihnen nichts nachfragen; andere aber gaben sich im Ernst zufrieden und fingen an aufrichtig zu glauben, die Sache sey ausführbar und könnte ihren Kindern einst nützlich werden. Die Kinder aber freuten sich über alle Maßen und glaubten jetzt, da ihre Mütter den Vätern nachgeben mußten, die Sache sey vollkommen gerathen und könne nicht mehr fehlen. Sie jubelten laut und jauchzten in allen Gassen herum.

§. 50.

Das zweyte Hinderniß der gleichen Sache — der Neid der Reichen.

Aber ihr Jubel dauerte nicht lang. Das Jubeln und Jauchzen der armen Spinnermädchen that den Bauerntöchtern in den Ohren weh. Sie hätten so gern auch zehendfreye Aecker gehabt, und bekamen jetzt keine, weil ihre Väter den Preis, um welchen ihnen der Junker auch zehendfreye Aecker zukommen lassen wollte, zu hoch fanden. Und es ist wahr, so ein siebenjähriges Kind ins Haus aufnehmen und brav und unklagbar erziehen, bis es erwachsen, ist für Menschen, die nicht zum Voraus für ein solches Kind Liebe und Mitleiden haben, eine zu schwere Last, als daß man sie für einen solchen Acker sich aufladen sollte. Die meisten Väter wollten nichts von zehendfreyen Aeckern um diesen Preis hören und ihre Weiber auch nicht; aber sie meynten, wenn ihre Töchter keine solche Aecker bekommen können, so müsse man die Sache hintertreiben und man werde das etwa wohl können. Des Geschwornen Hügis Frau sagte zu ihrem Mann: der neue Meister im Schloß handelt, wie wenn er das ganze Dorf auf den Kopf stellen wollte; das müssen und können wir nicht leiden.

Aber was können wir machen? erwiederte ihr Mann.

Wenn ihr nichts machen könnt, erwiederte die Frau, so wollen wir Weiber etwas versuchen. — Mit dem ließ

sie ihn stehen, lief zur Thüre hinaus, suchte ein paar Weiber, von denen sie wußte, daß sie mit ihr darüber gleich dachten und über den Junker und das ganze Wesen gleich wild seyen und sagte laut zu ihnen: es sey eine Schande und ein Spott, daß ihre Männer alles gehen lassen, wie es der Großhans im Schloß gern sehe. Sie allein traue sich, wenn ihr auch nur ein paar Weiber an die Hand gehen wollen, der verdammten Sache, die jetzt im Thun sey, noch ehe eins von ihnen ins Bett gehe, ein Ende zu machen.

Die Weiber ließen sich das nicht zweymal sagen. Sie suchten selber ein halb Dutzend, bey denen es, um sie hiezu zu bereden, nichts brauchte, als Feuer zum Zunder zu legen. Sie zeigten sich zu dem Bocksspiel bereit, sobald sie nur ein Wort davon hörten. Es ging auch keine halbe Stunde, so stund in allen Gassen so ein dickes Weib da bey einem Brunnen oder bey einer Thüre und machte den armen Spinnerleuten dieser Sache halber den Kopf groß. Die Hügin war im Angeben das Vorroß und im Ausfähren der Meister. Sie verstandens so gut, dummen Weibern so etwas einzuschwatzen, als es der Hartknopf versteht, dergleichen Weibern einzuschwatzen, was kein Aug gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz aufgestiegen, das verstehe er und kann es ihr erklären.

Sie behauptete ihnen unter die Nase, es sey die größte Narrheit, was sie abreden, sie können's doch nicht halten. Sie sollen nur auch denken, wenn heute die Kinder hungern und sie selber Schuhe oder einen Rock nöthig haben,

und es Winter sey und kalt, ob's ihnen denn möglich, das Geld so liegen zu lassen und nicht anzurühren und Mangel zu leiden? und sollen doch auch nicht so einfältig seyn und sich dergleichen Sachen einbilden, sie wolle ihren Kopf daran setzen, sie können es nicht. — Wir glauben das selber, wir glauben das selber, sagten mehrere von den Spinnerweibern, denen das Sparhafenwesen schon zum Voraus zuwider war. Andere setzten noch hinzu: wir haben es selber nicht wollen und alles gethan, was wir konnten, es zu hintertreiben, aber unsere Männer haben es dem Junker versprochen und zwingen uns jetzt dazu. — Die Hügin erwiederte: was fragt ihr hierinn euern Männern nach? sie haben unrecht und ihr könnt das nicht zugeben, ihr müßt nicht leiden, daß der Zwingherr im Schloß sich in eure Haushaltungen hineinmische. Was geht das ihn an, was ihr mit eurem Spinnen verdient, und was ihr mit eurem Verdienst machet? Das geht ihn nichts an. — Wir glaubens selber, wir glaubens selber, wenn wir's nur anders machen könnten, erwiederten viele. — Ihr müßt es anders machen, ihr müßt es anders machen, sagte jetzt die Hügin, wenn ihr dieses Narrenzeug euern Kindern nicht im Augenblick aus dem Kopf bringt, so denkt an mich, ihr habt dann eine schöne Arbeit. Zuerst richtet ihr euch im Dorf jedermann, der etwas zu sagen hat und an dem etwas gelegen ist, über den Kopf und hintennach eure Kinder selber und den Junker auch. Fragt nur nach, er hat schon an der Gemeind darauf gedeutet und gesagt: wenn die Sache versprochen sey, so wolle er auch dabey seyn und machen, daß sie müsse ge-

halten werden. Und wohin langt das? Welche von euch kann das wissen?

Ja, das kann weit langen, das kann weit langen, und es kann so kommen, Frau G'vatter! sagten, fast ehe sie noch ausgeredt, viele von den Spinnerweibern und setzten hinzu: nein, nein, wir brauchen niemand vor den Kopf zu stoßen, wir haben dessen gar nicht nöthig, und denn euch gar nicht, wir haben schon zu viel Gutes von euch genossen. Man hats uns auch so angegeben, und wir haben gar nicht gewußt, daß ihr das so übel nehmt.

Ihr könnt jetzt thun, wie ihr wollt, aber wenn ihr dem Lumpenjuheyen nicht auf der Stelle ein Ende macht und eure Kinder heimkommen laßt und sorgt, daß sie von dem Zeug still sind, so seht dann, was ihr angestellt. Einmal mir komme dann keine mehr vor die Thüre, es mag ihr auffstoßen, was es will. — Das war das Wort, mit dem die Hügin immer endete.

Ja freylich, freylich müssen sie heimkommen und schweigen, war die Antwort der Spinnweiber.

Ihrer etliche ließen das Nachtessen ob dem Feuer anbrennen und die Kinder in der Wiege schreyen, und suchten über Kopf und Hals, wen sie fanden, nach den Kindern zu schicken, daß sie heimkommen und mit ihrem Lermen und Juheyen still seyen, weil's mit der Sparhafen-Sache und mit den zehendfreyen Aeckern nichts sey. Viele von diesen Weibern waren recht froh, daß sie eine Gelegenheit gefunden, ihren Männern in dieser Sache entgegenarbeiten zu können. Nur wenige gingen zuerst heim, sich mit ihnen darüber zu berathen. Weit die meisten

schickten den Bericht, es sey nichts mit dem Sparhafenwesen und sie sollen heimkommen, ihren Kindern, ohne vorher mit ihren Männern zu reden.

---

§. 51.

Die Geschichte der Erlösung dieser Kinder aus der Hand ihrer Feinde.

Das Mareili las den guten Kindern eben den schönsten Bündel Garn aus, den es im Haus hatte, daß sie dem Junker auch etwas von ihrer Arbeit bringen und zeigen können, als der Krummhäuslerin Christöffeli und des Halloris Bethelt über Kopf und Hals daher sprangen, und sobald sie in die Stube hineinkamen, ihren Geschwisterten sagten, sie sollen geschwind, geschwind heimkommen, es sey nichts mehr mit dem Sparhafenwesen und den zehendfreyen Aeckern.

Es war den Kindern in der Stube, fast wie wenn man ihnen sagte, sie kämen nicht in Himmel, als sie das hörten.

Das Mareili hörte auch selber mit seinem Garnaussuchen auf und fragte die Kinder, die so außer Athem in die Stube hineinkamen: was denn auch begegnet, daß man die Kinder so geschwind heimrufe? und warum es denn auch mit dem Sparhafenwesen nichts seyn soll? Der Christöffeli sagte: er wisse es nicht, er sey bey seiner Geiß

gewesen und hätte lieber weiß nicht was thun wollen, als von ihr weggehen, aber er habe müssen in Eil kommen, diesen Bericht zu sagen.

Das Lisebetheli aber sagte: seine Gotten, die geschworne Aebin, sey bey der Mutter gewesen und habe ihr Bachen und Mahlen abgeschlagen und gut Jahr und alles aufgekündt, wenn sie nicht auf der Stelle dem Sparhafenlärm ein Ende mache und ihren Kindern darüber das Maul zuthue. Das Mareili fragte das Betheli, ob noch mehr dergleichen Weiber, wie die Aebin sich in diese Sache mischen? — Das glaub' ich, sagte das Betheli, es ist, wie wenn sie es abgeredt; in allen Gassen steckt so eine Geschwornin, die einen Lärm über diese Sache macht. An der vordern Gaß, bey der Aebin, sind ihrer zwo, und es haben ihnen ein ganzer Haufen Spinnerweiber in die Hände hinein versprochen, es müsse nichts aus der Sache geben. Sie stehen jetzt noch bey einander. Es ist ein Gered, wie wenn's im Dorf brennte und die Mutter hat gesagt, die Hügin stelle sich gar wie ein Eidgenoß.

Nun, ich habe fast Lust, diesen Eidgenoß auch zu sehen, und, Kinder, wenn's so ist, daß ihr auf der Stelle aus der Stube fort und heim müßt, so will ich, denke ich, euch begleiten und auch sehen, ob denn das so seyn müsse, wie der Bericht jetzt lautet.

Da baten die Kinder das Mareili alle, ja, ja, komm doch mit uns heim und mache, daß unser Zug Morgens auch vor sich gehe. — Sie drängten sich mit ihrem Bitten an das Mareili an, daß es ihrer fast nicht los werden konnte.

Drängt euch nur nicht so an mich an, sagte das Mareili, ich will gern mit euch und sehen, was hinter dieser Sache stecke — und ging dann mit dem ganzen Zug zu des Halloris Haus, wo der Haufe Leute noch bey einander war, an deren Spitze die Hügin stand, die ihr Maul darüber so weit aufthat.

Sie hatten ein Wesen, sie hatten ein Treiben, die Weiber mit einander, so lange sie niemanden sahen; als sie aber das Mareili und den Zug Kinder erblickten, stund ihnen das Wort im Maul still. Viele kehrten sich um, schlichen ihren Hausthüren zu und selber die Hügin stellte sich hinter ein paar andere Weiber zurück, damit sie dem Mareili nicht in die Augen falle.

Das Mareili that, wie wenn niemand da wäre und stund, der ganze Zug hinter ihm, zu der Mutter des Betheli und sagte: was ist doch auch das für eine unverschämte Sache, in einer Viertelstunde mit seinen Kindern so hinauf und hinab zu machen? Ich weiß wohl, was dahinter steckt, aber wenn ich wollte, ich könnte denen, die Schuld daran sind, noch bey Tagsheitere heiß machen. Das ist kein Spaß, wenn ein Junker etwas Gutes im Dorf will, ihm auf eine solche Art Steine in den Weg zu legen. Es braucht sich aber dessen gar nicht; ich meyne, ihr thut mir wohl den Gefallen und besinnet euch des bessern. Der Zug muß morgen seyn, und ich thue es nicht anders, und wenn ihr nicht wollt und Unchristen genug seyd, das Glück eurer Kinder mit Füßen von euch wegzustoßen, so habt ihr es denn mit mir zu thun. Ich sage es gerade heraus: wenn eins unter euch ist, das das hinter-

treiben will, was der Junker so aus gutem Herzen für euch und eure Kinder einrichten und anordnen will, so behalte ich ihm alle Wochen zwey Batzen von seinem Garn zurück und will seinem Kind diesen Sparhafen selber machen. Lauft dann meinetwegen mit dem Garn über den Berg, einmal so lang ihr mir arbeitet, müßt ihr in die Ordnung hinein, die der Junker will, oder sagen: warum? Und dann ist noch ein Punkt. Ich will jetzt nicht das Maul aufthun; aber ihr versteht mich wohl, was ich meyne und was ich machen kann, wenn ich will; und denkt an mich, ich thue, was ich kann, dem Junker zu helfen zu dem, was er will. Er will nichts, als was euer und eurer Kinder Glück ist.

Die dicken Weiber, die sich hinter sich gezogen, sobald sie ihn sahen, machten sich nun mit sammt ihrem Vorroß, der Hügin, völlig aus dem Staub, ehe es zehn Worte geredt. Die Spinnerweiber aber wußten nicht, wie sie ihm genug gute Worte geben wollten, daß es nur wieder schwiege.

Du hast wohl recht — es ist nicht anders — es ist gewiß so — wir haben nur nicht gedacht, daß du dich der Sache annimmst, sonst hätten wir uns wohl gehütet, und es muß sicher seyn, wie du willst, sie müssen den Sparhafen gewiß haben und morn dem Junker alle mit einander danken, und sonst in allweg, es möchte seyn, wie es wollte, wenn dir etwas dran liegt, so wissen wir wohl, daß wir das Brod von dir haben und es kommt uns gewiß kein Sinn daran, daß wir dir um jemands andrer willen etwas zum Verdruß thun, es möchte seyn, was es

wollte. — Aber es kannte seine Weiber und glaubte nichts weniger, als vollends an die schönen Worte, die sie ihm jetzt gaben, und es sprach ihnen noch lange, lange zu, wie schlecht sie seyen, wie schlecht sie an ihren Kindern handeln, und wie undankbar sie sich gegen den Junker betragen. Wie manche, sagte sie zu ihnen, ist von euch, der er erst noch heute eine Geiß zum Almosen geschenkt, und wenn er sie euch morgens, weil ihr euch so beträgt, wieder zum Stall hinaus nimmt, so hat er nicht mehr als recht.

Ja, ja, sagten jetzt viele Weiber und einige: daran haben wir nicht einmal gedacht. — Dann baten die Weiber das Mareili noch einmal, es soll ihnen doch jetzt auch glauben, sie sehen ein, daß sie gefehlt und daß es der Junker gut meyne, und es müsse sicher alles gehalten seyn, was ihre Männer dem Junker versprochen. Und da es sie nun so in der Ordnung sah und wirklich glaubte, sie gehen jetzt mit ihrem gegebenen Wort nicht mehr den Krebsgang, so zeigte es ihnen sein gutes Herz noch einmal, indem es sich bey ihnen auf eine Art wie entschuldigte und zu ihnen sagte: ich habe meiner Lebtag fast mit niemand geredt, wie jetzt mit euch. Es ist sonst gar nicht meine Art, mich in etwas zu mischen, das mich eigentlich nichts angeht, oder etwas durchdrücken und durchsetzen zu wollen, wozu ich kein Recht habe; aber da ein paar Meisterkatzen im Dorf mit Gewalt durchsetzen und durchschlupfen wollten, daß das nicht geschehen müsse, was der Junker mit so gutem Herzen für euch und eure Kinder und das ganze Dorf einrichten wollen, so habe ich ge-

glaubt, ich müsse jetzt diesen Weibern zeigen, daß ihr mich so viel angeht, als sie, und daß ich, wenn's aufs Gewaltbrauchen ankomme, im Dorf etwas so gut ausrichten könne, als sie.

§. 52.

Ein gutes Naturmensch und ein auf die rechte Art geschuletes neben einander, und hinter ihnen das Schicksal der Meisterkatzen und ihrer Männer Notharbeit.

Die junge Reinoldin, die gerade vor des Haloris Haus gegenüber wohnt, streckte, so lange das Mareili mit den Spinnerweibern redte, den Kopf, so weit sie konnte, zum Fenster hinaus.

Diese Frau ist nicht weniger ein sonderbares Mensch, als das Mareili und vollends so gut als es. Der Unterschied zwischen ihnen ist, daß die Reinoldin nicht so auf die Arbeit und den Verdienst abgerichtet und desnahen auch bey weitem nicht so vorsichtig ist, als das Mareili, aber hingegen ist sie denn auch gar viel wilder. Sie kann sich gar nicht besitzen, wenn sie glaubt, es leide jemand Unrecht, und hat gar keine Ruhe, wenn sie meynt, sie sollte jemand helfen können und es doch nicht kann. Sie richtet aber mit allem ihrem guten Willen wegen ihrer Ungeduld gar viel weniger aus, als das Mareili, das wahrlich

jedes Wort abwiegt, das es auch zu dem geringsten Menschen sagt, die Reinoldin hingegen, wenn ihr etwas als recht oder nicht recht vorkommt, achtet es nicht, Vater und Mutter, Freund und Verwandte, und wer es in der Welt ist, vor den Kopf zu stoßen.

Unter allem Vorgesetztenvolk ist sie wohl das einzige Weib, dem es auch von Herzen wohl ist, wenn es ein recht rothbackiges Taunerkind in einem reinlich gewaschenen Rock vor den Augen sieht.

Sie war schon längst des Narrenhochmuths der Geschwornen und des unflätigen Unterschieds müde, den etwa ein Dutzend Bauern im Dorf zwischen sich und den andern machten, und der keinen andern Grund hatte, als daß sie von Vater und Großvater her als ein Geschwornenvolk immer mehr Eide auf der Seele und mehr Ochsen im Stall hatten, als das übrige, wie sie meynten, nicht zu ihnen gehörende Bauernvolk.

Diese Reinoldin ergriff jetzt den Augenblick des Streits, den das Baumwollenmareili mit den Meisterkatzen und den Spinnerweibern im Dorf gehabt, mit Freuden, um offen und geradezu vor jedermann, der es gern sehe oder gern höre, zu zeigen, daß sie in Rücksicht auf den Ehrenunterschied, welcher Ochsenhalber und Eidhalber zwischen Leuten und Leuten im Dorf statt finde, mit ihren Verwandten nicht gleicher Meynung sey. Sobald sie merkte, warum es bey diesem Auftritt zu thun war und was die Meisterkatzen eigentlich wollen, und hinwieder die Art sah, womit das Mareili ihnen das Maul zugethan und sie ordentlich heim spazieren gemacht, nahm sie ihre beyden äl-

testen Kinder an die Hand, stund mit ihnen unter die Baumwollenweiber und Kinder zum Mareili zu und sagte zu ihm: da hast du jetzt auch noch zwey Kinder an deinen Zug auf morgen; wenn sie schon nicht spinnen können und Gott Lob nicht nöthig haben, es zu lernen oder zu treiben, so müssen sie dem Junker doch danken, daß er es so gut mit dem Dorf meynt und machen will, daß es den ärmsten Leuten darinn einmal auch wohl gehen könne.

Es hätte nichts begegnen können, das das Mareili besser freute. Es schüttelte der Reinoldin ihre Hand und wollte ihm für die Spinnerkinder danken und sagte: das ist ein Meisterstück, was du thust. Dann sprang es noch zu ihren zwey Kindern, nahm sie beyde bey der Hand und sagte auch ihnen, wie sehr es sie freue, daß sie mit den Spinnerkindern und ihrem Zug auch zum Junker gehen und ihm danken wollen. Dann redten sie noch viel von den Meisterkatzen, die den guten Kindern ihre Freude wegen des morndrigen Zugs verderben wollten. Beyde ereiferten sich wieder mit dem Haufen Spinnervolk, das um sie herumstund, daß sie sich so leicht von ihnen am Narrenseil herumführen lassen.

Die Meisterkatzen waren schon längst fort und wieder zu Haus; aber es ging ihnen nicht gut. Sie hatten fast alle das Unglück, daß ihnen ihre Männer für diesen Dienst nicht dank dir Gott sagten.

Wäre ihr Anschlag gerathen, so wären freylich auf der Welt keine brävere und keine gescheidere Weiber gewesen, als sie; aber weil es gefehlt, so war es nicht so, im Ge-

gentheil, ihre Männer sagten jetzt fast alle, es sey ein dummer Streich gewesen; sie hätten wohl voraussehen können, daß es so komme.

Etliche sagten gar, warum sie nicht zuerst mit ihnen Rath gehalten und immer meynen, daß alles auf ihren verdammten Weiberkopf heraus müsse?

Es war nicht Zorn, es war nur Angst, warum sie so redten. Sie fürchteten das Mareili und meynten gar, die Blitz-Reinoldin, wie man sie jetzt nannte, wiegle ihns noch auf und habe ihre Freude daran, wenn sie machen könne, daß der Junker ihren Weibern etwa eine öffentliche Schande anthue.

Der Hügin und der Aebin ihre Männer stunden bey einer halben Stunde im Eck unten an der Gasse, zu sehen, ob denn das Mareili und die Reinoldin auch gar nicht aufhören wollen, ihr Maul zu brauchen. Diese sahen und merkten richtig, daß sie aus Angst dastanden und horchten. Aber je länger sie dastanden, je mehr verspreiteten diese die Hände und schüttelten die Köpfe. Das machte den zwey Dorfmatadoren so angst, daß sie zuletzt selber zu ihnen hinzustanden.

Ihr solltet jetzt die Tröpfe sehen, wie sie das Mareili baten, es soll doch auch nicht so gar thun, ihre Weiber haben's auch nicht gemeynt, wie man's ihnen jetzt auslege, und sie mögen gar wohl leiden, was der Junker mache, und wenn er den Spinnerkindern noch mehr schenken wolle, als nur das, so gehe sie das gar nichts an, sie mögen es ihnen von Herzen gern gönnen.

Der Uebi, der der düminere war, setzte hinzu: wenn wir dem Junker noch mehr zu Gefallen thun könnten, als nur das, so wollten wir's gern thun.

Was bildest du dir auch ein, sagte da das Mareili zu ihm, daß du ins Maul nehmen darfst, dem Junker einen Gefallen zu thun? Ich meyne, er thu' euch einen Gefallen und nicht ihr ihm.

Freylich, freylich und ja, ja, es hat's niemand anders gemeynt, sagten sie beyde, und was weiß ich, was sonst noch.

Da hat's jetzt auch geheißen, schweig Herz und red Maul, sagte die Reinoldin, sobald die zwey ihnen den Rücken gekehrt.

Ich meyn's auch, sagte das Mareili, sie sind ja braun und blau worden, so haben sie dran worgen müssen, eh ihre Freundlichkeit ihnen zum Hals heraus und ab der Zunge herab wollte.

Aber was machen? sagte der Hügi, als er wegging, es ist jetzt so. Man hat ja heute an der Gemeind gesehen, wer Meister ist. Der Lumpenhans im Pfarrhaus hat dem Kalberleder nur ein paar Worte gesagt, und der arme Teufel hat über Hals und Kopf den Nußbaum, der an des Pfarrers Gartenhaag steht, umhauen müssen. Er hätte lieber weiß nicht was gethan, als das. Doch hat's seyn müssen. So ist es jetzt.

---

§. 53.

Der Alte von Bonnal steigt an dem Babylonischen Thurm, auf dem er eine Weile herumguckte und das Land beschaute, eine Treppe höher, wo er einen weitern Horizont und eine ausgedehntere Aussicht hat.

Arner empfing, als er am Abend heimkam, schon eine Antwort von Bylifsky auf seine zwey Briefe. Sie lautete wörtlich also:

Lieber! Ich kam eben, als ich deine zwey Briefe erhielt, von einer Reise, auf der ich mich in Mißmuth über meine Lage zu zerstreuen suchte, aber es nicht konnte. Ich kam wirklich mit dem Entschluß heim, meine Stelle niederzulegen; jetzt aber thue ich das nicht und könnte es nun für mein Leben nicht thun. Seitdem ich deine Briefe habe, wacht die Hoffnung, daß die alten Zwecke des Herzogs vielleicht doch noch erreichbar seyen, wieder lebendig in mir auf; aber freylich sehe ich auch, daß dieses nur auf andern Wegen, als auf denen, die man bisher eingeschlagen, möglich seyn kann. Ich bin mit deinem Meyer ganz überzeugt, daß, wenn es je möglich ist, dem Volk des Landes und dem Verderben, in welches es so tief versunken, wieder aufzuhelfen, so ist es durch das Volk und seine Menschlichkeit selber. Der Gedanke: gib dem Volk, was in ihm selbst liegt, belebe in ihm, was es selbst hat, rege die Menschlichkeit, die in ihm selbst liegt, an, und thue hie-

für dein Möglichstes, so kann es in dem Wesentlichen, Wenigen, das es bedarf, sich wirklich selber helfen und hilft sich selber — dieser Gedanke füllt jetzt meine ganze Seele. Du bist glücklich. Hätte ein Fürst für sein Reich Menschen und Mittel, wie du für dein Dorf, er würde als ein Gott dastehen mitten unter seinem Volk. Ja, Freund! es würde ihm dann leicht seyn, eine neue Schöpfung zu beginnen; der jetzt durch alle Arten der Verkünstlung so verwirrte und erschöpfte Welttheil würde auf ihn schauen, als auf einen Retter in seiner Noth. Dein Meyer hat mich für dich träumen gemacht, wie unser edle Herzog für sein Reich geträumt hat, ehe man ihn so schrecklich betrogen. Ich will und darf nicht hoffen, daß auch du so betrogen werdest. Das wäre unglücklich und schrecklich. Halte fest an deinen Versuchen und schreibe mir oft. Sie sind für die Menschheit höchst wichtig. Ich schaue von nun an auf Bonnal als auf einen Ort hin, von dem auch mir in meiner Lage Hülfe kommen kann, wie von dem Herrn. Ja, Freund! Ich will auf Bonnal hinschauen, als auf ein Licht, das mir leuchtet in meiner Finsterniß. Denn wahrlich, ich sitze in meiner äußern Höhe im Innern meiner selbst in einer tiefen Finsterniß, und wenn ich deine Lage mit der meinigen vergleiche, so ist mir, du sitzest im Licht oder gehest wenigstens einem Licht, das in der Finsterniß leuchtet, entgegen. Sicher hätte ich, wenn deine Briefe gestern nicht auf dem Tisch gelegen wären, meine Stelle niedergelegt. Unser Land ist auf Kinder und Kindskinder verloren. Der verruchte Mann macht aus dem Hof alle Tage mehr, was er selbst ist.

und denn hinwieder der Hof aus dem Volk das, was er ist. Er jagt jeden Heller Staatsgeld, den er in seine Klauen bringen kann, zum Teufel, und macht, daß jeder von allen, die an eine unserer zahllosen Staats-Krippen zu gelangen vermögen, auch hinwieder jeden Heller zum Teufel jagt, den er in seine Hand zu kriegen vermag. Das ist noch das geringste Uebel. Aber daß er den gesunden Geist, beydes, für den Erwerb des Eigenthums und für seine Erhaltung und alle reine Begriffe über den nöthigen Staatseinfluß in diesem Gegenstand zu Grund richtet, indem er die Eigenthümer liederlich und als liederlich frey macht und die Erwerbskraft von Staatswegen ihrer Liederlichkeit und den Vorzügen, die sie in ihrer Liederlichkeit und Unordnung besitzen, unterwirft und preis gibt, das ist's, wodurch er Tausende und Hunderttausende im Laude zu Grund richtet. Das Geld, das er für den Augenblick verlumpet, würde, so weit es auch langt, uns nicht tödten, wenn sein Einfluß auf die Sitten, Denkungs- und Handlungsweise aller Stände uns nicht tödtlich wäre. Doch ich will an meiner Stelle bleiben, wenn mein Herz schon noch vor Furcht vor der Zukunft zittert. Aller gute, alte Sinn für das Volk löscht sich mit jedem Tag mehr unter uns aus. Alles wird nur für das Aeußere und auf den Schein berechnet; für das innere Wesen des Wahren und des Guten sorgt bald keine Seele mehr. Wenn ein Dutzend wilde Schweine oder ein paar Wölfe in das Gebiet einer Herrschaft einbrechen und ein paar Korn- oder Haberäcker zu Grund richten, so überläßt man die Sorge, sie niederschießen zu lassen, dem Herrschaftsherrn nie; der

Staat mischt sich ein. Die Jägercommission schickt augenblicklich ein halb Dutzend fürstliche Jäger auf sein Gut, um dasselbe von diesem Viehübel zu befreyen; aber wenn Menschenverderber, wie dein Hummel und die tausend seines gleichen, ganze Dörfer zu Grund richten, so kräht kein Hahn darnach und es ist keine Landscommission da, die einen Jägerburschen gegen solche in Menschengestalt erscheinende wilde Schweine und Wölfe auf die Herrschaften hinschickt, das Land von ihnen zu reinigen. — Doch ich will anfangen, seit langem das erstemal froh und hoffnungsvoll zu athmen, so schlimm alles auch noch aussieht. Ich habe eine Ahnung, daß jetzt doch etwas begegnen könnte, das in der Lage der Dinge, wie sie jetzt ist, einige Aenderung hervorbringen könnte. Es sind dem Herzog Kleinodien, deren Werth in die hunderttausende geht, gestohlen worden; aber man darf ihnen nicht öffentlich nachfragen; der Herzog will's nicht. Helidor hat ihm angegeben, er wolle der Sache im Stillen nachforschen; aber ich sehe, er macht das Nachforschen still und hat gewiß seine Gründe. Endorf und ich ahnen das Schlimmste, aber wir schweigen und müssen schweigen. Ohne uns zwey und dem Dieben selber weiß kein Mensch ein Wort davon. Auch du mußt für einmal schweigen, es ist nothwendig. Lebe wohl und schreibe mir oft von Bonnal, aber rede diesfalls noch mit niemand von mir. Ich will für einmal auch mit niemand und am wenigsten mit dem Herzog von der Angelegenheit in Bonnal reden.

Bylifsky.

Dieser Bylifsky war als erster Minister des Herzogs sehr unglücklich. Dieser lernte ihn in Tagen kennen, wo beyder Herzen, zum höchsten Dienst der Menschheit gleich gestimmt, für das Herzogthum alles zu erzielen suchten, was sie darinn zu erzielen möglich glaubten, und ich muß nothwendig von beyden etwas umständlicher reden.

§. 54.

Ein Beytrag zur Erklärung des Worts: es ist leichter, daß ein Schiffseil durch ein Nadelöhre eingehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes gelange.

Der Herzog war in seinen sittlichen und geistigen Anlagen zum edelsten Mann im Land geboren. Diese schienen ihn vollkommen in Uebereinstimmung mit dem erhobenen Rang, den er besaß, auszuzeichnen. Er schien seiner Anlagen halber berufen, den Landessegen im Herzogthum auf eine Weise zu begründen, wie bey Jahrhunderten kein Fürst den Landessegen in seinem Land befördert hat.

Aber seine Erziehung war denn auch wieder wie dazu geeignet, in seinem Innersten das wieder zu Grund zu richten, wozu ihn seine Neigungen und Kräfte ausgezeichnet anzuregen und zu begünstigen schienen. Er lebte Erziehungshalber vollkommen im Widerspruch mit sich selbst,

täglich in Umgebungen, die vom Morgen bis am Abend dahin wirkten, ihn so schwach, so sinnlich, so zerstreut, so ungeistig und so oberflächlich zu machen, als nur immer ein vornehmes Knäbchen durch Ueberladung von Sinnenkitzel, krafttödtender Aufwart und zuvorkommender Bedienung schwach, sinnlich, zerstreut, ungeistig und oberflächlich gemacht werden kann, und dabey noch täglich gewohnt, die niedrigste Selbstsucht als die allgemeine Triebfeder des Fühlens, Denkens und Handelns aller seiner Umgebungen anzusehen und alles Scheinschöne und Scheingute derselben mit der Schlechtheit dieser Selbstsucht sichtbar befleckt, in tändelnder Schwäche vor ihm stehen zu sehen, wirkten diese Umgebungen so zerreißend und zerstörend auf das Innere seiner erhabenen Anlagen, als neuer Wein auf alte Schläuche, in die man ihn hineinschüttet, zerreißend und zerstörend einwirkt. Sein Unglück war in dieser Rücksicht sehr groß. Er war unter diesen Umständen zugleich von einem Lehrer, dem er innigst anhänglich war, fast in eben dem Grad enthusiastisch einseitig für das Erhabene und Göttliche der Menschen-, Armen- und Volksliebe angeführt und angefeuert, als die unglückliche Kienastin vom Pfarrer Flieg in Himmel für biblische oder vielmehr kirchliche Meynungen enthusiastisch einseitig angeführt und angefeuert worden ist. Dabey aber ward er auch hinwieder für die Geistesstärke und physische und geistige Anstrengung, die die fürstliche Ausübung einer zur Erhabenheit gesteigerten Menschen-, Armen- und Volksliebe erfordert, ganz ungebildet und vernachläßigt gelassen, und bestimmt darüber völlig vernachläßigt worden, eben

wie diese unglückliche Frau für die physische und geistige Anstrengung für die gute Führung ihrer Haushaltung und für alles Gute, das sie für ihren Mann und für ihre Kinder auch im Herzen trug, ungebildet und vernachläßigt gelassen und darüber völlig verwahrlost wurde.

Bylifsky war in Rücksicht auf seine Bildung nicht in dem Grad das Opfer widersprechender Maaßregeln und Ansichten. Er war in Rücksicht auf seine Geistesbildung unendlich besser als der Herzog besorgt und auch von Jugend auf an unermüdete Anstrengung und anhaltenden Fleiß gewöhnt; aber dennoch gingen seine Einsichten und Fertigkeiten einseitig nur von literarischen Ansichten aus und waren hinwieder von einer nur von Büreau's- und Cabinetsarbeiten praktisch unterstützten Thätigkeit beschränkt. Er erkannte die Realbedürfnisse und Realfundamente des Volkslebens und der Bildung zu demselben und besonders in den Erwerbsständen so wenig als der Herzog, und sobald dieser an die Regierung kam, ließ er in Publicationen, von denen man hätte glauben sollen, die Engel im Himmel hätten sie selber geschrieben, verkünden, die Sorge seines Lebens werde bis an sein Grab nur dahin gehen, sein Volk zu beglücken, er sprach in denselben ganz unumwunden aus, der Mensch als Mensch sey durch die Erhabenheit der Anlagen und Kräfte, die er von Gottes wegen besitze, ihm und dem Staat mehr werth, als er ihm durch alles, was die Welt und ihre Einrichtungen dem Menschengeschlecht an Macht, Ehre, Würde und Eigenthum je geben könnten, je werth seyn und werth werden könne, und er werde desnahen auch in keinem Fall

irgend ein Individuum eines Stands zum Nachtheil dessen, was er von Gotteswegen allen, besonders den Armen und Niedern im Land, schuldig sey, begünstigen, u. s. w. Ich kann nicht fortfahren, es thut mir weh, Proclamationen, die so träumerisch schön sind, abzuschreiben. Sie reißen mächtig hin und betrüben gewöhnlich, wenn ihre Hoffnungen fehlschlagen, eben so heftig. Bylifsky lebte selber in Hoffnungen, die ihn hernach so sehr täuschten und der Herzog aber war in sich selbst so selig, als er sie schrieb, wie er in seinem Leben vorher nie war. Bylifsky nahm selber mit Antheil an dem Verfassen dieser Proclamationen, und träumte sich, obgleich er schon im Anfang zu fühlen anfing, es sey in einigen derselben vieles wo nicht groß gesprochen, doch zu leicht auf sich genommen, dennoch die Ausführung von einigen wesentlichen Theilen dieser Versprechungen unendlich leichter, als er sie hernach fand. Aber er fand sich bald in seinen Hoffnungen schrecklich getäuscht. Die Proclamationen waren kaum gedruckt und den Leuten, ich möchte sagen, noch naß zugesandt, so strömten von allen Seiten ganze Haufen armselige, sich so heißende Volks-, Erziehungs-, Gewerbs- und Menschenfreunde, mitunter auch schlechte, sehr schlechte Menschen nach Hof, worunter die schlimmern sich gar nichts daraus machten, einander in die Ohren zu flüstern: wenn wir nur zu einer Privataudienz vor ihn gelangen, so haben wir sicher gewonnenes Spiel. So gut als der Herzog ist, sagte jeder zu sich selber, verspricht er uns sicher auch etwas; wenn wir nur einmal seinen Finger haben, so wollen wir denn schon machen, daß wir seine Hand

auch bekommen. — Sie irrten sich gar nicht. Der Herzog freute sich bald eines jeden Narren, der mit einem Menschenfreundlichkeitsprojekt zu ihm hinkam, und wenn einer seine Lieblingswörter: „Volk, Erziehung, Kultur, Landesglück und auch Kunst und Wissenschaft“ — recht viel in Mund nahm und dabey ein Gesicht schnitt, wie wenn ihm von den schönen Sachen, die diese Wörter bezeichnen, die Augen übergehen wollten, glaubte der gute Herzog nicht bloß, der Mann sey davon wirklich ergriffen, sondern auch, er verstehe das gründlich und wohl, von dem er so ergriffen und belebt vor ihm dazustehen schien. Es ahnete ihm nicht einmal, daß man sehr belebt für Gegenstände seyn könne, die man gar nicht verstehe, und noch weniger, daß man mit Gegenständen, die man ganz wohl verstehe, dennoch windbeuteln und Zwecke zu erzielen suchen könne, die man gar nicht zur Schau stelle, soudern wohl zu verbergen wisse, bis man zu seinem Ziel gelange. Der gute reine Sinn des edeln Mannes war schrecklich mißbraucht. Schlechte Menschen entlockten ihm viele Wohlthaten und zeigten sich undankbar. Betrüger forderten ihm Geld zur Beförderung des öffentlichen Wohls und des Menschenheils an Leib und Seel, zur Anlegung von Instituten, Schulen und Fabriken 2c. 2c., zur Aeufnung des Feldbaus und fast zu allem denkbaren Guten. Fast alle konnten wohl reden. Ihre Worte stimmten meistens mit dem, was der Herzog so sehnlich wünschte, zusammen. Er gab und gestattete auch sehr vielen von ihnen, was sie nur wünschten. Aber fast alle mißbrauchten sein Zutrauen. Viele betrogen ihn mit vollem Be-

wußtseyn. Auch Erziehungskünstler, Erziehungsträumer und Erziehungspraktikanten drängten sich an ihn an mit Vorschlägen, die Erziehungs- und Unterrichtshalber vielseitig umwarfen, was im Wesentlichen von Alters her schon da war und durchaus in diesem Wesentlichen nicht durch etwas real Besseres ersetzt wurde. Die einten trugen, ohne Rücksicht auf Mittel, Umstände und Uebereinstimmung des Ganzen, auf höhere Betreibung einzelner Wissenschaften, auf allgemeine Vervollkommnung der Akademie, auf Umschaffung vieler von diesen in Universitäten und allgemeine Beförderung der Vielwisserey im Ganzen, andere auf Beförderung der Industrie im allgemeinen und in einzelnen Fächern, ohne beyderseitige Rücksicht auf den Mangel der Grundbildung zur geistigen und physischen Thätigkeit, deren vorhergehende Ausbildung den glücklichen Erfolg solcher sowohl wissenschaftlicher, als wirthschaftlicher Anstalten allein zu sichern vermag. Sie trugen sich selbst unter einander widersprechend, auf die heterogensten Maaßregeln zur Beförderung einzelner Unterrichts- und Bildungsgegenstände an, ohne das Ganze der Erziehungsgegenstände gemeinsam mit einem Blick ins Aug zu fassen. Weitaus die meisten von diesen Fächerkünstlern hatten nicht im geringsten einen Begriff von der Menschenbildung im reinen Sinn des Worts, eben so wenig von der Veredlung der häuslichen Erziehung zur individuellen Witwirkung für das Erziehungswesen; sich selber in allem, was sie wollten und vorschlugen, durchkreuzend, sprachen die einten bald den höhern, bald den niedern Wissenschaften das Wort. Es fehlte fast allen ohne Unterschied an

Umsicht über das ganze Wesen der Erziehung und an Aufmerksamkeit über ihre ersten Fundamente, so wie auch auf dem äußern Zusammenhang aller Bildungsmittel und Bildungsanstalten unter sich selber und eben so an ihrer innern Uebereinstimmung mit dem Naturgang, nach welchem alle Kräfte unsers Geschlechts nach ewigen Gesetzen entfaltet werden, so wie mit der Wahrheit der Lage und der Umstände eines jeden Individuums, dessen Kräfte durch die Erziehung entfaltet werden sollen.

Bylifsky sah bald, daß der Boden, auf den sie ihre Zwecke hinbauen wollten und sollten, unter ihren Füßen schwankte, und daß sie mit den Plänen, die sie vorhatten, auf ihrem Weg nicht nur nicht vorwärts konnten, sondern auch das Gute und Solide, das im Leben in der Erziehung des Volks von der alten Zeit her noch erhalten worden, zu Grund richten würden; aber er fühlte jetzt eben so sehr, daß er die Kenntnisse nicht habe und die Fertigkeiten nicht besitze, die erfordert wurden, den Anstalten und Versuchen, die der Herzog begonnen, eine andere Richtung zu geben. Dieser aber ging auch bey dem, was offenbar schon als mißlungen angesehen werden mußte und dessen weiteres Verderben er durch seinen Einfluß leicht hätte still stellen können, mit einer ganz ultrafürstlichen Selbstständigkeit zu Werk. Er war von der Wahrheit der allgemeinen Begriffe, von denen er in seinen Versuchen ausging und von der Reinheit der Zwecke, zu denen er hinzielte, so eingenommen, daß er jede selbstgefühlte Uebereilung darinn entschuldigte und als bey seiner Lage und bey den Mitteln, die er für seine Zwecke in seiner Hand

habe, für ganz unbedeutend erklärte. Er war in Rücksicht auf die schnelle Erzielung seiner Endzwecke so ungeduldig, als immer der Kaiser Joseph, und wollte dieselben, wie dieser, durchaus schnell durchgesetzt haben und ihren endlichen Erfolg noch bey seinem Leben mit seinen Augen sehen. Es war lange sein Wort, wenn in so wichtigen Dingen auch zehn Versuche fehlen, so muß man sich dadurch nicht abschrecken, sondern sich noch aufmuntern lassen, den eilften zu versuchen. Aber so unermüdet und beynahe unerschöpflich er in der Anwendung seiner äußern Kräfte auch war, so mangelte es ihm und denen, die er für seine Zwecke brauchte, meistens an wahrer und sicherer Kraft für das innere Wesen derselben, und eben, weil er zu viel auf die äußern Mittel seiner Zwecke, besonders auf seinen Geldbeutel baute, den er in seinen Träumeransichten für unerschöpflich glaubte, so machte ihn auch die Erfahrung darum so lange nicht klug und Bylifsky war auch besonders so lange in einer sehr unangenehmen Lage, weil er lange und allgemein als der Miturheber alles dessen, was der Herzog versuchte, angesehen war und angesehen werden konnte, weil er, da Nelkron und Endorf die meisten Versuche des Herzogs schon in ihrem Anfang mißbilligten, lange, diesen Herren entgegen, ihnen das Wort redte und der allgemeinen Wahrheit von der Ansicht dieser Versuche mehr als dem Erfahrungstakt dieser ältern und geübtern Staatsmänner zutraute. Diese waren desnahen auch seit Jahren mit Bylifsky etwas gespannt und redten jetzt, da die Erfahrung ihre Ansichten gerechtfertigt, von der Theilnahme und Schuld, die By-

lifsky an den Versuchen des Herzogs gehabt, auf eine Weise, mit der sie diesem zu nahe traten; denn er hatte sich wirklich schon lange Mühe gegeben, den Herzog wenigstens von der immer steigenden Kostbarkeit einiger dieser Versuche zurückzulenken; aber dieser, durch sein ganzes Leben ungewohnt zu rechnen und das Verhältniß seiner Geldkräfte zu dem, was er wollte, mit einiger Sorgfalt ins Aug zu fassen und immer so gleichgültig als unwissend in dem, wozu seine Unternehmungen hinführen, achtete auf keine ihm von Bylifsky diesfalls gemachte Vorstellungen, auch da noch, da diese Unternehmungen ins wirklich Unerschwingliche hinlangten, bis endlich die Menge der Erfahrungen von der persönlichen Schlechtheit und wirklichen Verworfenheit einiger Personen, denen er sein Zutrauen geschenkt, zu den Geldverlegenheiten, die diese Versuche veranlaßten, hinzukam und er, von diesen Erfahrungen aufgeschreckt, das Benehmen einiger dieser Leute etwas näher zu untersuchen befahl. Da kam denn freylich ein solcher Greuel des Mißbrauchs seines Namens und seiner Güte heraus, der ihn im Innersten erschütterte und ihn in den Zustand versetzte, daß er endlich, durch die Menge der Erfahrungen von der Schlechtheit der Menschenfreunde und Volksmänner, die ihn betrogen, gleichsam überwältigt, in seinem Glauben an die armseligen Machwerke dieses zudringlichen Geschlechts müde war, und da Endorf und Nelkron ihm zu verstehen gaben, daß er jetzt selber sehe, wie sie gegen Bylifsky recht gehabt haben, gab er ihnen völligen Beyfall, und beyde, so edle und gute Männer sie auch sonst waren, waren dennoch nicht un-

befangen genug, den Unterschied der Fehler des Herzogs und derjenigen Bylifsky's richtig in's Aug zu fassen und dem letzten so weit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als er es verdiente. Indessen hatte Bylifsky in allen Staatsangelegenheiten das Vertrauen des Herzogs gar nicht verloren, nur redte er über seine ehemaligen Menschenfreundlichkeitsliebhabereyen kein Wort mehr mit ihm, und man sah, wenn nur von ferne davon die Rede war, eine stille Wehmuth über sein ganzes Gesicht ausgegossen und er saß dann neben ihm in stillem Schweigen, wie ein königlicher Freund neben einem lieben General, der ihm eine große Schlacht verloren, in stiller Wehmuth sitzt und von der verlornen Schlacht kein Wort redt.

§. 55.

Ein Unmensch erscheint. —

In dieser Lage der Dinge und in dieser Stimmung des Herzogs geschah es, daß er in die Hand Helidors gerieth, von dessen Einfluß Bylifsky in seinem Brief an Arner redte. Dieser Helidor ist ein Mensch, der bey der Gewaltskraft seltener Anlagen in tiefe Schlechtheit versunken, für das innere göttliche Wesen der Menschennatur durchaus keinen Sinn mehr hat, und darum auch den Menschen und die Menschennatur wie sich selber verachtet. Er lebt ganz hingegeben in den Gefühlen des kraftvollsten und

gewaltthätigsten der Thiere, die sich des Tags in den Höhlen und Wäldern verbergen, des Nachts aber in die Thäler und Triften einbrechen, ihren Raub zu suchen. In den Gefühlen einer so eingewurzelten Tagesscheue, neben einer so gewaltthätigen Nachtkraft, die ihm beydes zur andern Natur geworden, mußte er nothwendig aller Gewaltthätigkeit, zu der der Thiersinn der Menschennatur unser Geschlecht hinzuführen vermag, so weit er immer konnte, das Wort reden. Er that das auch mit unübertrefflicher Kunst. Er redte unumschränkter Willkühr jeder Macht und jedes Mächtigen unbedingt das Wort, und wenn man ihm dagegen einwandte, die Anerkennung einer so unbeschränkten Willkühr eines jeden Mächtigen stoße das innere Gefühl der Menschennatur selber, indem es den milden Sinn der göttlichen und menschlichen Wahrheit den selbstsuchtsvollen Ansprüchen eines ungöttlichen Lügengeists und einer unchristlichen, unmenschlichen rechtlosen Gewaltthätigkeit unterordne, antwortete er, das alles seyen Träume einer die Menschennatur in der Kraft und in den Bedürfnissen ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse nicht anerkennenden Weiberschwäche, die man in gewissen Rücksichten mit Stillschweigen übergehen müsse; hingegen über den Vorwurf, die Anerkennung einer unbedingten und unbeschränkten Willkühr jeder Macht untergrabe allen Begriff des Rechts selber, ließ er sich weitläufig ein und behauptete, das Recht im gesellschaftlichen Zustand bestehe in nichts, als in der Vernunft der Macht selber; alles menschliche Recht komme von der menschlichen Macht her. Ohne Macht sey, so lange die

Welt steht, kein Recht in die Welt gekommen und werde ewig keins darein hineinkommen, und hinwieder, keine Macht stehe unter irgend einem Recht und kein Mächtiger könne je unter irgend einem solchen stehen, weil alles Recht einzig von der Macht ausgehe und in ihrer Freyheit, d. i. in ihrem gesicherten Uebergewicht über alles, was ihr entgegenstehend recht seyn und recht heißen wolle. Er behauptete gerade hinaus, ohne diese Freyheit der Macht sey sie selber ein Unding und nicht wahrhaft da. Auf den Einwurf, eine menschliche Macht, die auf eine solche Art gesichert wäre, könnte bey der allgemeinen Schwäche der menschlichen Natur allem Heiligen des göttlichen Rechts und allen Fundamenten des menschlichen Rechts entgegenstehen, spottete er hohnlächelnd über den Begriff, daß etwas Göttliches im Recht stecke, und über das Menschliche im Recht sagte er, wo er sich ungenirt äußerte, das Menschliche im Rechten stehe sich in seiner Armseligkeit in allen Verhältnissen selber entgegen und ende sich bey allen Bocksprüngen und Schlangenkrümmungen, durch die es den Schein dieses Widerspruchs wider sich selbst, seitdem die Welt steht, von sich abzulenken gesucht habe, in der Wirklichkeit der Dinge immer dennoch in Verhältnissen, die in ihrem innern Wesen dem Recht der Maus gegen die Katze und des Wolfs gegen das Schaf gleich sehen, wie ein Ey dem andern. Wenn man ihm hierüber antwortete, daß das Menschengeschlecht sich in diesem Fall doch in einem traurigen Zustand befinde, erwiederte er, es sey einmal nicht anders, die Sache sey, wie sie sey, es könne sie niemand ändern; aber da der Mächtige

tige und Hohe, es leicht habe, sich in seinen Wünschen befriedigen zu machen, so sey er gewöhnlich auch, wie der edle Löwe, großmüthig, und nicht wie die gemeinbürgerliche Hyäne, gefräßig; man müsse also und dürfe sich auf die Großmuth der Mächtigen verlassen; es sey diesfalls für das Menschengeschlecht kein andrer Ausweg möglich, und wenn man ihm mit Anerkennung der allgemeinen Schwäche der Menschennatur und sogar mit einer Art von Billigung der Verachtung, die er gegen dieselbe zeigte, auf dieses Fundament hin selber vorstellte, das thierische Gewaltsgefühl, das eine gemeinbürgerliche Seele zu einer Hyäne machen könne, sey in der Menschennatur allgemein und könne jede schwache Menschenseele, in welchem Verhältniß sie auch immer lebe, durch den Besitz einer unbeschränkten Macht gewaltthätig machen und die Erfahrung der Welt spreche einstimmig aus, der Besitz der Macht gefährde allgemein die Vernunft der Mocht selber und unter hundert Menschen in der Welt, die alles thun dürfen, was sie nur wollen, werden wenigstens einige mehr als neunzig unverschämt, gewaltthätig und oft noch dumm, so nannte er diese Einwendung und zwar mit einer Stirne, die den Unwillen über dieselbe deutlich ausdrückte, eine Spitzfindigkeit, an der freylich zum Theil etwas wahr seyn könne, das aber dennoch die Natur der Macht und das Wesen ihres Rechts und am allerwenigsten den Nothzustand des Menschengeschlechts, das um seiner Ruhe willen unbedingt die Freyheit der Macht anspreche, nicht ändere.

Das war der Mann, in dessen Hand der Herzog, nachdem ihn seine mißlungene Menschenfreundlichkeitsversuche an den Abgrund des Unglaubens an die Menschennatur selber hingeführt hatte, gegenwärtig vollends war. Er wäre aber doch sicher nicht in die Hand dieses Mannes gefallen, wenn dieser nicht durch die Fräulein von Wildheim in der Frechheit seines Widerspruchs gegen alles Menschliche und Heilige unterstützt worden wäre.

---

§. 56.

Auch tief verdorbene Menschen fühlen das Bedürfniß des Edeln und Guten, und jagen, selber um ihrer Schlechtheit willen und durch sie, dem Schein desselben entgegen.

Geboren, den äußern Schein der christlichen Milde und Liebe mitten in der höchsten Verhärtung des Herzens mit der Heuchlerlarve einer hohen weiblichen Anmuth, einer unübertrefflichen äußern Artigkeit und einem Anstand in ihrem Benehmen gegen alle Klassen von Menschen zu vereinigen, der nichts zu wünschen übrig zu lassen schien, trug diese Fräulein bey der entschiedensten Wegwerfung aller ernsten Maaßregeln, die auch nur von ferne zu einer soliden Volksbildung oder zu irgend einer Art von wahrhaft helfenden Vorbeugungsmitteln der Uebel, die die niedere Menschheit drücken, hinzulenken geeignet sind, für

das in dieser Rücksicht befriedigende, blinde Aug des Zeitgeists eine Volksthümlichkeitslarve, hinter welcher der Mangel einer wesentlichen Dienstkraft und eines reinen Dienstwillens für das Volk so viel als ganz unsichtbar war. Sie hatte bey diesem gänzlichen Mangel der wesentlichen, wahren Volksthümlichkeit eine äußerst thätige Aufmerksamkeit auf wirkliches vor Augen liegendes, besonders die Nase des in sinnlicher Schwäche raffinirten, ästhetischen Halbsinns des Zeitalters, stoßendes physisches Augenblickselend der Armen, sich auf diese Weise auch für die höhern Bemühungen der Menschlichkeit und des Christenthums, wie die Einäugigen unter den Blinden, auszeichnen, stand sie auch an der Spitze einer großstädtischen, von Helidor selbst besuchten, begünstigten und belobten Wohlthätigkeitsgesellschaft, die im höchsten Großton einer Staatsanstalt selber monatlich einmal bey einem großen dîner zusammenkam und größtentheils bis weit nach Mitternacht bey einander blieb. Diese Gesellschaft hat ihren Präsidenten, ihren Secretär, ihren Cassier und zwey Weibel. Sie hat innere und äußere zahlende, denkende und handelnde Mitglieder. Sie führt das Protocoll ihrer Einnahmen und Ausgaben mit großer Ordnung und genauer Gerechtigkeit, und ist auch an den Versammlungstagen immer ein paar Stunden mit dem Theil der Armenversorgung, den das Protocoll und der Herr Präsident an die Tagesordnung bringt, beschäftigt; auch wird von vielen Mitgliedern Geld für ihre Zwecke mit einem Eifer zusammengetrieben, die der Gedankenlosigkeit, mit der es ausgegeben und der Wirksamlosigkeit auf die Quellen der

Uebel, deren eckeln Augenblickserscheinung es entgegenwirkt, vollkommen gleich ist. In dieser Gesellschaft spielt die Fräulein von Wildheim immer eine große Rolle. Es ist in ihrem großen Kreise niemand, der für ihre Zwecke mehr Geld zusammenbringt. Sie geht in den vielen und großen Cerclen, die sie besucht, gar oft mit dem Teller in der Hand den ganzen Kreis der sitzenden Damen herum und drängt sich in die Haufen der stehenden Herren unter dieselben hinein, um für den oder diesen unglücklichen Armen Hülfe anzusprechen, nimmt denn aber den ganzen Tag über den wärmsten Antheil an Lebensweisen, die, indem sie das häusliche Leben in seinen wesentlichen, heiligen Fundamenten in allen Ständen gleich untergraben, die Quellen des sittlichen, geistigen und bürgerlichen Elends, gegen deren Folgen sie Silber und Gold zusammenbettelt, täglich mehr verstärken und vergiften.

Es konnte nicht fehlen, sie zog durch diese Handlungsweise die Aufmerksamkeit vieler Zeitmenschen und auch vieler Hofleute auf sich. Die in Rücksicht auf Sittlichkeit kraftlosesten Menschen sind gewöhnlich in Rücksicht auf die Noth und Armuth ihrer Mitmenschen mehr vergessenlos als hartherzig; die Zahl der Menschen, die mit ihrer Sittlichkeit in ihrer sittlichen Kraftlosigkeit doch für einen gewissen Grad von Weichlingstugenden immer noch Sinn haben, und sich besonders Augenblicksgefühlen von Mitleiden und Barmherzigkeit gern überlassen, ist auch in den verdorbensten Cercles unsers Hofs und unsrer Hauptstadt noch sehr groß. Und es ist wirklich eine merkwürdige Erscheinung, daß viele dieser Menschen auch beym Verlust

der letzten Spur der wahren Sittlichkeitskraft und Realanhänglichkeit an Wahrheit, Liebe und Recht dennoch eine Art ästhetischen Sinn der Liebhaberey für todte Gemälde und leblose Statuen der Sittlichkeit und ihrer höhern Wahrheit und Reinheit in sich selber erhalten; selber in den nächsten Umgebungen des Helidors hatte es viele solche ästhetische Dilettanten der Sittlichkeitskraft, deren innere Wahrheit sie in sich selber verloren, und die Fräulein von Wildheim war eigentlich dafür gemacht, diesen Sinn des Dilettantenlebens in ihrer Kraftlosigkeit und Seelenlosigkeit zu überleben und zu sterben. Der Nachtheil ihres diesfallgen Einflusses war groß und allgemein; sie beförderte durch die Bedeutung, die sie einigen ihrer sentimentalischen Augenblickshandlungen zu geben vermochte, die in in ihren Umgebungen immer steigende Kunst und Neigung, die Noth und die Leiden des Volks in der reinen Wahrheit ihrer Ursachen und Quellen, die denselben abhelfen könnten und sollten, aus den Augen zu rücken, indem sie ihnen den Trugschein solcher Augenblickshandlungen als das Wesen der Volksversorgung und die Weisheit und Tugend, nach der sie diesfalls streben sollten, in die Augen fallen zu machen, und wirkte dadurch bey dem schwachen Zeitgeschlecht ihrer Umgebungen dahin, daß ihm die Tugend der Menschlichkeit in ihrer wahren Kraft und Höhe in Rücksicht auf das Volk und die Armuth beynahe überflüssig scheinen mußte. Dieses war auch im ganzen Kreis ihrer Umgebungen wirklich so allgemein der Fall, daß man bestimmt sagen mußte, solche Wildheimische Blendwerkserscheinungen einiger einzelner Liebeswerke thaten im Grund

der öffentlichen Richtung der Menschlichkeit und dem wahren Interesse der Volksbesorgung mehr als selber die derbsten Handlungen der entschiedenen und offenen Herzensverhärtung der Fall seyn kann. So weit ging ihr Einfluß auf den Herzog doch nicht. Ihre Erscheinung und ihr Benehmen bey Hof, an den sie durch Helidor berufen ward, erregte freylich auch die Aufmerksamkeit des Herzogs, aber doch nicht in dem Grad, daß sie ihm die wahren Zwecke der Sittlichkeit, deren er sich zum Theil durch bestimmte Begriffe bewußt war, und die dabey in sehr lebhaften Gefühlen in seiner Einbildungskraft lagen, und sie zum Theil in belebten Gefühlen seiner Einbildungskraft in sich selbst trug, und die auch gegenwärtig noch immer in seinen Neigungen eine Art von Heimweh für seine alten Zwecke in ihm erhielten, völlig aus den Augen rücken konnten. Nein, es ist durchaus nicht die Comödiantentäuschung von Wildheimischen einzelnen Wohlthätigkeitshandlungen, wodurch der Herzog von dem hohen Sinn der wahren Volksversorgung, die so lange in ihm lebte, abgelenkt wurde, im Gegentheil, es sind nur die vielseitigsten und ununterbrochenen Erfahrungen von der Schlechtheit und Niederträchtigkeit von hundert und hundert Menschen, die ihn durch den Schein der Sorgfalt für das öffentliche Wohl, und hoher, menschenfreundlicher Zwecke dahin gebracht haben, den Glauben an die Möglichkeit einer soliden Hülfleistung für das Volk endlich gänzlich zu verlieren; aber auch in diesem Unglauben, darin er versunken und in der Wegwerfung alles Vertrauens für irgend ein Mittel seiner alten Zwecke, trug er dennoch den

Traum dieser Zwecke, ob er ihn gleich für nichts mehr als dafür ansah, dennoch mit Wärme in seinem Herzen. Indessen waren diese Kleinlichkeitshandlungen der Menschenfreundlichkeit, wie sie in den Cercles einer Wildheim erschienen und durch sie befördert worden, ob der Herzog sie gleich in seinem Herzen verachtete und für die Beförderung des eigentlichen Volkswohlstands ganz unwirksam hielt, dennoch von einer Natur, daß er gerne daran Theil nahm und sie als Zwerggestalten, die trotz ihrer Kleinheit und Unförmlichkeit dennoch etwas Aehnlichkeit mit der großen Riesengestalt hatten, der wahren Menschlichkeit, die er so viele Jahre mit so warmem Herzen verehrte, in so weit dennoch gern vor seinen Augen sah. So weit ist er, daß die Wildheim die Aufmerksamkeit des Herzogs diesfalls auf sich zu ziehen vermochte. Er hatte sie in der Stimmung, in der er jetzt war, auch wirklich gern um sich und nahm sogar oft selber an ihren Spöttereyen über seine höhern Menschlichkeitsträume Theil. Sie verglich diese einmal in seiner Gegenwart mit dem Thurm zu Babel, der bis an den Himmel reichen sollte, aber nirgend breiter war als am Boden, wo er fest am Koth der Erde klebte und aber denn immer kleiner und dünner ward, je mehr er von der Erde gegen den Himmel hinaufsteigen wollte, lachte der Herzog jetzt selber und fand das Gleichniß gar nicht übel, und da er nunmehr allen Glauben an das Höhere, Göttliche der Menschennatur so viel als verloren, und über vieles, das er ehemals hoch und heilig hielt, eine tiefe Verachtung in sich einwurzeln ließ, so fand er oft an ihrer bösen Zunge und selber, wenn sie

über dieses Heiligste und Höchste ihr größtes Gespött trieb, einen Gefallen. Sie schonte das Höchste und Heiligste nicht. Sie schonte weder die Armen, für die sie Almosen sammelte, noch die Reichen, bey denen sie die Almosen für sie bettelte; beyde waren der Vorwurf ihres bösen Spotts, selber in den Handlungen, durch die sie sich den Namen der Menschenfreundlichkeit und liberaler, philantropischer Gesinnungen zu geben suchte. Sie achtete und behandelte die Welt als ein Narrenhaus und meynte und sprach es aus, die Selbstsorge, die sie aber in ihrem innersten Sinn nicht von der rohen Selbstsucht trennte, sey der einzige wirkliche und wahre Mittelpunkt, worum sich alles Thun und Streben des Menschengeschlechts herumtreibe. Sie behauptete geradehin, dieses könne niemals mit Vernunft und Erfolg aus diesem Mittelpunkt, an den es von der Natur selbst, wie die Schnecke an ihr Haus angekettet sey, herausgeführt und als von ihm unabhängend ins Aug gefaßt werde, und die Bestrebungen der Menschen müssen immer in den Kreis der Beschränkung, die daraus hervorgehe, festgehalten werden. Woraus sich aber am heitersten ergab, wie weit sie dieses Anketten alles menschlichen Thuns an seine Selbstsorge trieb und wie derb den Begriff dieser Selbstsorge in sich selber mit demjenigen der Selbstsucht vermischt, beweist die sonderbare Aeußerung, die ihr nicht selten entschlüpft, der Mensch müsse durch seine Selbstsorge es dahin zu bringen suchen, daß er nicht für sich sorgen müsse, item er sorge am besten für sich, wenn er machen könne, daß er nicht viel an sich selber denken müsse. Man muß den Zeitge-

brauch unserer Worte sehr wenig kennen, wenn man unter dieser Aeußerung etwas anders versteht, als der Mensch sorge am besten für sich selber, wenn er machen könne, daß andere Leute für ihn sorgen müssen, und daß das, was er gern habe, ihm auf eine Weise in die Hand falle und in der Hand bleibe, daß er seinethalben keine Sorge haben müsse. Da der Herzog in seiner jetzigen Stimmung auch gern sich selber vergaß, konnten ihm einige Aeußerungen dieses Weibs in gewissen Augenblicken, so sehr sie dem Innersten seines Herzens zuwider waren, nicht mißfallen. Sie war auch im Augenblick des Diamantenraubs, von dem Bylifsky in seinem Brief an Arner schrieb, beym Herzog im Garten.

---

§. 57.

Ein Mann, der sicher die fünfte Bitte im Vaterunser „führe uns nicht in Versuchung" nicht recht gebetet.

Die Geschichte dieses Raubs ist folgende. Eines Abends, da der Herzog mit dieser Fräulein im Garten spazierte und Helidor noch in Sr. Durchlaucht Cabinet einen Brief vollenden wollte, den er für ihn angefangen hatte, war er wegen eines Vorfalls, der ihm gestern Abend begegnet, ganz sturm. Er wurde auch an diesem Abend von einer bedeutenden Anzahl Hofgaukler und Hofgauklerinnen, die,

von ihm berufen, aus der Privatcasse des Herzogs bezahlt werden sollten, mit dem schrecklichen Wort: wir gaukeln nicht mehr, nein, nein, wir gaukeln nicht mehr — auf das Aeußerste gedrängt und die erste Tänzerin sprach das Wort: ich tanze nicht mehr, und die erste Sängerin das: ich singe nicht mehr — vor ihm mit einem Ernst aus, wie ein Jude das Wort: ich zahle nicht mehr, einem leichtsinnigen Schuldenmacher, dessen Umstände zweifelhaft geworden, mit einem unbeweglichen Ernst ausspricht. Er wußte kein Geld und durfte dem Herzog, der sich über das immer tiefere Verschulden sowohl des Herzogthums, als seiner Privatcasse noch gestern mit lebhaftem Unwillen geäußert hatte, es auch nicht sagen. Er vergaß den Brief, den er ausmachen sollte und dachte, den Kopf auf seine Hand gestützt, nur nach, wie es möglich sey, diesen Abend, da ein paar von diesen Leuten, deren Forderungen die stärksten waren, wieder zu ihm kommen würden, sich aus der Noth zu helfen. Der Schlüssel steckte eben an dem Geheimschrank des Herzogs, in dem zwar auch nicht viel Geld lag, aber in einer Schachtel, die Helidor auch kannte, waren zwey Diamanten, deren Werth in die Hunderttausende ging. Die Noth war groß und der Augenblick dringend. Frechheit half jetzt nichts, Großthun auch nichts, es mußte Geld her. Er konnte sich nicht verhehlen und sagte zu sich selbst; wenn der erste Tänzer im Staat nicht mehr tanzen und die erste Sängerin nicht mehr singen, weil ich sie nicht bezahle, so kann vielen von den Leuten, denen ich schuldig bin, das Maul auf eine Weise über mich auf-

gehen, wie ich es ihnen nicht aufgehen lassen darf. Ich thue es, sagte er dann wieder, der Herzog fragt den Kleinodien bey Monaten nicht nach, und in der kurzen Zeit habe ich wieder Geld. — Das war freylich nicht wahr und nicht sicher, aber in der Noth, in der er jetzt steckte, genug, um ihn blind für das zu machen, was er gefahrete. Eben weil es Gefahr hatte, mußte er sich in seiner Täuschung verhärten. Er sprach einmal über das andere aus: es hat keine Gefahr, es hat gewiß keine Gefahr, und in dieser Zeit finde ich wieder Geld, ich finde gewiß wieder Geld. Zwischen hinein klopfte ihm wieder das Herz, aber dann sagte er wieder: es muß seyn, es muß seyn; es muß heute seyn, ich kann nicht warten bis morgen, und plötzlich, fast unwillkührlich, fällt ihm die Hand in die Schachtel. Das Kleinod ist in seiner Hand und plötzlich fällt es wie im Blitz mit seiner Hand in seinen Sack.

Womit will ich seine That vergleichen? Er schnappte das Kleinod weg, wie ein hungriger Hund einen Braten vom Tisch wegschnappt und mit dem Braten im Mund sich vor der Hundspeitsche fürchtet, vom Tisch wegspringt, sich mit dem Braten in den hintersten Winkel verbirgt und ihn da frißt — so sprang jetzt Helidor, mit dem Kleinod im Sack, aus des Herzogs Zimmer und in seine Stube. Aber er war so blaß, als er heimkam, daß seine Haushälterin fast ob ihm erschrak und ihn fragte: was ihm doch begegnet? er sehe aus, wie wenn er von einer Ohnmacht aufstünde.

Es ist nichts, gar nichts, sagte er, aber ich muß allein seyn.

Er hatte Ursache. Das Kleinod war jetzt in seiner Hand, aber mit dem hatte er noch kein Geld. Dem Hofjuden, der, wo er immer sicher ist, Geld leiht, so viel man immer will, die Kleinodien offen in die Hand geben, das ging nicht; denn er kannte sie. Was jetzt machen? Er ging zu zwey Männern, die reich und in Verhältnissen mit ihm waren, daß sie thun mußten, was er wollte. Diesen zeigte er die Kleinodien und bat sie, das Schächtelchen, darin er sie gebracht, beyderseits mit ihren eignen Siegeln zu versiegeln und ihm denn das Zeugniß auszustellen, daß die in diesem von ihnen versiegelten Päckchen enthaltenen Diamanten ungefähr den Werth haben, den sie ihnen selbst geben wollen. Dieses Versiegeln und dieses Zeugniß geben gefiel zwar den Männern nicht ganz. Aber sie thatens, und Helidor ging jetzt mit dem Zeugniß und dem Päckchen zum Hofjuden und forderte auf das Unterpfand dieses, mit dem Zeugniß der zwey, dem Hofjuden bekannten, reichen Männer, belegten Päckchens einen Dritthell des von ihnen anerkannten Werths desselben auf zwey Monate. Der Jude sah das Päckchen freylich mit einem Blick an, wie wenn er's lieber offen gehabt hätte. Doch es war Helidor, der das Geld forderte und dieser hatte ihm schon oft den Weg zu Geldkisten gezeigt, zu denen er ohne ihn keinen Schlüssel gefunden, und dabey war das Zeugniß vom dreyfachen Werth des Unterpfands deutlich, die Männer, die es unterschrieben, sicher, der Termin kurz, der Zins groß und zum

Voraus berechnet. Er glaubte, er könne das Geld geben, und gabs, doch mit der klaren Bedingung, daß die Rückzahlung desselben in 18 Wochen gewiß seyn müsse. Jetzt zahlte Helidor die Leute, die ihm gestern mit dem Wort: wir gaukeln nicht mehr, nein, nein, wir gaukeln nicht mehr — beynahe den Schweiß ausgetrieben. Er konnte diese Nacht wieder besser schlafen, als er es seit ein paar Tagen nicht gekonnt. Aber der Traum, der Herzog frage den Kleinodien bey Monaten nicht nach, war bald verschwunden. Wenige Tage nach ihrer Entwendung suchte der Herzog etwas in diesem Schrank und fand, daß sie mangelten.

§. 58.

Die Mitternachtstunde eines Vaters.

Ich verlasse den Mann gern, dessen unmenschlicher und unchristlicher Sinn schon zum Voraus für Arner und sein frommes, christliches Bestreben so viel Böses ahnen läßt und wende mich wieder zum guten Thun dieses lieben Herrn, der mit Hülfe seines Glülphi, seiner Gertrud und mehrerer guten Leute, die er unter den seinigen fand und an sein Herz zog, seinem armen, zerrütteten Bonnal wieder aufzuhelfen suchte.

Ich verließ ihn an dem Abend, an dem er die Weid von Bonnal vertheilt, jeder armen Haushaltung zu einer

Geiß verhalf und beschlossen, auf dem Ried einen großen Baumgarten anzulegen, unter dessen Schatten einst seine besser besorgten Bonnaer sich des Erdensegens, den Gott allen Menschen verliehen und niemand davon ausgeschlossen, freuen sollten. Nun nahte der Tag, an dem das Volk in Bonnal mit dem Vogt rechnen und alle Lumpen, die ihm schuldig, bey der Linde zu dieser Rechnung erscheinen sollten. Arner hatte diese Nacht nicht wohl geschlafen. Das Volk, das morgen also mit dem Vogt rechnen und die Schande seines Lebens also sich selbst öffentlich an den Tag bringen sollte, und der Gedanke, daß die Regierung seines Großvaters die Hauptursache an dem Unglück dieser so tief verdorbenen Menschen sey, lag ihm schwer auf dem Herzen. Ach Gott! ach Gott! sagte er in dieser Nacht mehrere Male zu sich selber, er hat aus meiner alten Burg ein Schloß gemacht, wie eines Königs Haus und mir ein Volk hinterlassen, an das ich ohne Scham und Sorgen nicht denken darf. Ach Gott! ach Gott! wiederholte er etlichemal zu sich selber, lieber, lieber Großvater! hättest du mir doch meiner Ahnen zimmerleere Burg und meiner Ahnen schandleeres Volk hinterlassen!

Sein Karl, der neben ihm im gleichen Zimmer lag, hörte ihn gegen 12 Uhr so beklemmt athmen und sagte zu ihm: fehlt dir etwas, Papa, daß du nicht schlafen kannst?

Nein, Lieber! es fehlt mir nichts, sagte Arner.

Doch, lieber Papa! es fehlt dir etwas, es ist dir angst auf morgen? sagte das Kind.

Warum das? du Lieber! erwiederte Arner.

Karl. Meynst, ich wisse es nicht? Es ist allen Leuten angst wegen der Rechnung.

Arner. Wer hat dir das gesagt?

Karl. Etliche Buben; aber einer gar. — Denk, Papa! er war bey den andern Buben, aber er hat gar nicht mögen lustig seyn und ist so herumgestanden, daß man ihm angesehen, es fehle ihm etwas; da bin ich zu ihm hingestanden, hab ihn bey der Hand genommen und gefragt: warum er so traurig sey? Zuerst hat er mir's nicht sagen wollen, aber ich habe nicht nachgelassen und da hat er mir gesagt, seine Leute daheim, der Vater und die Mutter und die Schwestern, weinen sich fast zu todt, sie seyen dem Vogt auch etwas schuldig und jetzt müsse die Schwester morgen vor dich, mit ihm zu rechnen; aber ich soll doch nichts sagen, daß er mir's gesagt habe, und denk auch, Papa! das Weinen ist ihm da so angekommen, daß er sich umgekehrt und hinter einem Hag verborgen, damit ihn niemand sehe; es hat mir doch auch so weh gethan und ich bin mit ihm hinter den Hag gegangen und bey ihm geblieben, bis man ihm nicht mehr angesehen, daß er geweint hat.

Arner. Das ist brav, Lieber! Wie heißt der Bub?

Karl. Er heißt Jacobeli und ist ein schöner Bub, mit einem glatten, weißen Haar, und ein guter Bub, du kannst nicht glauben, wie gut und wie lieb er mir ist.

Arner. Aber wem gehört er?

Karl. Er wohnt grad unten am Kreuzbrunnen; es sind so drey Tritt vor dem Haus.

Arner. Aber du weißt nicht, wie seine Leute heißen?

Karl. Nein. Aber du bist auch morgen nicht so gar bös mit ihnen; sie haben jetzt schon seit dem Sonntag nichts gethan als geweint.

Arner. Ich will mit keinem von allen bös seyn; aber, du Lieber! ich muß, wie mit dir, wenn sie sich etwas Böses angewöhnt haben, doch auch machen, daß sie es sich wieder abgewöhnen, und du weißt gewiß an dir selber, wie schwer das Abgewöhnen allen Menschen ankommt, und wie noth es thut, daß man ihnen den Ernst zeige, damit sie es thun.

Karl. Ja, Papa, ich weiß das wohl, aber wenn sie es denn auch nicht mehr thun, so bist du wieder gut mit ihnen.

Arner. Du weißt doch wohl, daß ich immer gern und bald wieder gut bin.

Ich weiß das wohl, erwiederte der Karl, und schlief bey diesem Wort wieder ein.

V. 59.

Der Anfang einer großen Morgenangst.

Arner stund an diesem Tag sehr früh auf. Er befahl am Abend schon dem Weibel, am Morgen um 5 Uhr zu ihm zu kommen. Dieser kam auf den Schlag und der

Junker

Junker gab ihm jetzt das aus des Vogts Hausbuch genau aufgenommene Verzeichnisse aller Personen, die diesem schuldig, und die nun diesen Morgen, um mit ihm zu rechnen oder vielmehr ihre Schuld gegen ihn anzuerkennen hatten, unter die Linde kommen mußten, und sagte, da er ihm das Papier in die Hand gab, mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit noch zu ihm: es ist mir leid für die vielen Leute, denen dieser Rodel Mühe machen wird.

Der Weibel gab ihm zur Antwort: es geschieht ihnen nur recht, sie habens so wollen, und dachte nichts weniger, als daß sein liebes Töchterlein in diesem Verzeichniß oben an stehe.

Der Junker sah ihn bey diesem Wort steif an, der Weibel aber ahnete nichts weniger, als daß dieser Blick sein liebes Töchterchen betreffen könnte, und eilte, da er noch nüchtern war, ohne den Rodel anzusehen, heim, setzte sich hinter den Tisch, trank ruhig seinen Morgen-Kaffee, um dann sogleich den Lauf durch das Dorf zu nehmen. Nur erst bey der letzten Tasse warf er einen Blick auf seinen Rodel und verschüttete die Tasse Kaffee, die er eben in der Hand hatte, als er den Namen seines lieben Kinds oben an der Spitze alles Lumpenvolks, dem er zur Rechnung mit dem Vogt bieten sollte, sah. Er rief wie Mordio der Mutter, die eben in der Küche war. Als sie kam, schrie er wie wüthend: wo ist dein verfluchtes Kind?! wo ist dein verfluchtes Kind?! ich will, ich muß es ausschmeizen, daß kein Fetzen mehr gut an ihm ist.

Die Frau, die, sobald er den Rodel abgelegt, ihre Nase schon darein gesteckt hatte, wußte schon, was es sey;

aber sie that nicht dergleichen und fragte ihn: warum er doch so wüthe?

Er wußte kaum, was er antwortete und sagte nur: schaff' mir das Kind im Augenblick her; es muß seinen Lohn haben; geh', geh', daß ich's unter meine Hände kriege. Ich wollte fast lieber, es hätte mir das Haus angezündet.

Was ist es denn? erwiederte die Frau noch einmal. Jetzt sagte er: es hat Wirthshausschulden und muß jetzt mit allem Lumpengesindel vor den Junker unter die Linde.

Das ist erschrecklich, sagte die Frau. Aber sie wußte schon alles und hatte das Kind schon ausgefragt, was an der Sache sey. Das Kind antwortete ihr, es sey nicht wahr, es sey dem Vogt nichts schuldig. Aber sie glaubte es ihm nicht und befahl ihm, sich hinter den Heustock zu verbergen, wo es kein Mensch finden könne, ging dann wieder zum Weibel und sagte ihm, sie habe es im ganzen Haus gesucht und nicht gefunden, es müsse außer dem Haus seyn.

Das ist verflucht, sagte der Weibel, daß du es nicht findst, aber ich muß jetzt fort.

Besitz' dich jetzt nur ein wenig und mache, daß es kein Gerede unter den Leuten gebe; je stiller wir es abstrafen, wenn es gefehlt, desto besser wird es seyn, sagte die Frau.

Er mußte jetzt gehen. Sobald er fort war, eilte sie auf der Stelle hinter den Heustock und fragte das Kind, wie es sich denn eigentlich mit der Schuld verhalte. Es

antwortete: es sey an des jungen Kienasten Hochzeit mit den andern Kindern vor dem Wirthshaus gestanden und habe im Spaß mit ihnen getanzt, da sey der Hummel mit einer Bouteille Wein und mit einem Teller Würst und Schinken herausgekommen; sie haben es angenommen und alle mit einander zahlen wollen; der Vogt aber habe das Geld nicht angenommen und gesagt, es werde von der Hochzeit bezahlt und koste nichts. — Aber darf ich darauf zählen, daß es nichts anders ist? erwiederte die Mutter. — Es antwortete: der Vater soll nur den Vogt selber fragen, er wird gewiß nichts anders wissen und sagen müssen, es sey so.

Drohend sagte jetzt die Mutter: aber wenn es etwas anders ist und du mich mit einem Lug unter die Linde schickst, so sieh denn, wie es dir geht.

Es ist gewiß nichts anders, versicherte sie ihr Kind noch.

Jetzt ging die Mutter unter die Linde, winkte ihrem Mann beyseits, und erzählte ihm, wie sich die Sache verhalte.

Glaubst du, ich dürfe der Sache trauen? erwiederte ihr Mann.

Ich glaube fast, du dürfest darauf trauen, antwortete sie.

Eilend ging er jetzt zum Junker und bat ihn, den Vogt über die Schuld seines Kinds zu befragen. Dieser gestund auch wirklich ein, daß sich die Sache wirklich so verhalte, und daß die Schuld nicht also hätte ins Buch eingetragen werden sollen. — Jetzt war dem Weibel ein großer Stein ab dem Herzen und er sagte zum Junker:

Sie werden also mein Kind vorrufen? — Natürlich werde ich es nicht vorrufen, sagte der Junker, — und der Weibel winkte nach seiner Frauen, die etwas ferne von ihm stand, sie könne jetzt nur gehen und dies auf eine Weise, daß sie wohl sah, es sey gut gegangen und alles in der Ordnung. Er aber sagte dann noch zu sich selber: hätte ich das nur auch vor einer Stunde gewußt, so wäre ich nicht so wie ein Narr im Dorf herumgelaufen. Und es ist wahr, er war wirklich die ganze Zeit, in der er den Leuten anzeigen mußte, daß sie vor den Junker unter die Linde kommen müssen, fast wie nicht bey sich selber. Der Schrecken über sein Töchterlein hatte ihn so verwirrt, daß er, da er zum Haus hinaus war, noch nicht wußte, was er that. Er verirrte in den Straßen und mußte oft, weil er ein Haus in einer Gasse vergessen, zweymal wieder in dieselbe zurück. Einmal hatte er sogar unter einer Hausthüre im Nodel nachgesehen, was er darinn zu thun habe und wußte es schon nicht mehr, als er die Treppe hinauf und in die Stube hinein kam.

Aber so verwirrt er war, so verwirrt waren auch die meisten Leute, denen er unter die Linde bieten mußte. Sobald er es ihnen anzeigte, waren die meisten von ihnen schon vorher so verdrüßlich, daß er über die Art, wie sich viele ihrer Wirthshausschulden halber entschuldigen wollten und über das Geschwätzwerk, das sie darüber anfingen, bey sich lachen mußte. Am meisten und am unanmuthigsten wollte ihn die Barbel, die man im Dorf die Fromme heißt, aufhalten.

Sie hatte ihre beyde Hände auf der offenen Bibel über einander, kehrte das gelbe Weiß in den Augen um, wie ein Bock, wenn man ihn mezget, und sah gen Himmel, als er ihr sagte, warum er da sey. Um Gottes Willen, Weibel, antwortet sie ihm, was denkt ihr auch, daß ihr zu mir kommt? b'hüt mich Gott davor, ich bin meiner Lebtag dem Vogt weder viel noch wenig schuldig gewesen, es muß einmal jemand anders gemeynt seyn, es heißen ja noch mehr Leute wie ich.

Der Weibel wußte nicht, wer? Sie namsete ihm aber sogleich das Spinnerbabeli. Da sagte er: der Vogt hätte diesem Bettelmenschen nicht 5 Batzen, geschweige 5 Gulden anvertraut.

Was wißt ihr, Herr Weibel, wie das hat kommen können? ihr werdet einmal müssen gehen und fragen; denn jetzt seyd ihr einmal bey meinem Gewissen am unrechten Ort.

Nun ich kann wohl gehen, es wird sich dann zeigen, sagte der Weibel, und ging eben, wo er von ihr hingewiesen war, zum alten Spinnerbabeli. Sobald dieses ihn von der frommen Nachbarin die Gasse hinaufkommen sah, ging es ihm entgegen und sagte, ehe er es noch anredte: ja, ja, ich weiß, was ihr wollt, und es wird sich wohl machen, ich will nicht fehlen zu kommen und zu zahlen.

Aber bist du dem Vogt so viel Geld schuldig? sagte der Weibel.

Was willst jetzt so viel fragen, es ist manchmal besser, man wisse nicht gar alles, erwiederte das Babeli.

Du hast recht, sagte der Weibel, ich hab' heute auch schon viel erfahren, davon ich lieber hätte, ich wußte es nicht. Aber er merkte das Spiel, das die fromme Barbel mit dem armen Spinnerbabeli treiben wollte, vollkommen und sagte zu sich selber: das kommt gewiß nicht so, wie sich der Narr einbildet.

V. 60.

Das reinste Gold liegt im Koth der Erde und im Gestein der Gebirge.

Gegen 9 Uhr kamen die Leute, die er geweibelt, unter die Linde. Aber wer will den Haufen beschreiben, wie sie dastanden, vom alten Meyer an, der über 20 Jahre alle Jahr beym Vogt saß, bis auf des Halloris Kind, das noch vor wenig Wochen das Unglück hatte, seiner Mutter den ersten Batzen zu stehlen und ihn dem Vogt zu bringen? Wer will diese 125 Menschen beschreiben, Männer, Weiber und Kinder, und wer will den Unterschied treffen zwischen denen, die Speck bey ihm aßen, denen, die Brandtenwein bey ihm soffen und denen, die Butter und Honig bey ihm schleckten und Kaffee bey ihm tranken? Wer will es ausdrücken, wie sie einander an Leib und Seel, an Händen und Füßen, an Nasen und Ohren so ungleich und dann wieder auf eine andere Art gleich sahen? —

So gleich das Lumpenleben sie unter einander machte, so ungleich machte es sie hinwieder. Es konnte nicht anders. Wie sie ob ungleichen Gelüsten ihm schuldig worden und in sein Buch hineinkamen, so kamen sie auch wieder auf eine ungleiche Weise aus demselben heraus. Die wenigsten zahlten ihn mit Geld, sehr viele, die meisten Weiber und Kinder zahlten ihn mit gestohlner Baumwolle; einige Männer mit gestohlnem Eisen, das sie bey Nacht und Nebel von Pflug und Wagen abbrachen und weiß ich mit wie vielerley ungerechtem Gut, mit dem sie ihr armes Fressen und Saufen bezahlten. Aber ich habe die Elendesten und Verruchtesten unter ihnen allen noch vergessen; einige zahlten mit falschen Zeugnissen und falschen Eiden. Die Armen, Elenden zahlten ihm ihr Fressen und Saufen damit, daß sie sich nach ihrer eigenen Ueberzeugung dem leidigen Teufel verpfändeten.

Ich eile von diesem Bild weg. Es schreckt mich im Innersten meiner Seele, wie es den Junker in seiner Wirklichkeit im Innersten seiner Seele erschütterte.

Dieser saß, ehe er unter die Linde ging, mit großer Wehmuth neben dem Pfarrer und redte sehr wenig. Doch einsmals kam ihm in Sinn, was ihm sein Karl diese Nacht von den Leuten gesagt, die nahe beym Kreuzbrunnen wohnen und einen Buben haben, der Jacobeli heiße. Er fragte jetzt den Pfarrer, was das für Leute seyen? und sagte noch, damit dieser schneller darauf komme: es stehen drey Tritt vor ihrem Haus.

Wenn der Pfarrer schon seinen Kragen auf die Kanzel vergessen hätte, er hätte nicht mehr können betroffen

seyn, als daß er es vergessen, mit dem Junker von dieser Haushaltung zu reden, wie er sich vorgenommen. Er sagte es ihm jetzt und erzählte ihm, daß ihn keine von den Leuten, die unter die Linde müssen, dauern wie diese, weil sie bis auf den letzten Winter sich vor allen Wirthshausschulden gehütet; die Frau aber sey vom Herbst an bis auf den Frühling bettlägerig gewesen und ihr Mann habe ihr mehrentheils die ganze Nacht durch wachen müssen. Sie können wohl denken, Junker, sagte der gute Pfarrer, wie es dann geht, die Nächte sind lang, und wenn ein Mann den ganzen Tag über arbeitet, schlechte Speisen hat und denn noch die Nacht durch wachen muß, was will man darüber sagen, wenn er auch dann ein Glas Wein mehr gelüstet, als er sollte?

Er rühmte die Haushaltung gar und sagte: sie seyen noch vom alten Vogt Lindenberger her, und wo noch ein Bein von dem Mann herstamme, so sey es ehrenvester und schamhafter als alles andere Volk — und die Tochter, welche den Wein gereicht und ins Vogts Buch eingeschrieben stehe, sey dann ganz unschuldig; sie habe keinen Tropfen davon getrunken; auch sage ihr Vater alle Stund zu ihr, sie müsse die Schande nicht ausstehen, er sey schuldig und er wolle unter die Linde, aber sie wolle ihn nicht lassen und bitte ihn um tausend Gottswillen, er solle das nicht thun — aber sie habe dann doch vom Morgen bis in die Nacht feuerrothe Augen vom Weinen.

O Gott! wie viele dieser Menschen wären anders, wenn man anders mit ihnen umgegangen wäre, sagte der Junker wieder zu sich selber — und auch dieser Vorfall

füllte sein Herz mit Güte für diese Elende, und machte ihm eine gute Weile den Anblick erträglicher, den er unter der Linde hatte.

---

§. 61.

Das reine landesväterliche Herz meines Mannes.

Er bedauerte die Kinder am meisten. Er ließ ihnen aber auch zuerst rufen, damit sie aus der Angst kämen und sagte keinem viel mehr, als: bist du auch da? — Etlichen bot er noch die Hand und sagte ihnen mit Vatergüte: thu doch das dein Lebtag nicht mehr! —

Aber das Ganze, das ihm vor Augen stand, war entsetzlich. Der Fehler, um dessentwillen sie da waren, machte ihm nichts, aber das Bild der Heucheley und Verstellung, der leiblichen Abschwächung und der geistigen Zerrüttung, der Seelenlosigkeit und der Herzlosigkeit, die allenthalben hervorstach, drückte und empörte den Mann.

Die meisten Weiber thaten, wie wenn sie vor Scham und Angst in Boden hineinsinken wollten; er aber sah, wie wenig es ihnen ernst war und sagte ihrer etlichen mit Unwillen: es ist dir nicht halb so, wie du thust. Einer sagte gar, ich meyne, wenn gerade jetzt ein Krug Wein vor dir zu stünde und du allein wärest, daß dich niemand sähe, dein Jammer würde bald aus seyn.

Aber eine verstellte sich nicht. Es war ein Elend, sie anzusehen. Sie weinte laut, ihr Athem tönte auf viele Schritte weit, ihr Mund lag über einander, wie wenn er zusammengewachsen und wenn sie redte, schnappte sie nach Luft. So stund die Rabserbäurin vor seinen Augen.

Was ist dir, Frau? Bist du krank? oder was fehlt dir? sagte der Junker.

Sie konnte nicht reden, aber sie fing an zu weinen, und mit dem war ihr leichter, daß sie hintennach sagen konnte, sie sey jetzt 60 Jahre alt und habe ihren Lebtag schinden und schaben müssen, wie eine Bettelfrau, und ihr Mann mißgönne ihr das Brod und gebe ihr nicht, wie recht ist, zu essen, sonst wäre sie, das wisse Gott im Himmel, nicht in diesem Unglück.

Ihr Anblick machte den Junker blaß. Er frug links und rechts, ob ihr Mann wirklich so mit ihr umgehe, wie sie sage? und links und rechts war die Antwort, es sey, wie sie sage, es habe der Frau ihr Lebtag kein Mensch nachgeredt, daß sie ein Glas Wein zu viel getrunken, als wozu sie die liebe Noth selber gedrungen. Der alte Renold setzte hinzu, sie habe 20 Kinder gehabt, die aber alle bis auf zwey todt seyen, und die Frau möge die rohen Speisen, die sie um seines Geizes willen essen sollte, nicht mehr erleiden, und sonst sey ganz gewiß unter der Sonne kein Grund, daß sie ins Geheim dann und wann ein Glas Wein aus dem Wirthshaus habe kommen lassen.

Als der Junker sich davon ganz überzeugt, sagte er zur armen Frau: wenn's so ist, so will ich dir helfen; wenn dir dein Mann nicht zukommen läßt, was du zu

deiner Leibesnothdurft brauchst, so sag du nur dem Herrn Pfarrer, in welchem Haus im Dorf du den Rest deiner Tage gern verleben möchtest, und ich will dann schon dafür sorgen, daß dir dein Mann, was du nöthig hast, sicher in dieses Haus bringen lassen wird.

Aber diese und die Lindenbergerin waren auch die einzigen, mit denen er von Herzen hat gut seyn können.

Es freute ihn recht, als die letzte kam. Sie hub kein Aug vom Boden, und da der Schreiber ihr vorlas, was sie dem Vogt schuldig, sagte sie kein Wort zu ihrer Entschuldigung, sondern legte, ohne ihren gegen den Boden gerichteten Kopf nur aufzuheben, das Geld für die Schuld auf den Tisch. Der Junker, den dieses Benehmen rührte, redte sie freundlich an und sagte: Kind, warum sagst du nichts zu deiner Entschuldigung?

Auf dieses Wort sah sie den Junker zum erstenmal an, aber redte nicht.

Nun, wenn du es nicht sagen darfst, fuhr Arner fort, so will ich es sagen. Ich weiß es, eure Haushaltung hat sich bis auf den letzten Herbst vor allen Wirthshausschulden hüten können, und wenn deine Mutter nicht einen so elenden Winter gehabt, so wäret ihr auch jetzt dem Vogt keinen Heller schuldig.

So entschlug der gerechte Landesvater vor allem Volk dies gute Kind seiner Schande halber. Aber es that den hundert und zwanzigen wehe, zu hören, daß eines besser unter ihnen, als sie alle, und es war kein Krüppel an Leib und Seele unter der Linde, der nicht zu sich selber

sagte: ja, wenn er wüßte, wie ich's gehabt habe, er würde gewiß das und noch mehr auch zu mir sagen.

Die Lindenbergerin aber antwortete jetzt dem Junker mit einem Aug, das Freud und Dank sichtbar aussprach: wie dank' ich Gott, daß Sie wissen, wie wir's gehabt haben.

Ich weiß auch, sagte der Junker denn ferner, daß du keinen Tropfen von dem Wein getrunken, um dessen willen du da bist, und daß dein Vater dich noch gebeten, du sollest ihn sich verantworten lassen, er wolle unter die Linde gehen; aber du bist ein braves Kind gewesen, und hast lieber die Schande auf dich genommen, als deinen Vater hieher kommen lassen.

Jetzt nahm das Kind die Hand vor die Augen, die ihm überliefen, und sagte schluchzend: mein Vater, niemand als mein Vater, mein lieber Vater hat Ihnen das gesagt.

Nein, sagte der Junker, dein Vater hat es mir nicht gesagt, dein Bruder, der Jacobeli, hat es meinem Karl erzählt, in welchem Unglück ihr euch wegen dieser Schuld befindet, und wie ihr euch alle darob fast zu todt geweint, und mein Karl hat es mir diese Nacht, da ich nicht schlafen konnte, selber mit Thränen erzählt und mich gebeten, daß ich auch nicht bös mit dir seyn solle, und nicht wahr, setzte er noch hinzu, ich bin jetzt nicht bös mit dir gewesen.

Das Kind konnte vor Rührung nicht reden. Aber der Junker fuhr fort und sagte ihm noch: sag' doch deinem

Bruder, er soll am Sonntag zu meinem Karl ins Schloß kommen; er ist ihm gar lieb.

Jetzt wußte das gute Mädchen, wer dem Junker das alles erzählt und sagte zu sich selber: das muß doch ein guter Bub seyn, dieser Karl, der Jacobeli muß am Sonntag gewiß zu ihm. — Ihr Auge war voll Freudenthränen. Sie sprang von der Linde heim, dem Vater und der Mutter zu sagen, wie gut es ihr gegangen und wie väterlich der Junker mit ihr geredt. Im Heimgehen wiederholte sie sich selber einmal über das andere, der liebe Gott hat es doch gut mit mir gemeynt.

§. 62.

Das Frechheitsspiel der bösen Menschen mit den guten, so gern spielen, gelingt ihnen doch nicht immer.

Diese Güte des Junkers wollte das Lumpenvolk, das unter der Linde war, mißbrauchen; aber es gerieth ihm nicht. Eine Speckmolchin stieß ob diesem Versuch den Kopf hart an. Da sie sah, wie liebreich und gut der Junker mit diesem Mädchen war, kam ihr in Sinn, mit so einem guten Herrn lasse es sich probiren, ob man nicht etwa mit dem Läugnen aus dieser Wirthshausschande herauskommen könnte. Sie stund ganz keck an die Herren zu vor den Tisch und sagte, der Hummel habe sie wie

ein Schelm und wie ein Dieb in seinem Buch aufgeschrieben, sie sey ihm weder Heller noch Pfenning schuldig und sie wüßte sich bey Jahr und Tag nicht zu besinnen, daß sie das geringste mit ihm gehabt oder ihm nur ins Haus hinein gekommen.

Darüber empört, antwortete der Hummel, man solle nur ein Tischtuch und ein Handtuch ansehen, die auf dem Tisch liegen und die sie ihm versetzt, es werde sich dann wohl zeigen, ob sie nie im Haus gewesen. Das machte sie noch nicht irr. Sie behauptete keck, sie habe ihr Lebtag diese Tücher weder gesehen, noch in Händen gehabt.

Dein Name ist ja darauf gezeichnet, sagte jetzt der Vogt.

Das verwirrte sie einen Augenblick, aber dann sagte sie doch, sie müssen ihr gestohlen worden seyn, einmal das sey gewiß und das könne sie behaupten, daß sie es ihm nicht gegeben habe.

Der Junker aber, dem ihre äußerste Frechheit auffiel und sicher war, daß sie wider Wissen und Gewissen also redte, antwortete ihr: er wolle sie vorläufig für 14 Tage ins Zuchthaus einsperren; er wisse, daß dieses Haus schon vielen Lumpenleuten wieder zu einem guten Gedächtniß geholfen, es werde sich in dieser Zeit denn auch zeigen, wie weit das Zuchthaus dazu helfen könne, sich dieser Schuld halber zu erinnern, was daran wahr sey.

Aber die Frau wollte die Gedächtnißcur im Zuchthaus nicht machen, und als der Harschier auf einen Wink des Junkers gegen den Tisch hervorkam, fing sie an zu heulen und sagte: sie wolle es ja bekennen, er solle sie doch

um Gotteswillen nur wieder heim lassen. — Jetzt machte sie der Junker vor allem Volk, das umher stand, die Worte laut und verständlich nachsprechen: „der Hummel sey deswegen und diesfalls, daß er in seinem Buch aufgeschrieben, sie sey ihm so und so viel schuldig, weder ein Schelm noch ein Dieb.“

Sie konnte diese Worte fast nicht zum Mund herausbringen. Aber es mußte seyn, und als es endlich geschehen, mußte sie ihm noch die Hand bieten. Aber als sie die drey Finger des Vogts erblickte, die der Henker ihm unter dem Galgen angestrichen und die noch schwarz waren, zog sie ihre Hand wieder zurück und ließ einen Schrey, wie wenn man sie morden wollte. Das half nichts. Sie hätte entweder mit dem Harschier, der neben ihr stand, ins Zuchthaus müssen oder dem Vogt die Hand bieten. Sie that es endlich, aber vor Wuth fast außer sich und feuerroth. Da es geschehen und sie nun weg und heim durfte, sagte sie hinterrucks zum Vetter Weibel: ich hätte doch nicht geglaubt, daß der Junker so mit mir umgehen würde — und er antwortete: und ich hätte nicht geglaubt, daß du so dumm wärest.

§. 63.

Betschwesterarbeit und der Basler Todtentanz neben einander.

Bald nach ihr kam das Spinnerbabeli hervor. Aber der Junker sah, daß jedermann die Köpfe zusammenstieß und fragte die Vorgesetzten: was das sey?

Der Weibel antwortete sogleich: man glaube, das sey nicht die rechte Barbel.

Da fragte der Junker den Vogt: ob das nicht die Barbel sey, die ihm schuldig?

Der Vogt erwiederte: nein, die rechte Barbel, die hätte kommen sollen, heiße die Fromme; aber der Hochmuth lasse es ihr nicht zu, selber zu kommen; sie fürchte natürlich, es möchte ihr an ihrem guten Frommkeits-Namen schaden, wenn es ihr auskomme, daß sie, wie andere Leute, Wirthshausschulden habe; sie sey auch seit dem Sonntag alle Nächte vors Haus gekommen und habe ihm mit Sprüchen aus der Bibel und mit weiß nicht was zugesetzt, daß er um Gotteswillen auch so barmherzig sey und das Maul halte, wenn das andere Barbeli für sie unter die Linde komme und zahle. Er setzte hinzu, er habe, damit er ihrer los komme, geantwortet: wenn niemand nichts sage, so wolle er auch schweigen.

Der Junker fragte darauf das andere Barbeli: aber was hat sie dir Lohn gegeben, daß du für sie da hervorgekommen?

Es antwortete: einen halben Gulden, und setzte hinzu: es sey ein armes Mensch, und habe gedacht, es schade niemand nichts, wenn es das thue.

Aber hast du nicht gedacht, es schade dir selber, deinen guten Namen so an Lumpentisch hervorzutragen? sagte der Junker.

Und es: ich habe gedacht, es glaube das niemand.

Der Junker mußte ob ihm lachen. Ueber die andern lachte er nicht. Er rief dem Harschier und befahl ihm

den

den Augenblick, die rechte Barbel abzuholen und hieher zu führen.

Die Barbel saß in diesem bittern Stündlein der Trübsal ob dem Buch Hiob, las das Leiden des Manns vom ersten Kapitel bis aufs letzte und deutete alle Trübsal, die ihm der Teufel und sein Weib machten, nur auf sich und ihren heutigen Jammer. Es war mit dem Buch Hiob fertig, aber das Stündlein ihrer Trübsal gieng leider erst an; sie hatte ihre Dienstmagd und Mithälterin ihrer stillen Abendtränke oben an die Kirchgasse geschickt, um von dort aus zu sehn, wie es unter der Linde ablaufen würde. Diese sah nach langem und langem Warten endlich, daß das Spinnerbabeli zum Tisch hervorwackle, aber zugleich auch, wie jetzt alles die Köpfe zusammenstoße und wie es mit diesem Babeli nicht vorwärts wolle, wie mit andern, wie der Junker lange mit dem Vogt und dem Weibel rede und jetzt gar, wie der Harschier zu ihm hervortrat. Sobald sie diesen sah, zweifelte sie gar nicht mehr, die Sache habe gefehlt, die Wahrheit sey ausgekommen und der Harschier werde ihre Barbel auf der Stelle unter die Linde abholen müssen.

Als aber die Magd mit diesem Bericht zu der Barbel kam, schlug diese die Hand ob dem Kopf zusammen und rief einsmal über das andere: Herr Jesus! ach, mein Gott! und dann wieder: der Teufel hat es mir wohl müssen in den Sinn geben, daß ich das Mensch habe unter die Linde schicken müssen; es hat mirs jetzt in Gottes Nahmen noch selber ausgebracht. Sie seufzte einmal über das andere: „hilf, Helfer! hilf in Angst und

Noth," und ihre Dienstmagd mußte ihr die Thüre zumachen, so gut es immer möglich. Aber alles half nichts. Der Harschier kam nach wenigen Minuten und klopfte an der Thüre, und da sie niemand aufmachte, gab er ihr kurzweg mit den Schuhen einen Tritt und sie war bald offen. Er kam dann zu der Barbel in die Stube und sagte, daß sie mit ihm unter die Linde müsse. Jetzt bath sie um Gottes Erbarmen, er solle doch nur wieder gehen, sie wolle nachkommen. Er aber wollte nicht und sagte: es sey des Junkers Befehl, sie müsse mit ihm. Jetzt that sie, wie wenn ihr ohnmächtig würde und fiel den langenweg von ihrem Stuhl auf den Boden. Der Harschier aber sah, daß sie ihre Ohnmacht nur heuchle, und gewohnt, dergleichen Arten von Ohnmachten und auf dem Boden liegen beym Lumpengesindel nach seiner Art zu behandeln, sagte er zu ihr: wenn du nicht im Augenblicke aufstehst, so will ich dich mit dem Farenschwanz aufstehen machen, wie du in deinem Leben nie aufgestanden bist — und damit nahm er sie beym Arm und zog diesen auf eine Weise in die Höhe, daß die Füsse im Augenblick auch gerade aufstanden, und so mußte sie mit ihm fort. Aber man muß den Basler Todtentanz im Kopfe haben, wenn man sich vorstellen will, wie sie mit einander unter die Linde gegangen.

Der Junker hatte das Spinnerbabeli warten lassen, bis die wahre Barbel mit dem Harschier ankam; als sie da war, machte er sie neben dem Spinnerbabeli auf der steinernen Bank absitzen und da warten, bis alles andere Lumpenvolk, das noch mit dem Vogt zu rechnen hatte,

damit fertig war, und ohne sie ein Wort reden zu lassen, sagte er nur noch: sie habe dem Spinnerbabeli für die Mühe, die es für sie habe nehmen müssen, zu wenig Lohn gegeben, sie müsse ihm noch einen halben Gulden geben, und soll ein andermal nicht mehr probieren, die Schande des Lumpenlebens so wohlfeil zu verkaufen, als sie diesem Babeli habe verkaufen wollen.

§. 64.

Eine durch eine scharfe Cur gelungene Heilung.

Nachdem die fromme Barbel also wegen ihrer Heuchlerschlechtheit auf der steinernen Bank bey der Linde zur Schau da saß, stellte sich wegen ihrer Hoffartsschlechtheit eine andere zur Schau da. Gerade nach der Barbel kam die Hürnerbeth. Sie trug Sammetbänder und ihre ganze Kleidung war auffallend hoffärtig.

Arner kannte seine Eltern aus dem Almosenrodel und fragte: bist du des Hürner Jacobs?

Diese Frage gefiel dem eiteln Kind schon nicht. Es verlor schon seine Farbe, da es ja sagte.

Und der Junker fragte weiter: wie kommst du zu Seiden und Sammet?

Es antwortete nichts. Aber der Junker fragte weiter: wie kommst du zu Seiden und Sammet? und es brachte

unter Herzklopfen endlich die Antwort hervor: ich habe verdient, was ich trage.

Ich will dich nicht fragen, wie, ich will dich nur fragen, ob es dir anstehe, es zu tragen?

Es schwieg wieder.

Der Junker aber sagte: ein Kind, das vom Almosen erzogen worden und sich vor seinem Dorf nicht schämt, sich kostbarer zu kleiden, als Leute, die von niemand nichts haben und von niemand nichts wollen, ist ein böses Exempel, dem ich vorbeugen muß. Und einen Augenblick darauf sagte er ihm: wie viel Geschwisterte hast du?

Es sagte fünfe, — und er wieder: gehen sie auch so hoffärtig daher? Es schwieg, — und er fragte zum andernmal: gehen sie auch so hoffärtig daher? Es antwortete: nein. Er fuhr fort: aber haben sie Schuhe und Strümpfe und ganze Hemder? Es zitterte und schwieg wieder, und er wiederholte: haben sie Schuhe, Strümpfe und ganze Hemder, deine fünf Geschwisterte? Es mochte wollen oder nicht, es mußte nein sagen. — Und dein Vater und deine Mutter, fuhr der Junker fort, können sich diese vor Kälte und Nässe schützen, Kleidern halber? Es schwieg wieder, und er: Ich sehe wohl, auch das ist nein, und du schämst dich nicht und fürchtest dich nicht, der Sünde halber so daher zu kommen.

Dann befahl er ihm, jetzt heim zu gehn und Vater und Mutter und alle Geschwisterte, wie sie gehen und stehen, hieher zu bringen.

Das Elend selber, wenn man es abmahlen wollte, könnte nicht elender seyn, als diese sieben Menschen.

Der Junker ließ sie vor sich zu, die Hoffartsbeth auf die einte und Vater und Mutter und Geschwisterte auf die andere Seite stellen. Da sie denn vor ihm zu so gegen einander über stunden, sagte er zu der Beth: ist jetzt das dein Vater?

Ihre Lippen bebten, ihre Augen stunden ihr starr und ihre hangenden Hände zitterten, als sie ja sagte.

Er fuhr fort: und bist du des Mannes Tochter?

Beth. Ja.

Junker. Und der Frauen da ihr Kind?

Beth. Ja.

Junker. Und das sind deine Geschwisterte?

Beth. Ja.

Junker. Sind diese Kinder mit dir unter einem Herzen gelegen?

Es schluchzte.

Der Junker sah es jetzt streng an und sagte: und wenn ich dich jetzt heimschicke und dir befehle, in eben den Lumpen, in denen deine Mutter jetzt dasteht, wieder hieher zu kommen und auch da auf einer Bank neben uns abzusitzen, hast du das nicht verdient?

Das Kind sank fast in den Boden und Vater und Mutter bathen für es. Er befahl ihm jetzt, heim zu gehen, Vater und Mutter aber, noch eine Weile zu bleiben, redete dann freundlich mit diesen und sagte der Mutter: ich will gar nicht, daß dein Kind in Lumpen

gehüllt wieder hieher komme, aber ich habe geglaubt, es habe diesen Schrecken verdient und er thue ihm wohl.

Da er so mit ihr redte, weinte die gute Mutter und sagte zu ihm: Sie haben in Gottes Nahmen ganz recht und ich habe es dem unvernünftigen Kind hundert und hundert mal gesagt, es könne es vor Gott nicht verantworten, wie es Vater, Mutter und Geschwisterte im Elend sehe, und doch alles, was es auftreiben könne, an die Hoffart verwende.

Die eitle Tochter fürchtete wirklich, sie müsse, in der Mutter Lumpen gehüllt, wieder unter die Linde, und war, als die Mutter heim kam, fast außer sich vor Angst und Sorgen. Da sie ihr aber jetzt sagte, es komme dem Junker kein Sinn daran, daß das seyn müsse, er habe mit seinem Drohen nur dahin auf sie einwirken wollen, daß sie in sich selber gehe und das Unrecht ihres diesfälligen Benehmens erkenne, war sie innig gerührt und sagte zu Vater und Mutter: verzeiht mir, ich erkenne, wie sehr ich gefehlt. Sie trennte auch noch an diesem Tag einige Sammetbänder, die sie auf den Kleidern hatte, ab. Sie gab auch einige Hoffartssachen, die sie hatte, der Mutter zum Verkaufen und ist von dieser Stunde an so brav und eingezogen worden, daß hoffartshalber ihr kein Mensch mehr etwas vorzuwerfen hatte.

§. 65.

Wie und wie weit Lumpenvolk, wenn es sich im Vortheil spürt, das Maul braucht.

Es ist nicht zu sagen, was es unter und bey der Linde alle Augenblicke für Auftritte gab. Eine Kreblerin, die schon mehr als vor einem halben Jahr ihres Manns silberne Schnallen dem Vogt versetzt hatte und, damit er sie nicht im Verdacht habe, ihre Dienstmagd, die allein im Haus war, als eine Diebin auf der Stelle fortgeschickt, hatte auch eine Hiobsstunde.

Die Ringgen (Schnallen) lagen jetzt unter der Linde auf dem Tisch, und des Josen Conrad, der der Bruder war von der Margreth, die sie hat sollen gestohlen haben, kannte sie im Augenblick und sprang was gibts was hast heim, seiner Schwester zu sagen, was er für eine Entdeckung gemacht.

Das war ein Jubel für Bruder und Schwester. So geschwind als er heim kam, so geschwind sprangen beyde wieder gegen die Linde, dem Krebler und seiner Frauen jetzt den Meister zu zeigen. Dieser aber, als er die Margreth und ihren Bruder von ferne daherspringen sah und die Schnallen auch schon als die, so seiner Frau sollen gestohlen worden seyn, erkannte, roch Feuer, gieng der Margreth und ihrem Bruder eilends entgegen, stellte sich vor sie hin, both ihnen freundlich die Hand und sagte: sie sollen doch einen Augenblick halten, wenn etwas Unge-

Fades in seinem Haus vorgefallen, so wolle er machen, daß sie können zufrieden seyn.

Nein, nein, antworteten sie, und er: die Leutsbetrügerin, deine Frau, muß zu Schanden gemacht seyn, wie sie es verdient, so hängt sie ein andermal niemand mehr den Schelmennamen an, der ihr gebührt.

Ja, ja, sagte die Margreth, sie ist eine Leutbetrügerin, eine Seelenmörderin, deine Frau, so hat es mir in meinem Leben noch niemand gemacht und den Lohn dazu noch abgedrückt.

Sie thaten beyde wie wild, und die Margreth noch oben drein, wie wenn sie die Augen trocknen wollte. Diese aber hatten das gar nicht nöthig, sie waren so trocken, als wenn sie eben zum Ofen heraus gekommen wären. Das andere Wort, das sie redte, war: wie unglücklich sie jetzt sey, daß sie so um Ehr und guten Nahmen gekommen.

Thut doch jetzt nicht so gar, sagte der Krebler, sie muß euch Ehr und guten Nahmen wieder geben, so lieb er euch ist; — denn es machte ihm angst, daß die Leute es oben an der Kirchgasse alle hören, so laut redten sie.

Ja, ja, sagte die Margreth, es ist bald gesagt; Ehr und guten Nahmen ist nicht so leicht wieder zu geben, wenn man es einem genommen. Und denn oben drein: was ich für Schaden und Nachtheil von dieser Sache gehabt, ist mit keiner Zunge zu beschreiben. — Und ihr Bruder: ja, ja, es ist nicht zu beschreiben. So machten sie Lärm; aber sie wollten nur Geld, und der Krebler, der wohl sah, daß hier nichts anders zu machen, als den

Seckel zu ziehen, sagte endlich: nun, was kostet es denn, damit wir ab einander kommen?

Da sagte die Margareth, ich bin jetzt bald Dreyviertel-jahr auf mir selber gesessen und habe keinen Dienst finden können, weil sie mich als eine Diebin zum Haus hinaus gejagt. Vom andern will ich gar nicht reden.

Und ihr Bruder: es ist da nicht an uns zu fordern, wenn du es also willst, so kannst du nur biethen, was du geben wolleſt, es wird sich dann zeigen, was wir dazu sagen wollen.

Kurz sie brandschatzten ihn um 30 Gulden. Als sie aber diese hatten, war weiter von Ehre und gutem Nahmen keine Rede.

Den Siegrist und Schulmeister ließ der Junker spät rufen, damit sie recht lang unter den andern Wirthshaus-lumpen da stehen müssen.

Diese wollten noch eine Predigt halten, wie es gekommen, daß der einte dem Vogt 5 und der andere 7 Gulden schuldig worden sey.

Er sagte aber beyden: haltet doch das Maul.

Auch der Kriecher wollte so predigen.

Er sagte ihm aber: ich kenne dich ja schon.

Keiner machte es, ich möchte fast sagen, so gut, als der alte Meyer; — der kam hervor, wie einer, dem noch viel heraus gehörte, und sagte: was ich schuldig, das will ich zahlen, und weiter und ferner ist es kein Schelmenstück, wenns einer hat und vermag, wenn er trinkt bis er genug hat.

„Es ist gar richtig, daß saufen kein Schelmenstück ist, sagte der Junker, aber es führt gern zu vielen.

„Ich habe meiner Lebtag gehört, die größten Schelmen hüten sich vor dem Vollsaufen sagte der Meyer, und der Junker mußte lachen.

Aber bald alle Augenblicke kamen Männer und Weiber, denen er gestern armuthshalber das Geld für eine Geiß vorgeschossen. Es wunderte ihn, wie viele von diesen zusammen da seyen? und sagte: daß wer immer von diesen 27 Haushaltungen da sey, Männer Weiber und Kinder, die sollen zusammen stehen, und es fand sich, daß von den 27 Haushaltungen nicht 3 waren, aus denen nicht entweder der Vater, oder die Mutter, oder ein Kind Wirthshausschulden halber jetzt vor ihm stunden.

Er sagte ihnen: ihr habt doch scheints Vermögen, Wirthshausschulden zu machen, wenn ihr schon nicht vermöget euern armen Kindern täglich ein Glas Milch zukommen zu lassen.

Es zerschnitt ihm fast das Herz wie die Leute alle aussahen; doch er ließ sie jetzt gehen ohne weiter ein Wort zu ihnen zu sagen.

Aber der Eindruck, den ihm dieser Morgen machte, war bedrückend, und er gieng fast ohne Hoffnung, daß mit einem Volk, unter welchem so viele Lumpen, noch etwas auszurichten, mit beklemmtem Herzen von der Linde weg ins Pfarrhaus.

§. 66.

Wie sehr die Ansichten über das Heurathen auch unter den Strohdächern verschieden sind und wie sie sich auch unter solchen Dächern auf die gleiche Weise, wie in Palästen, aussprechen.

An eben diesem Morgen war Gertrud eine Stunde bey ihrem guten Hübelrudi, der, seitdem er die Meyerin das letztemal gesehn, alle Stund mehr Hoffnung schöpfte, es könnte ihm mit ihr vielleicht doch noch mehr gerathen. Es war ihm den ganzen Tag, er sehe sie mit seinen Augen, wie sie freundlich vor ihm zu stand, ihm helf dir Gott sagte und ihm anrieth, er solle auch vor andern Häusern ein Almosen heischen. Die Gertrud war gar nicht ohne Hoffnung für ihn und that mit gedoppeltem Eifer in seinem Haus und für seine Kinder alles, damit von dieser Seite der Sache kein Hinderniß aufstosse. Auch die Meyerin dachte von dieser Stund an mehr an den Hübelrudi, als sie in ihrem Leben geglaubt hätte, daß sie je an ihn denken würde. Auch an seine Haushaltung, und sogar an seine Matte und an seine schöne Kuhe dachte sie oft und wiederholte sich oft: ich möchte dem guten Mann doch sowohl gönnen, daß er bald wieder wohl versorgt würde. — Doch glaubte sie noch nicht, daß sie sich entschließen könnte, ihn zu heurathen, da er so alt und der Kinder so viele seyen; aber dennoch kam ihr seit dieser Zeit der Hans Ulrich Ochsenfeist, den ihr der Untervogt

und seine Frau geben wollten, immer widriger und unerträglicher und oft im Schlaf also vor. Die Untervögtin wußte zwar, daß sie einigen Eckel vor ihm habe, aber sie meynte bis auf die heutige Stunde doch, es müsse ihr seyn und sie müsse ihren reichen Vetter und keinen andern heurathen. Sie hatte es ihm auch heilig versprochen, es solle nicht fehlen, er müsse sie bekommen, und sie zweifelte um so weniger daran, da sie bis auf den heutigen Tag kein Wort davon wußte, daß Gertrud ihrer halber etwas anders im Schild führe. Sie hätte sich auch in ihrem Leben nicht vorstellen können, daß der Hübelrudi ihrem reichen Vetter, dem Ochsenfeist, heurathshalber in den Weg kommen sollte und daß in der Welt ein Mensch daran denken könnte, ihrer Schwägerin diesen Rudi anzutragen, und als sie diesen Morgen vernahm, daß im Dorf wirklich im Ernst die Rede davon sey, es wäre möglich, daß die Meyerin den Hübelrudi heurathen könnte, daß die Gertrud dahinter stecke, daß auch der Junker davon wisse und selber mit dem Untervogt dem Rudi zu Gunsten davon geredt und daß sogar die Meyerin selber sich ganze Stunden lang in des Rudis Haus aufgehalten und mit der Gertrud Arm in Arm in seiner Matte, in seinem Stall und allenthalben in seinem Haus herumgezogen. Sie ward darüber wie wüthend, fluchte über ihren Mann, daß er sich unterstehe, so etwas zu wissen, und ihr nichts davon zu sagen. Aber sie konnte nicht mit ihm zanken, er war unter der Linde bey dem Junker; warten konnte sie auch nicht, bis er heim kam, das war ihr unmöglich. Es

trieb sie, daß sie auf der Stelle zu ihrer Schwester, der Meyerin, hinlaufen mußte, um von ihr Auskunft zu begehren, was an dieser Sache wahr sey. Zu dieser Haue will ich wohl einen Stiel finden, das muß mir nicht seyn, sagte sie wohl zehnmal zu sich selber, da sie jetzt halb wüthend von ihrem Haus weg zu ihrer Schwester hinsprang.

Aber sie kam der Meyerin nicht wohl. Diese war des Ochsenfeists halber in einer so schlimmen Laune, als es immer möglich ist, in einer schlimmen Laune zu seyn. Sie hatte, wie ihr wißt, diese Nacht nicht wohl geschlafen und der Traum von dem feisten Ulrich lag ihr noch lebendig im Kopf.

Die Vögtin sah ihre böse Laune schon beym Willkomm an und sagte: es scheint, du habest diese Nacht nicht wohl geschlafen.

Eben hab' ich nicht gut geschlafen, antwortete die Meyerin, es hat mir von deinem schönen Vetter geträumt und ich bin ab ihm erschrocken, daß mir jetzt noch alle Glieder weh thun.

Ha, du mußt doch nicht glauben, daß du völlig mit einem Kind zu thun habest, sagte die Vögtin, ich habe diesen Morgen Sachen vernommen, daß ich mir gar wohl einbilden kann, warum du mir jetzt so mit einem Traum kommst.

Die Meyerin erwiederte: meinst etwa, es sey nicht wahr? frag nur das unschuldige Kind, das bey mir schlaft, was ich für einen Schrey gelassen und wie ich

einsmal über das andere pfy Teufel! pfy Teufel! gerufen.

Dieses Pfy-Teufelrufen über ihren Vetter brachte die Vögtin außer Fassung.

Sie gab ihr zur Antwort: hätt du nur unsern Herr Gott, daß du niemals mit offenen Augen über jemand anders pfy Teufel rufen müssest, wie du sagst, daß du mit geschlossenen Augen über meinen Vetter gerufen.

Meyerin. Was willst jetzt mit diesem?

Vögtin. Ha, wenn du etwa den Bettelbuben meinst, von dem man deinethalben jetzt schon im Dorf redt, so wirst du wohl mit offenen Augen genug pfy Teufel zu rufen haben.

Meyerin. Meinst etwa den Hübelrudi?

Vögtin. Alles diesen.

Meyerin. So? —

Vögtin. Ja, es ist einmal eine Schande vor den Leuten, daß du seinetwegen nur lassest von dir reden.

Meyerin. Schwester, verschone mich damit, denn ich muß dir über diesen Punkt kurz sagen: du bist weder meine Mutter noch meine Großmutter; diese beyde sind mir in Gottes Nahmen gestorben, und ich wußte gar nicht, woher dir irgend ein Recht zukommen sollte, dich über diesen Punkt an ihre Statt zu stellen.

Vögtin. Man darf doch etwa auch noch ein Wort mit dir reden.

Meyerin. Es ist ein Unterschied mit einem zu re-

den, und ein Unterschied, grad mit Bettelbuben zu kommen und mit Unglücksprophezeyungen herumzuwerfen.

Vögtin. Ha, du mußt jetzt das nicht so nehmen; aber ich meyne auch, wenn man könne das Bessere haben, so sollte man nicht das Schlechtere nehmen, und dann kann ich doch auch nicht sehen, was du gegen meinen guten Vetter haben kannst.

Meyerin. Ich hab' nichts anders wider ihn, als daß mir ein paar Sachen an ihm zuwider sind, die du wohl weißt.

Vögtin. Meinst wieder das Speckessen und das Metzgen?

Meyerin. Du weißt es ja wohl.

Vögtin. Es ist doch auch nicht zu begreifen, daß ein vernünftiger Mensch, wie du, aus so einem Nichts etwas machen kann.

Meyerin. Ich bin einmal jetzt so.

Vögtin. Es sind doch auch unser so viel Geschwisterte und in unserer ganzen Verwandtschaft wüßte ich einmal keinen einzigen Menschen, dem ob so etwas grauset. (eckelt.)

Meyerin. Du hast mir ja manchmal gesagt, ich sey nicht aus deiner Verwandtschaft.

Vögtin. Das ist jetzt wieder ein Stich.

Meyerin. Nein, nein, es gibt dergleichen Verwandtschaften, wo es den Leuten gar nicht so leicht grauset.

Vögtin. Ich möchte einmal nicht, daß ich es darin hätte wie du.

Meyerin. Ich glaub dir's wohl.

Vögtin. Aber du thust ihm doch unrecht. Er ißt auch nicht so viel Speck als du thust, und gewiß nicht mehr als ein anderer.

Meyerin. Nein, Schwester, das ist jetzt nichts; er mag entsetzlich viel, und denn ist es noch so unverschämt, wie er den Speck in's Maul hineinstoßt. Es ist mir, ich sehe ihn meiner Lebtag noch vor mir zu sitzen; die andern haben mir Gesundheit getrunken, da er just das Maul davon voll hatte, da ist er mit seiner Gesundheit den andern fast eine Viertelstunde hinten nachgekommen, und ich bin mit dem Danken für alle andere fertig gewesen, ehe er nur noch das Maul abgewischt hatte.

Vögtin. Da siehst jetzt, wie du redst. Wer wollte auch glauben können, es hätte eine Viertelstunde gedauert?

Meyerin. Nu — es kann etwas minder gewesen seyn.

Vögtin. Und so kann der Mundvoll auch kleiner gewesen seyn.

Meyerin. Nein, nein, für den Mundvoll darf ich versprechen.

Vögtin. Aber — — gesetzt — — Du kannst doch sicher seyn, er ißt keinen Mundvoll mehr vor deinen Augen, wenn du's nicht gern siehst.

Meyerin. Das wäre mir leid, wenn er um meinetwillen den Speck verstohlen essen müßte, es könnte ihm nicht wohl thun.

Vögtin. Du ziehst alles nur in Spaß.

Meyerin. Nein, im bittern Ernst, ich möchte nichts weniger, als ihm dieses zumuthen.

Vögtin. Er thuts doch so gern. — Und mit dem Metzgen rührt er dir gewiß auch keinen Stich mehr an, wenn du nicht willst.

Meyerin. Du machst doch auch gar die liebe Stund aus ihm, und er ist so feißt.

Vögtin. Das Feißtseyn wird ihn doch nicht hindern, zu thun, was du gern hast.

Meyerin. Das kann man doch eigentlich nicht seyn. Gar zu fett seyn hindert den Menschen an Leib und Seel an vielem.

Vögtin. Du weißt nicht, was du anbringen willst. Aber es ist doch besser, gesund und reich und feißt seyn, als arm, mager und schwindsüchtig.

Meyerin. Das ist gewiß wahr.

Vögtin. Aber du erkennst es nicht, und ich sehe wohl, du bist in dieser Sache am einten Aug blind, und mit dem andern siehst mehr als da ist.

Meyerin. Aber wenn du etwa den Rudi meintest, so ist er doch weder schwindsüchtig noch arm.

Vögtin. Ich möchte nicht reden, wenn du ihm die Schwindsucht nicht ansiehst.

Meyerin. Ich sehe sie ihm einmal nicht an.

Vögtin. Nu — ich kann dich nicht sehen machen, was du nicht sehen willst. Aber mit der Armuth, — wenn du etwa meynst, seine Matte sey etwas, so mußt wissen, es sind fünf Kinder da und das Weibergut fort.

Meyerin. Die Matte ist unter Brüdern 3000 Gulden werth, und es ist nicht 500 Gulden Muttergut da gewesen.

Vögtin. Ich möchte von 3000 Gulden nicht reden. Wenn des Hummels seine Wirthshaus- und Metzg-Gülle (Jauche) nicht mehr auf die Matte kommt, du wirst sehen, wie sie abnimmt, und auch jetzt im beßten Flor gäb ihm niemand 2000 Gulden dafür.

Meyerin. Ich glaub nicht, daß er sie feil habe.

Vögtin. Um deßwillen ist sie nicht desto mehr werth. Aber wir wollen jetzt das dahin gestellt seyn lassen; gäll du nimmst ihn doch nicht?

Meyerin. Siehe, Schwester, wenn er mich heute fragte, ob ich ihn wollte, so sagte ich ihm gewiß nein, aber weil du mich fragst, so sag ich weder ja noch nein.

Vögtin. Aber warum auch?

Meyerin. Ich hab es dir schon gesagt, in diesem Stück will ich völlig und allein Meister seyn.

Vögtin. Willst du denn vom Vetter gar nichts mehr hören?

Meyerin. Hören was du willst, aber keine Antwort geben; einmal jetzt nicht.

Vögtin. Das ist so viel als nichts.

Meyerin. Wenn du mir jetzt mit siebenzehn Heyrathsvorschlägen kämest, so gäb ich dir keine andere Antwort, und ich kann nicht. Mein kleiner Finger muß hierinn nicht wissen, was ich thue, bis ich es selber weiß.

Vögtin. Du weißt es schon.

Meyerin. Nein, wahrlich, in dieser Sache ist halbwissen nichts wissen; und wenn ich es recht weiß, so thue ich es denn grad.

Vögtin. Und sagst mir es denn auch, wenn du es gethan hast?

Meyerin. Ja freylich, ich sag's und thue es denn mit einander.

---

§. 67.

Die Ueberwundene meistert jetzt ihren Mann.

Weiter konnte die Vögtin die Meyerin nicht bringen. Sie ging mißmuthig von ihr weg. Ihre Ungeduld stieg mit jedem Augenblick, und sie lief, eh ihr Mann heim kam, noch allenthalben im Dorf herum, um auszuspüren, was sie über diesen Gegenstand noch vernehmen könne. Jetzt hörte sie sogar, daß ihr Mann dem Junker selber versprochen, es solle an ihm nicht fehlen, er wolle dem Hübelrudi bey seiner Schwester zum besten reden. Sie wollte das nicht glauben und konnte das nicht glauben, aber man versicherte sie heilig, es sey ganz sicher und sie könne sich darauf verlassen und erzählte ihr umständlich alle Worte, die er zum Junker geredt. Ihre Wuth stieg jetzt aufs höchste. Du bist nicht mehr ein Mensch, du bist ein völliges Vieh, wie du die Zeit über

Streiche machst, war das erste Wort, das sie zu ihm sagte, als er zur Thür hineinkam.

Warum? warum? sagte er.

Das ganze Dorf sagt, du helfest der Gertrud, deine Schwester zu verführen, daß sie den Hübelrudi nehme.

Er antwortete: der Junker — der Junker —

Du Narr! unterbrach sie ihn, der Junker, — der Junker — Hast du ihm nicht sagen können, du seyst nicht für's Kuppeln Untervogt, und hättest du ihn nur an mich gewiesen, weil du so ein Narr bist und nie weißt, was du thun sollst; ich wollte ihm gewiß die Nase anders gedreht haben. Und dann bald darauf: es ist verflucht, es ist verflucht, wenn aus dieser Sache etwas werden soll.

Er erwiederte: es ist aber auch eben noch nicht gewiß und ich möchte etwas zu Mittag essen; ich bin hungrig.

Die Vögtin sagte: wenn du nur zu essen hast, so ist dir alles gleichviel, stellte ihm aber doch vor, was er gern aß und ein gutes Glas Wein dazu, und er aß und trank jetzt so ruhig in eine gute Haut hinein, daß die Vögtin lachen mußte und zu sich selber sagte: er ist auch gar nicht, wie ein anderer Mensch, man mag ihm in der Welt sagen, was man will, es macht ihm nichts; aber das beste ist, er thut am End doch immer was man will, und sagte dann bald darauf: aber du kannst mir doch sagen, ob du meynst sie nehme ihn oder nicht.

Vogt. Ich kann's nicht sagen, aber ich glaube es doch nicht.

Vögtin. Aber warum glaubst du's nicht?

Vogt. Da sie gestern mit mir geredt, ist sie über des Maurers Frau wie wild worden und hat nicht warten mögen, um von mir weg zu kommen. Ich bin sicher, sie ist zu ihr gelaufen, um mit ihr zu zanken.

Vögtin. Hast du nicht nachschleichen und vor dem Fenster hören können, was sie etwa mit einander geredt?

Vogt. Du meynst auch gar, ich sey dir zu allem gut genug, und ich hätte nicht einmal können; es war noch fast Tag.

Vögtin. Du kannst nie nichts.

Vogt. Es ist desto besser, daß du alles kannst.

Vögtin. Du mußt doch noch einmal mit ihr reden und sehen, was du mit ihr ausrichtest. Es hat mir diesen Morgen auch geschienen, es sey noch nicht vollends so gar gefährlich, oder wenigstens noch nicht ganz richtig, daß sie ihn nehme.

Vogt. Hast du auch schon mit ihr geredt?

Vögtin. Ja freylich.

Vogt. Was hat sie dir darüber gesagt?

Vögtin. Des Rudis halber hat sie sich gar nicht heraus gelassen; des Vetters halber aber ist sie mit ihrer alten Klag gekommen.

Vogt. Mit dem Speck und mit dem Metzgen?

Vögtin. Sie weiß sonst in der Welt nichts wider ihn anzubringen.

Vogt. Ich glaub bald, sie treibe den Narren mit uns über diese zwey Punkte.

Vögtin. Nein, es ist ihr gewiß ernst.

Vogt. Es ist möglich. Sie hat ihr Lebtag solche Wunderlichkeiten gehabt, daß ihr manchmal der oder dieser ob etwas widrig vorgekommen, das kein anderer Mensch an ihm geachtet hat.

Vögtin. Aber ich bitte dich, geh jetzt noch einmal zu ihr, und sieh, ob du etwas bey ihr ausrichten könnest. Es ist mir alles daran gelegen, daß ich dem Vetter mein Wort halten könne; ich habe ihm heilig versprochen, er müße sie bekommen.

Vogt. Ich will wohl — aber wenn denn der Junker vernimmt, daß ich wider den Rudi rede?

Vögtin. Du bleibst ein Kind, wenn du hundert Jahr alt wirst. Ich will meinen Kopf zum Pfand setzen, wenn sie auch heute den Rudi nimmt, sie sagt dem Junker ihr Lebtag kein Wort, das dir zum Nachtheil gereichen kann.

Vogt. Das glaube ich endlich auch.

Nun so geh einmal, sagte ihm die Frau, — und er mußte ihr gehen, und zwar diesen Nachmittag zweymal. Es war vergebens. Er traf sie beydemal nicht an. Aber seine Frau glaubte es ihm nicht, und meynte vielmehr, er sey nicht einmal dahin gegangen, sondern er gebe es ihr nur an, und er mußte ihr eine Weile links und rechts Rechenschaft geben, wie? wo? und wann? ehe sie ihm glaubte. Mit dem aber hatte sie doch noch nicht, was sie wollte. Sie ließ die Meyerin noch dringend bitten, nach dem Nachtessen zu ihrem Bruder zu kommen, er habe etwas Nothwendiges mit ihr zu reden. Sie kam wirklich und die Vögtin that alles Mögliche, sie dahin zu

bringen, daß sie den Rudi aus dem Kopf schlagen und ihr versprechen wolle, daß sie ihn nicht nehme. Aber die Meyerin war unbeweglich auf ihrem Entschluß, hierüber weder ja noch nein zu sagen und bath sie freundlich aber dringend, ihr hierüber Ruhe zu lassen. Das mußte sie endlich, und ihr Mann war herzlich froh, daß sie ihm dieser Sache halber wenigstens einige Tage Ruhe, oder, wie er sich ausdrückte, Galgenfrist lassen müsse.

---

§. 68.

Ungleiches Benehmen von drey Weibern, bey gleichen Zwecken und bey gleicher Liebe.

An diesem Morgen hatte die Gertrud und die Reinoldin und das Mareili alle Hände voll mit dem Kinderzug zu thun. Nachdem dieses Letztere gestern vor des Haloris Haus die bösen Weiber, die das Juheyen der Kinder ob dem Batzen sparen, und dem zehndfreyen Aeckern nicht leiden konnten, das Maul gestopft, und die Hüginn, die in diesem Versuche den Spinnerkindern ihre Freude zu verdecken, das Vorroß gemacht, und nebst ein paar andern ihres Gelichters vom Platz gejagt, versprachen die Spinnerweiber dem Mareili, alles zu thun, den Kinderzug zu dem Junker auf Morgen so schön zu machen, als nur immer möglich, und das Mareili sagte, es wolle für die, so es am nöthigsten haben, saubere

Hemde und Strümpfe, was es finde, zusammen suchen und zusammen betteln. — Und ich auch, und ich auch, sagte die Reinoldinn, nahm auf der Stelle Abschied vom Mareili, und suchte, bis es Nacht war, bey ihren Geschwisterten, und wo sie konnten, gewaschene Hemder, Strümpfe, Schuhe und reinliche Kleider für ihren Kinderzug zu entlehnen, und gab selber von dem, was ihre Kinder hatten dazu, was sie immer entbehren konnte.

Sie konnten vor Freuden die Nacht durch nicht schlafen, weckten fast alle ihre Mütter vor Tag auf, daß sie aufstehen und sie für den Zug recht zurüsten sollen. Und da sie gehört, daß der Junker nicht leiden könne, wenn jemand nicht sauber gewaschen und gestrehlt vor ihn komme, giengen die Kinder mit ihren Müttern zum Bach und zum Brunnen, ließen sich Hals und Kopf und Hände reiben, wie noch nie, und schrien nicht, so sehr diese ihnen im Kämmen die verwirrten wilden Haare rauften.

Und was jede Mutter im hintersten Winkel Schöneres und Besseres hatte, das mußte sie ihnen anziehen.

Dieses war aber nicht viel. Ihrer viele hatten nichts anders, als schwarze Lumpen. Was will ich sagen? ihrer viele konnten ihre Kinder nicht einmal recht strehlen und waschen.

Es kommt mir übers Herz zu sagen, wie weit es mit armen Leuten in solchen elenden Dörfern kommt, wenn sie, das Jahr kommt und das Jahr geht, keinen Ehren- und keinen Freudenanlaß haben, der sie auch etwa zur Ordentlichkeit oder Säuberlichkeit aufmuntern konnte, und

sie sogar am heiligen Sonntag auch nicht einmal ein ganzes und sauberes Hemd anzuziehen haben.

Das machte, daß die Gertrud, die Reinoldin und das Mareili vom Morgen, da sie das Licht brauchten, bis fast Mittag alle Hände so voll zu thun hatten, als vor Jahren die Mütter in Zürich am Bächtelitag. (Neujahrstag.)

Diese guten Weiber wuschen und kämmten ihrer viele noch einmal und entlehnten ihnen Schuh, Strümpfe und Kleider, was sie auftreiben konnten, daß der Zug schön werde.

Aber wer sonst noch so gut mit ihnen war, gab ihnen doch nicht gern etwas zu diesem Zug. Es fürchtete sich bald ein jedes vor dem Eifer, den es im Dorf absetzen könnte, wenn es ihnen auskommen würde.

Der Reinoldinn ihre eigne Schwester, da sie ihr einen ganzen Bündel Kinderzeug gab, bath sie, sie soll doch machen, daß es niemand vernehme.

Das machte die Reinoldinn so wild, daß sie in der ersten Hitz ihr den Bündel wieder an Boden warf und ihr sagte: auf diese Art brauche sie nichts von ihr. Einen Augenblick darauf nahm sie ihn doch wieder vom Boden und sagte: wenn dir jemand den Kopf dafür abbeißt, so will ich dir ihn wieder aufsetzen.

Das Mareili machte es nicht so. Wenn es nur brav Zeug bekam, daß der Zug recht schön würde, so ließ es denn dazu sagen, was ein jedes gern wollte und gab, wer nur Miene machte, daß er sich fürchte, zur Antwort: es ist gar nicht nöthig, daß jemand etwas davon wisse.

Und beym obern Brunnen, wo es mit einem solchen Bündel unter dem Arm einen ganzen Haufen Bauernweiber antraf, gab es auf die Frage, was es da trage, zur Antwort: ihr wißt ja wohl, daß das Baumwollen-Mareili immer herumschleppen muß. Da glaubten die Weiber, es sey Baumwollengarn, obschon der Bündel einem Baumwollenbündel gar nicht ähnlich sah.

Gertrud entlehnte gar nichts und sagte: man muß für niemand anders etwas entlehnen, außer man habe es nicht zu achten und könne es denn wohl zahlen, wenn es verloren geht und zu Grund gerichtet wird; aber sie gab, was sie selber hatte und nur immer entbehren konnte.

Bis um 9 Uhr hatte eine jede von diesen drey Weibern daheim das Haus voll dieser Kinder. Um 9 Uhr gieng alles zum Mareili, wo sich der Zug versammelte.

---

§. 69.

Das Kind eines Manns, der sich selbst erhängt — und ein Ausfall wider das Tänteln.

Sie waren kaum bey einander, so sagte das Mareili: jetzt haben wir auch schön vergessen, unserm Zug eine Königin zu suchen und sie einen Spruch für den Junker zu lehren.

So gehts, sagte die Reinoldinn, wenn jetzt unser nur eins gewesen wäre, so wäre das gewiß nicht vergessen worden.

Hand in Hand stunden jetzt alle drey zu den Haufen Kindern, die auf der Matte bey einander versammelt standen und ließen ihre Augen herumgehen, unter ihnen eines darfür auszusehen.

Im Blitz sagte die Reinoldinn: ich weiß eins. Gleich darauf das Mareili: ich auch — und dann die Gertrud: wenn wir jetzt auch alle drey das gleiche meinten?

Es war so. Sie nannten es alle aus einem Mund. Es stund da unter einem prachtvollen Birnbaum, der noch nicht ausgewachsen.

Er war sein Bild. Es wußte es nicht und staunte ihn an.

Der ganze Haufe sah gierig den Weibern ins Maul, wer Königin seyn sollte. Es allein stund neben aus, wie wenn es das nichts angienge und hörte selber seinen Namen nicht, da ihn die Weiber jetzt nannten.

Es war ärmlich gekleidet. Sein weißes Hemd war der Gertrud und seine Schuhe und Strümpfe der Reinoldin. Aber es war schön, wie der Tag. Sein gelbes Haar rollte sich auf der hohen Stirne und sein blaues Aug glänzte, wenn es dasselbe vom Boden aufhob. Seine Haut ist zart, wie wenn es im Kloster erzogen und seine Farbe frisch, wie wenn es ab den Bergen herab käme.

Es ist das älteste von den zehn Kindern des unglücklichen Mannes, der an einem dunkeln Abend mit dem Hummel gerechnet, ihn ins Thal Josaphat eingeladen und dann am Morgen drauf, ehe die Sonne aufstand, sich an einer Eiche erhenkt.

Man konnte das Kind nicht genug anschauen, wie es in seiner Unschuld anmaßungslos und unbefangen, aber dabey in sich selbst gekehrt und niedergeschlagen da stand.

Es war mit seinen Gedanken nicht an dem Ort, wo es stand und nicht bey den Menschen, die es umgaben, es war bey seinem Vater. Es ist immer bey ihm, seitdem er gestorben; aber er war auch ein guter Vater und hatte es innig lieb und alle seine Kinder. Er ist auch nur darum gestorben, weil er in dieser dunkeln Stunde, die ihm der Vogt machte, glaubte, es sey ihm unmöglich, die armen zehn Geschöpfe vor tiefem Elend zu bewahren.

Er war in der unglücklichen Nacht bis um 11 Uhr auf, und kam da noch in seines Babelis Kammer und wünschte ihm eine gute Nacht; aber er wußte nicht, wie er thun wollte, und war so freundlich und so ängstlich; er konnte nicht von ihm weg, so daß es dem Kind selber vorkam, er mache, wie wenn er auf eine weite Reise wollte und nicht wisse, ob er wieder zurück kommen und es wieder sehen würde.

Als er fort war, mußte das Babeli (so hieß das Kind) ein paarmal seufzen, aber es dachte doch, es sey nichts anders, er sey jetzt ins Bett; — aber ein paar Stunden darauf, als die Mutter kam und sagte, er sey nicht ins Bett gekommen, sagte das Kind im Augenblick: o mein Gott! o mein Gott! es hat gefehlt! — raufte sich die Haare und konnte fast nicht erzählen, daß er gerade ehe es eingeschlafen, in seine Kammer gekommen und wie Abschied von ihm genommen und vor schwerem Herzen fast nicht mehr zur Kammer hinaus können.

Jetzt trägt das arme Kind Tag und Nacht, wo es geht und steht den guten Vater im Herzen, und wenn die Mutter um Mitternacht meynt, es schlafe in seinem Bett, so ist es in der einsamen Wildniß bey seinem Grab.

Das liegt zwischen Felsen und Dornen. Ob ihm ist eine steile Bergwand und unter ihm ein Abgrund. Ein schwarzer Bach mit grauem Schaum rauscht neben dem Grab hin und fällt unter ihm in ein Becken in Abgrund. Zwischen alten Tannen und grauen Eichen ist der weite Himmel hier enge und die Morgensonne kommt erst gegen Mittag von der Felsenwand herab und bald Nachmittag verbirgt sie sich wieder hinter den Buchen. Da, auf moosigten Steinen liegt das Kind ganze Nächte zwischen Dornen und Steinen auf seinem Grab und hat rund umher Blumen gepflanzt, so viel und so schön, als in diesem Schattenloch wachsen. Blaue Veilchen, blasse grünlichte Tulpen, helle weiße Sternenblumen, blaß rothe Rosen, — in der Mitte steht eine große Sonnenblume. Es staunt oft, wenn sie blüht, ihr hohes sich neigendes Haupt an; und an den vier Ecken sind Passionsblumen, und das gute Kind kann sich bey diesen Passionsblumen in Gedanken über das Schicksal seines Vaters verliehren, wie ein Schriftforscher in heiligen Büchern über das Schicksal des Himmels und der Erde.

Rings um das Grab sind dicke Hecken wider das Wild. Es legte sie mit seiner Hand an und flocht die Dornen selber in einander, und den einzigen Fußweg für Menschen hat es eine lange Strecke mit Dornen und wildem Gesträuch überlegt.

Allemal, wenn es in der Nacht kommt, thut es die ganze Strecke Dorn und Gesträuch wieder weg, und wenn es heimgeht, legt es sie wieder sorgfältig zu. Auch hat noch kein Fußtritt, als der seine, das Grab betreten. Wenn es denn am Morgen heimkommt, bringt es dürre Reiser und Kienholz, wie wenn es am Morgen früh darum in den Wald gegangen wäre; aber unter den Reisern hat es den ganzen Sommer durch Blumen, seine blauen Veilchen, seine grauen Tulpen und seine blassen Rosen.

Und es wartet dieser Blumen ab des Vaters Grab mit frischem Wasser am Schatten, neben seinem Kasten, und wenn sie welken, so sammelt es noch ihre Blätter und Stengel. Seine ganze Bibel und sein großes und kleines Gebetbuch sind voll von diesen Blättern, und die dürren Stengel hat es in seinem Kasten in einer Schachtel, in der es das einzige schöne Halstuch, das es von seiner Gotten (Pathen) her hat und nie tragt, verforget. Es steht oft Stunden lang vor dem Kasten und netzet Halstuch und Stengel mit seinen Thränen.

Ich bin kein Veilchentändler und liebe nichts weniger, als daß der Mensch vor Blumen schmelze und ob Mücken weine. Sie sind vorbey, die Tage solcher Thränen. Ich habe erfahren, daß der Mensch, der ob Blumen schmilzt, sein Brod nicht gern im Schweiß seines Angesichts ißt, und daß dein Weib nicht gern Kinder gebihrt, daß es sich abschwächt und Gottes Ordnung widerspricht. Darum mag ich dieses Geschlecht nicht. Es gehört nicht in unsere Welt, die Dornen und Disteln trägt, sondern

in eine, wo artige Engel mit Himmelszauber für ihre Bewohner den Boden bauen und zu den Steinen sagen: werdet ihr Brod, damit die Müßiggänger essen.

Aber auf unserm Boden taugt es nicht, und ich sage es so gerade, als ich es denke: ein Bauernkind, das eine Blumentändlerin wäre von dieser Art, würde ein armes, elendes Mensch, und es wäre ihm besser, es wäre eine Zigeunerinn geworden.

Aber das Babeli ist nicht deren eine. Unschuld und Vaterliebe und Gottes Führung ob ihm machten aus ihm, was es ward; und es ist, was es so ist, im Verborgenen und in der Mitternachtsstunde.

Den Tag über ist es die Magd seiner Mutter, die krank ist, und die Mutter seiner Geschwisterte, die unerzogen sind, und du kannst weit und breit fragen, ob du eine kranke Frau findest, die eine bessere Magd, und unerzogene Kinder, die eine bessere Mutter haben? du wirst keine finden.

Erst um Mitternacht, wenn alles im Bett liegt und schläft, schleicht es von seinem Spinnerad weg zum Fenster hinaus über den Holzstoß, und wandelt zu des Vaters Grab.

Und wenn das Jahr sich wendet und der Monat des Unglücks da ist, so verbirgt es der Mutter den Kalender, daß sie den Jammertag nicht bemerke, und treibt diese Woche alle Arbeit zusammen, daß sie nicht Zeit habe zu staunen und darauf zu fallen.

Aber es selber vergißt ihn nie und würde es den-

nern und blitzen und Schloßen regnen, die tödten, es würde nicht weichen und ließe sich tödten auf seinem Grab.

---

§. 70.

Noch einmal das Kind des Erhengten.

Das ist das Kind, das so unter dem Birnbaum stand und nichts hörte, als die drey Weiber es zur Königinn das Kinderzugs machten.

Die Reinoldin sprang hinten an ihns zu, schlug ihm mit beyden Händen auf die Achsel und sagte ihm ins Ohr: du bists.

Es erschrack, kehrte sich feuerroth um und wußte nicht, was sie wollte, bis es sich wieder erholte.

Da umringte alles das gute Kind, alles both ihm die Hand und freute sich, daß es die Königin des Zugs sey. Da schoßen ihm Thränen in die Augen, denn seitdem sein Vater tod ist, dachte es in seinem Herzen nie mehr: die Menschen sind gut; es dachte nur immer, der Vater war gut, und floh die Menschen. Jetzt in diesem Augenblick dachte es wieder, die Menschen sind gut und Thränen schoßen ihm in die Augen.

Da nahm ihns die Reinoldin bey der Hand und sagte: komm jetzt, ich will dich rüsten, wie eine Braut und einen Spruch lehren, wie ein Pfarrer.

Aber als sie ihm daheim das Gotten-Schäppeli *) auf den Kopf legen und ein sehr feines weißes Kleid anziehn wollte, bath das Kind, sie solle das doch nicht thun und auch denken, was der Junker und das ganze Dorf sagen würde, wenn es sich so in einer Hoffart zeigte.

Die Reinoldin gab ihm zur Antwort; laß das jetzt nur mich verantworten, es ist für den ganzen Zug und des Junkers wegen, daß du jetzt hoffärtig seyn mußt, und nicht um deinetwillen. — Und damit zog sie ihm ihren glänzenden, weißen Rock an und band ihm das schönste Gotten-Schäppeli, das im Dorf ist, um die Stirne; dann lehrte sie es den Spruch, den es dem Junker für den Kinderzug halten sollte, ihm zu danken für die zehndfreyen Aecker, die sie so sehr freuten.

Das Kind konnte den Spruch fast im Augenblick auswendig; dann nahm die Reinoldin es bey der Hand und führte es wieder in des Marelis Matte, wo der Kinderzug für den Junker versammelt war.

Die Reinoldin ist unter den Dorfmeisterweibern vielleicht die einzige, die, wenn sie einen schönen Rock hat, wie keine andere, nicht darauf stolz ist und sich nicht damit brüstet; aber jetzt war sie stolz auf ihr Kleid, darinn nun die Rickenbergerin als Königin des Zugs zu ihren Gespielen mit ihr zurückgieng.

*) „Gotten-Schäppeli" ist ein großes, breites, glänzendes Stirnband, mit dem sich die Bauerntöchter bey Hochzeits- und Taufanlässen schmückten.

Es waren aller Augen auf dieses Kind gerichtet, da es jetzt in diesem Kleid mit ihr zurücktam. Die Bauerntöchter und Bauernweiber thaten unter allen Fenstern Maul und Augen auf, als sie es kommen sahen. Wer ist das? wer ist das? fragte eine die andere; denn keine kannte das Kind, und als sie jetzt hörten, es ist das Kind des Rickenbergers, der sich erhängt, stand ihnen das Wort im Mund still, und der Neid preßte einigen reichen Töchtern Thränen aus den Augen. Man kann aber keinen Engel schöner mahlen, als es da stand und mit gesenktem Haupt vor den vollen Fenstern, die nach ihm gafften, vorbey gieng und niemand ansah.

Sein Kleid war weiß, wie der eben gefallene Schnee, und glänzte wie dieser, wenn nach einem Regen seine Oberfläche verhärtet und dann die Sonne auf den Eisglanz scheint, in den der Schnee sich verwandelt.

Ein breiter, rother Gürtel umwand das glänzende Kleid, und flog in gedoppeltem Band an seiner Seite bis an den Boden.

Seine Goldzopfen wallten um und über den glänzenden Kranz seiner Gotten-Krone und zwey weiße Sternblumen glänzten zwischen Rosen auf den Bändern des Brusttuchs, die weiß und roth waren, wie die Rosen und Sternblumen.

So stellte die Reinoldin das Kind des Rickenbergers dem Zug vor. Es ließ sich führen, wohin sie es führte, und stellen, wohin sie es stellte. So willenlos geht ein Lamm an der Hand seines Führers und so willenlos sieht ein Wiegenkind, das man hochgeschmückt auf einen Thron

legt, von seiner Stelle hinab auf die nach seinem Glanz gaffende Menge.

§. 71.

Ein Hund, der dem Zug das Geleit gibt und sich tapfer hält.

So kam es in den Kreis der versammelten Spinnermädchen *) und der Zug war jetzt bald in der Ordnung; aber indem sie sich dazu anschickten, um ins Pfarrhaus zu ziehn, wo der Junker, nachdem seine Morgenarbeit vollendet war, hingieng, äußerten einige Kinder, wenn sie jetzt nur auch vor den großen Häusern vorbey wären.

Warum? warum? sagten jetzt Gertrud und das Mareili; aber die Reinoldin unterbrach sie und sagte: ich weiß, ich weiß, was sie fürchten, sie glauben, es gebe unverschämte Leute in den großen Häusern, aber ich will ihnen sicher Schutz schaffen, ich weiß ein Mittel dafür.

Mit diesem Wort sprang sie heim, kam aber im Augenblick mit einem kleinen Hund wieder; dieser hatte eine lange spitzige Schnorre, die fast bis zu den Ohren offen war, und die Reinoldin sagte: der wird euch schon das Ge-

*) Damals spannen in Bonnal noch fast lauter Mädchen und sehr wenige Knaben Baumwolle, daher diese auch keinen Antheil am Zug nahmen.

leit geben, wenn euch jemand etwas thun will. Der Hund war abgerichtet. Wenn man nur ein paar Worte zu ihm sagte; so fieng er einen Lerm an und ein Bauzen, wie wenn ihrer sieben Hünde bey einander wären, und hörte denn nicht auf, bis man ein anders Wort zu ihm sagte.

Wenn euch jetzt das geringste begegnet, sagte die Reinoldin zu ihrem ältesten, so ruf du nur: Diana, gib du B'scheid! und lasse ihn denn nur seine Sache recht machen, ehe du ihm wieder rufst: Schweig jetzt, du hast genug geredt!

Es kam ihnen wohl, daß sie diesen Hund bey sich hatten; denn es zeigte sich bey vielen großen Häusern ein ganz unverschämtes Benehmen. Man lachte aus den Fenstern laut über die geputzten Bettelkinder und erzählte sich dies und das, was ihr denken könntet, über die Frechheit der Nickenbergerin, die jetzt die Königin des Zugs war. Es thäte besser, sagten viele laut, daß es an seinen Vater dächte, als daß es sich für heute so in eine Narrenhoffart hineinstecken läßt. Das Kind der Reinoldin hätte den Hund schon siebenmal gehetzt, doch die Nickenbergerin hielt es immer ab und rief ihm zu: es soll es doch nicht thun, sie wollen lieber geschwind vorbey und weiter.

Aber bey des Kalberleders Haus war seine Geduld aus. Der junge Bengel lud eben Mist und sein Wagen stund an der Straße, als sie vorbeyzogen; da warf er eine große Gabel voll so stark über den Wagen aus, daß er auf der andern Seite hinunter in die Gaß und vollends so nahe an den Zug fiel, daß es keinen halben Schuh gefehlt, des

Krumhäußlers Betheli wäre über und über voll Mist geworden.

Jetzt rief das Kind: Diana, gib du da B'scheid! und zeigte ihm mit dem Finger den Kalberleder jenseits des Mistwagens.

Der kleine Hund, wie ein Blitz darunter durch, sprang an den großen Bengel an. Er warf ihm die Mistgabel nach, dann viele Steine und endlich ein Pflugsrädli; aber er traf ihn nicht. Der Hund war wie ein Windspiel, ihm alle Augenblick an den Beinen, und alle Augenblick wieder davon. Der Bengel aber war wie rasend vor Zorn, daß er ihn nicht traf, und rief mit einem Schaum vor dem Maul die Kinder an: ruft euerem Hund zurück, oder ich schlage ihn todt.

Aber die Kinder lachten ob diesem Todtschlag noch lauter, als der Hund bellte, und alle Fenster an der ganzen Gasse und alle Thüren waren offen; alles sah jetzt nicht mehr nach dem Zug, sondern dem Hund und dem Kalberleder zu, und das Kind der Reinoldin thats nicht, wenn die Rickenbergerin es schon bath, es soll ihm zurückrufen, es ließ den Hund sein Spiel forttreiben, bis er heischer war; erst da rief es: Diana, schweig jetzt, du hast genug geredt.

Ich liebe das Abrichten sonst gar nicht, aber dieser abgerichtete Hund hat seine Sache so gut gemacht und sich für die armen Kinder so tapfer gehalten, daß ich mich um seinetwillen fast mit der ganzen Armseligkeit der Abrichtungskünste versöhnen und ihr Lobredner werden möchte. Der brave Hund hat mit seiner Kunst und mit seinem

Muth fast die ganze Stimmung der Zuschauer des Zugs umgekehrt.

Des Beugels Vater war so giftig darob, daß, da er endlich vom Wagen weglief und in die Stube hineinkam, er ihm eine Ohrfeige gab; und das that dem Kerl fast so weh, als daß er dem Hund nicht Meister geworden.

Er sagte dem Vater: du hast doch auch zum Fenster hinaus gelacht, da ich die Gabel Mist hinüber geworfen, und ich habe so wenig wissen können als du, daß sie so einen Ketzerhund bey sich haben.

Der Alte erwiederte ihm: halts Maul, du Ochsenkopf. Aber er hatte doch recht. Wenn zwey oder drey Kinder von dem Mist voll geworden wären und sich der Hund gar nicht darein gelegt hätte, so hätte der Alte gelacht und dem Ochsenkopf statt der Ohrfeige ein Glas Wein aus dem Keller dafür gereicht. So gehts in der Welt.

Der alte Kalberleder war indeß nicht der einzige, der des Hunds halber so den Mantel nach dem Wind hieng. Die meisten Leute, die unter den Thüren und Fenstern dem Zug zusahen und selber viele von denen, die in dem Augenblick, da er den Mist über den Wagen gegen den Zug hinwarf, überlaut lachten, sagten jetzt: es geschehe ihm recht, warum habe er den Zug nicht ruhig gehen lassen. Viele aber mißbilligten das auch schon im Anfang und sagten: das sey nicht recht, daß er den Mist so über den Wagen fast in den Zug hineingeworfen, und einige unbefangene alte Leute nahmen herzlichen Antheil an diesem schönen Zug. Ein paar alte Frauen, die in ihren Gärten waren, als sie vorbeyzogen, brachen für sie die schönsten Blumen

ab, die sie hatten, und bothen sie ihnen unter der Gartenthüre an. Auch erzählten einige alte Leute, sie haben von ihren Vorfahren gehört, daß in der alten guten Zeit unter einem Junker, der fast hundert Jahre alt worden, und den Leuten gar lieb gewesen, die Kinder aus allen seinen Dörfern mit Kreuz und Fahnen, weil da noch alles katholisch gewesen, und mit allen seinen Pfarrern und Frühmessern alle Jahr einmal in die Burg gezogen, und dann da mit dem Junker und allen seinen Leuten den ganzen Tag über Freud gehabt haben.

Diese Blumen und diese Theilnahm und überall der Sieg, den ihnen der brave Diane über den bösen Muthwillen des reichen Bengels verschafft, freute die Kinder, man kann nicht sagen wie sehr. Sie zogen jetzt froh und munter und von nun an ungeschoren ihres Wegs fort ins Pfarrhaus.

---

6. 72.

Die Erquickung eines Manns, der eine hohe Erquickung verdient.

Arner war schon eine Weile von der Linde zurück. Er gieng mit beklemmtem Herzen und beynahe ohne Hoffnung, daß mit einem Volk, unter welchem so viele junge und alte Leute so tief im Lumpenleben versunken, noch irgend

etwas Gutes auszurichten sey, dahin, spazierte einsam in den Garten des Pfarrers und fand sich unvermerkt am End desselben in einer dunkeln Laube, die wie für seine Stimmung gemacht zu seyn schien. Das Bild der Menschen, die heute bey der Linde vor seinen Augen standen, schwebte ihm noch vor. Der Gedanken: wie lange wirds gehen, bis ein solches Volk etwas anders ist, als es jetzt ist? — lag ihm schwer auf dem Herzen. Er setzte sich auf einen Rasenbank unter dieser Laube und lag da in sich selbst gekehrt, den Kopf auf seinen Arm hinlehnend, als ihn das Geräusch der Kinder, die den Garten hinaufkamen, und als er sie hörte, schon in der Laube, in der er lag, hinter ihm zustunden wie aus dem Traum erweckte. Er fuhr wie im Schrecken auf, kehrte sich um und sah den Reihen Kinder den ganzen Garten hinab, wie wenn er nicht aufhörte und den Engel im weißen Kleid an ihrer Spitze vor seinen Augen, und alsobald redte das Kind ihn an:

„Lieber Junker Vater!"

„Wir sind arme Spinnerkinder von Bonnal, und „kommen, Euch zu danken, daß Ihr so gut mit uns seyd „und uns eine so große Wohlthat versprochen, wenn wir „zu dem Geld, das wir verdienen, Sorg tragen und es „ordentlich aufsparen. Lieber Junker Vater! Wir haben „eine gar große Freude an dem, was ihr uns verspro„chen, und auch dafür, lieber Junker Vater! danken wir „Euch herzlich, daß Ihr eine Schule bey uns errichten „wollet, in welcher wir mehr lernen können, als wir bis „dahin Gelegenheit hatten und zu allem, was uns an

„Leib und Seel nützlich und nothwendig ist, Hülfe und „Handbiethung finden werden. Wir haben eine große „Freude an diesem allem und versprechen Euch hinwie„der, weil wir jung sind und wenn wir alt werden, recht „zu thun und uns Eurer Gutthaten würdig zu machen. „Gott vergelte Euch in Zeit und Ewigkeit, was Ihr an „uns thut!“

Und „Gott vergelte Euch in Zeit und Ewigkeit, was „Ihr an uns thut!“ sprach jetzt die ganze Reihe bis ans End des Gartens hinab der Rickenbergerin nach.

Der Eindruck, den die plötzliche Erscheinung dieser Kinder auf ihn machte, ist unbeschreiblich. Er wußte einen Augenblick fast nicht, ob er träumte oder wachte, so übernahm ihn ihre Erscheinung. Er blickte sie fast wie mit einem starren Aug an. Er verstand beynahe nicht, was die Rickenbergerin ihm sagte, er zeigte auch in diesem Augenblick noch keine Freude. Er mußte nur zu sich selber sagen: sind das die Kinder der Leute, die heute vor meinen Augen gestanden? Es gieng eine Weile, ehe er sich so weit erholt hatte, mit Ruhe und Freude an ihrer Erscheinung Theil nehmen zu können.

Wundert euch nicht, ihr Menschen! Wenn ein Vater den Liebling seines Herzens und seinen Erstgebornen unwiederbringlich verloren, mit seinem Angesicht sich auf den Boden hinwirft und diesen so eben mit seinen Thränen benetzt, und dann seine andern Kinder zu ihm kommen, ihn zu trösten, so empfindet er zuerst auch keine Freude, und wenn auch ihre Mutter an ihrer Spitze steht, kehrt er sich doch von ihr weg. Er schnappt vor allem aus nach

Athem und Luft. Erst dann, wenn es ihm wieder leichter ums Herz wird, fällt er der Mutter in Arm; erst dann setzt er ihren Unmündigen auf seinen Schoß und fangt an, sich seiner übrigen Kinder wieder zu erfreuen und sich wegen seines verlornen Erstgebornen zu trösten.

Arner mußte sich jetzt auch erholen, und nach einigen Augenblicken, da er wie versteinert da stund, gab er der guten Rickenbergerin seine Hand und sagte: Kind, wessen bist du? — Aber er sah noch so verwirrt aus und seine Sprache war noch so hart, da er das sagte, und so voll Unruhe, daß das gute Kind vor seinem Anblick gleich erschrocken wie von seiner Frage seine Farb verlor und mit Zittern antwortete: mein Vater — mein Vater — ist — Dann konnte es nicht mehr. Seine Lippen starrten, und es deckte mit beyden Händen sein Angesicht, daß es tief gegen die Erde hinab bog.

Was ist das? — was ist das? — fragte der Arner und war fast so erschrocken, als die Rickenbergerin. Da sagte ihm ein Kind, das neben ihm aber etwas entfernt von der Rickenbergerin stund, so leise als immer möglich: es gehört dem unglücklichen Rickenberger.

Es that dem Junker so leid. Er nahm ihm seine Hand und sagte: es ist mir leid, daß ich dich das gefragt.

Das Kind hatte sich aber auch wieder erholt und sagte: verzeiht mir doch, was mir begegnet, ich hab einmal nicht anders können.

Der Junker erwiederte ihm: es ist brav, daß dir dein Vater so lieb ist, ich weiß aber auch, daß ers verdient,

und daß er ein guter Vater war, und so lange er mit ihm redte, hatte er seine Hand in der seinen.

---

§. 73.

Noch einmal die Erquickung eines Manns, der eine hohe Erquickung verdient.

So die Hand des Kinds in seinem Vaterarm, erholte er sich jetzt wieder ganz. Allmählig verschwand nun in ihm das Bild ihrer Eltern, die diesen Morgen vor ihm standen. Er sah jetzt nur ihre Kinder. Ihr Anblick erhob sein Herz. Freude und Hoffnung für sie entkeimten in seiner Seele. Er fühlte sich ihr Vater. Er fühlte sie als seine Kinder, als seine hoffnungsvolle Kinder. Er blickte jetzt mit Vateranmuth in ihren Reihen hinein und sagte ihnen: Ihr könnt nicht glauben, Kinder! wie sehr es mich freut, daß ihr so zu mir gekommen. — Dann setzte er sich, von ihrem Anblick erquickt, zu ihnen auf die Rasenbank hin, ließ sie näher zu ihm kommen und die Kleinsten hart an ihn zustehen.

Er nahm von diesen Kleinsten bald das eine bald ein anderes auf seinen Schoos und wollte mit ihnen sprechen. Im Anfang gaben sie ihm keine Antwort, und sahen ihn nur steif an; bald aber fiengen sie doch an, auf das, was er sagte, mit den Augen und mit dem Kopf ja und nein zu nicken; etliche drückten aber dabey mit den Hän-

den die Lippen so über einander, wie wenn sie sagen wollten, sie hätten kein Maul für ihn.

Aber auch die Kleinsten von des Rudis und der Gertrud Kinder gaben ihm Antwort, sobald er mit ihnen redte, und das that denn den andern bald auch das Maul auf. Zuerst antworteten sie ihm nur ein Wörtchen, dann zwey, dann drey, dann so viel er wollte, und bald darauf giengen ihnen die Mäuler wie eine Wasserstampfe.

Sie saßen ihm jetzt von selbst auf den Schooß, umfaßten ihn bald mit den Händen, um den Hals, und thaten bald völlig mit ihm, wie wenn sie den Aetti (Vater) daheim unter den Händen hätten.

Das Bären-Anneli machte auf seinem Schoos gar, wie wenn es eine Geißel in der Hand hätte, hü — hü — Es verstund es. Es hatte es seines Großvaters Lehemann vor altem auch so gemacht, wenn er ihn auf dem Schoos hatte, und wollte, daß er ihn reite. Er setzte das Kind auf seine Knie und machte mit ihm das Reiterspiel:

So reiten die Herren, die Herren,
So reiten die Bauren, die Bauren,
So reiten die Knaben, die Knaben,
So reiten die Jungfern, die Jungfern.

Da gings an ein Lachen und an ein Treiben auf seinem Schoos. Er nahm eins nach dem andern, und ritt es so auf den Knien, wie auf dem Roß. Die guten Kinder machten bald mit ihm, was sie nur immer wollten, und wenn zu Zeiten die ältern Kinder es den kleinern abwehren wollten, nickten sie ihnen mit dem Kopf nein, nein, und sagten ihnen leise ins Ohr: er hat's nicht ungern, er

hat's gewiß nicht ungern. Da der Junker merkte, was sie sich winkten und ins Ohr sagten, gab er ein paar grossen, von denen er merkte, daß sie den kleinern abwehren wollen, die Hand und sagte: oh laßt sie nur machen, sie machen mir Freude.

Sie hiengen sich ihm an Rücken und Hals, geriethen hinter alles, was er Schönes und Glänzendes anhatte. Sie nahmen ihm Hut, Schnallen, Ordenszeichen, Uhrenkette in die Hand und spielten damit. Sie bothen einander auch seine Tabaksdose herum, thaten als wenn sie ab dem beschlossenen Deckel eine Prise genommen und jetzt nießen müßten; er ließ sie mit allem machen, nur den Degen wehrte er ihnen, den sie ausziehen wollten. Mitunter fragte er sie allerhand über ihren Zug; einmal auch, ob die Kleider, die sie jetzt tragen, alle ihnen gehören? — Nein, nein, antworteten sie, zeigten ihm, wie dem Vater daheim das Hemd unter dem Halstuch und den Strumpf am Bein, sagten ihm alle Stückgen, von wem sie's haben, und erzählten ihm dann hintennach, daß sie alles am Abend den drey Frauen wieder bringen müßten.

Ihr müßt es ihnen nicht mehr bringen, sagte da der Junker. Das ist jetzt nichts, sagten die Kinder, wohl freylich müssen wir es wieder bringen. Einige sagten: wir brauchens ja morn nicht mehr, du bist ja morn nicht da.

Er sagte noch einmal: ich will machen, daß ihrs behalten könnt. Aber sie konnten es fast nicht glauben, und nickten ihm mit dem Kopf, wie wenn sie ihm nein sagen wollten. So tändelte er mit ihnen, bis der Pfarrer und

der Lieutenant zum Essen heim kamen. Beyde wurden versäumt und kamen sehr spät.

Sie hörten schon zu unterst an der Gasse das Lachen der fröhlichen Kinder im Garten, erkannten die Stimme des Junkers und schlichen neben dem Pfrundhag gegen den Ort, wo sie saßen, stellten sich dann hinter eine Haselstaude und sahen zu, wie die Schaar der Kinder mit dem Junker umgieng, und wie sie ihn zurichteten.

Das war ein Anblick, der ihr Herz erquickte. Oh wie gerne, wie gerne hätten sie ihm lange, recht lange zugesehen, ohne daß man sie bemerkt hätte; aber es gieng nicht lange, so sah sie ein Kind, das er auf dem Schoos hatte und drehte ihm seinen Kopf gegen die Seite, wo die Herren schon vor dem Gartenzaun stunden und sagte zu ihm: sieh da, wer ist da?

Da riefen Glülphi und der Pfarrer ihm zu: bravo! bravo, Junker! das geht gut — und er stund mit einem Gefühl auf, das durch die Freude über seine Kinder innerlich so erhoben ward, daß es ihm eigentlich schien, er habe seine Freunde noch nie mit der Wärme umarmt, als in diesem Augenblick.

Die Kinder wollten jetzt heim, denn es war schon eine Weile Mittag, aber er ließ sie nicht gehen und sagte zu ihnen: der Herr Pfarrer habe Kühe im Stall, und Brod im Haus, und die Frau Pfarrerin mache ihnen gern eine Milchsuppe und, Kinder, ich will selber bey euch bleiben und eure Suppe mit euch essen. — Es ergrift ihn eine Sehnsucht, nicht zum Tisch zu gehen, sondern bey den Kindern zu bleiben und ihre Suppe mit ihnen zu es-

sen; aber da er es der Frau Pfarrerin sagte, merkte er bald daß sie darüber betroffen ward. Sie konnte nicht wohl anders; sie war den ganzen Morgen in der Küche und beym Feuer, um ihm ein gutes Mittagessen zu machen; jetzt wollte er nicht zum Tisch und nur den Kindern im Garten eine Milchsuppe essen und ihr Fisch und ihre Vögel waren doch so wohl gerathen. Wie ein Schriftsteller, wenn er einen vollendeten Bogen einer guten Arbeit aus dem Sack verliert, über seine verlorne Arbeit betroffen ist, fast eben so betroffen war die Frau Pfarrerin über ihre verlorne Küchenarbeit an dem Fisch und an dem Braten. Sie stand verlegen vor dem Junker und zeigte gar keine Freude an seinem Gelust über die Milchsuppe. Er merkte die Ursache bald und sagte ihr: ich sollte euch strafen und nicht zum Tisch kommen, denn ich sehe, daß ihr abermal Mühe für mich gehabt; aber ihr seyd mir zu lieb, als daß ich euch plagen könnte, ich komme zum Tisch, sitze eine halbe Stunde bey euch, versuche alles, was ihr mir aufstellt; aber dann stehe ich auf, gehe zu meinen Kindern in den Garten und esse noch mit ihnen Milchsuppe.

Die Frau Pfarrerin war jetzt königlich zufrieden, nahm ihn traulich bey der Hand und sagte ihm: Sie sind doch immer gleich brav, lieber guter Junker. — Wahrlich, es war ihr wie ein Stein ab dem Herzen; daß sie ihre Fische nicht vergebens kochen mußte. Er kam denn auch wirklich eine halbe Stunde aus dem Garten ins Pfarrhaus zum Tisch; lobte der guten Frauen ihre Suppe, ihren Fisch und was weiß ich mehr, trank auf ihre Ge-

sundheit und auf die Gesundheit ihrer Köchin und sagte ihr so viel Freundliches und Liebliches, als er nur konnte. Aber als seine halbe Stunde vorüber, stand er dann plötzlich auf und war in einem Augenblick die Treppe hinunter bey seinen Kindern.

§. 74.

Goldäpfel, Milchsuppe, Dankbarkeit und Erziehungsregeln.

Unter der Thüre traf er seinen Karl an. Der gute Bub hatte bey des Lindenbergers noch länger als der Lieutenant auf dem Ried, und der Pfarrer bey seinen Kranken, das Mittagessen vergessen.

Er war den ganzen Morgen bey seinen Buben im Dorf, und im Herumspringen kam er gegen eilfen zum Kreuzbrunnen; da stund der Jacobeli unter dem Haus.

Da sprang der Karl von den andern Buben weg zu ihm und fragte ihn: Du, wie ist es heute doch auch gegangen? nicht wahr, der Papa ist doch auch nicht so gar bös gewesen?

Das glaub ich, das glaub ich, ist er nicht bös gewesen, sagte der Bub; aber komm doch auch mit mir in die Stube hinein; meine Schwester muß dir auch erzählen, wie gut der Papa mit ihr war.

Das

Das freut mich, das freut mich itzt auch, sagte der Karl, und sprang mit ihm in die Stube hinein.

Da zog der Vater die Kappe vor ihm ab und die Großmutter stund von ihrem Stuhl auf, gieng an ihrem Stab ihm etliche Schritte entgegen, ihm die Hand zu biethen und zu danken.

Ich bin ja nicht der Papa, sagte der Karl zu der alten Frauen, und meynte gar, sie sey etwa blind oder verirrt.

Aber da dankten ihm auch der Vater und die junge Frau, die krank war, und die Tochter, die unter die Linde mußte. Er aber fand sich bey diesem Danken unbehaglich, kehrte sich gegen den Jacobeli und sagte zu ihm, du hast mir ja gesagt, sie wollen mir etwas erzählen.

Da nahm ihn das Kind, das heut am Morgen unter die Linde mußte, bey der Hand, und sagte ihm: ja, ja, er hat mirs gesagt, ich muß dirs erzählen, wie gut der Papa mit mir gewesen, und erzählte dann alle Worte, die er mit ihr geredet.

Das freut mich auch, das freut mich auch, sagte Karl einmal über das andre. Indessen suchte ihm der Vater im Keller unter dem Stroh ein halbdutzend Goldäpfel, die sie von einem jungen Bäumchen, das dies Jahr die erste Frucht getragen, und die schönsten hatte, die im Dorfe wachsen, den ganzen Winter über gespart und keinen einzigen davon gegessen, und da er sie ihm gab und ihm selber in den Sack hineinthat, sagte er ihm noch: aber iß sie doch jetzt auch selber und gieb sie auch nicht weg.

Da dankte der Karl und sagte: das sind doch auch gar schöne Aepfel und dann bald darauf: aber jetzt am Sonntag kommt der Jacobeli gewiß zu uns; der Papa hat ihn eingeladen, und ihr müßt mir versprechen, daß er gewiß komme.

Da ihn der Junker so an der Hausthüre antraf, fragte er ihn: wo bist du so lang gewesen?

Der Karl antwortete: ja, Papa, bey den Leuten, von denen ich heute Nacht mit dir geredt habe. Ich weiß jetzt alles, wie es gegangen ist, aber du mußt doch itzt den Buben sehn, den du auf den Sonntag zu mir eingeladen; er ist noch eben da vor der Thür, er hat mich bis dahin begleitet.

Hiemit sprang er vom Papa weg, rief dem Jacobeli zurück, brachte ihn an der Hand zum Papa und erzählte, wie gut sein Vater, seine Mutter, Großmutter und Schwestern mit ihm gewesen, und das darum, sagte er, weil du mit ihnen auch so gut gewesen; sie haben mir gesagt, du seyst überall mit gar keinem andern so gut gewesen, als mit ihnen, aber denn haben sie mir gedankt, als wenn ich du gewesen wäre, aber das habe ich nicht gern gehabt; dann nahm er auch einen von den Gold-Aepfeln, die sie ihm gegeben, aus dem Sack, zeigte ihn dem Papa und sagte ihm: du hast keine schönern in allen deinen Gärten — Aber ich muß die Aepfel allein essen, ich darf niemanden keinen davon geben, sie haben mir es dreymal gesagt, und ich hab es ihnen versprochen.

Der Junker freute sich, den Jacobeli, der seinem Karl so lieb war, kennen zu lernen und sagte ihm, er soll mit

ihnen in Garten kommen, es seyen viele Kinder da, und müssen eine Milchsuppe mit einander essen.

Der Jacobeli schämte sich und sagte, er habe schon zu Mittag geessen. Karl aber sagte ihm, du lügst, du hast noch nicht geessen, und mußt itzt kommen.

Damit zog er ihn am Arm mit sich fort hinter dem Papa in Garten — Die Milchsuppe war noch nicht da, die Frau Pfarrerin hatte sich mit Fleiß ein wenig verspätet, damit sie ihren lieben Junker einige Augenblicke länger an ihrem Tisch aufhalten könne.

Als sie kamen, brachte der Hans und die Köchin eben die großen Schüsseln voll Milchsuppe, und einen ganzen Haufen hölzerner Löffel. Sie hatten sie bey den Nachbaren entlehnt, denn so viel hatten sie nicht im Haus. Sie brachten auch etliche silberne für den Junker und den Karl, den sie itzt mit dem Junker vom Pfarrhaus weg in den Garten gehen sahen; aber der Junker und der Karl wollten beyde nur hölzerne, und der Karl warf gar in der Freude über den hölzernen, den silbernen, den ihm die Magd anboth, weit weg in den Garten. Aber da der Junker dieses sah, winkte er ihm, und er mußte wahrlich von der Milchsuppe und von den Kindern weg aufstehen, den Löffel wieder suchen und vor dem Thor beym Brunnen abwaschen, ehe er ihn nur der Magd wieder geben durfte.

Die Kinder und die Magd wollten alle für ihn gehen, aber der Karl wußte wohl, daß er aus dem nichts gebe, und sprang, da der Papa gewunken, wie ein Windspiel mit dem Löffel zum Brunnen. Da sagten die Kinder zur linken und zur rechten dem Junker: ihr seyd doch itzt auch

nicht bös mit ihm um deswillen, und die so aus der Schüssel aßen, an der auch Karl saß, wollten nicht fortessen, bis er wieder da sey. Aber der Junker ließ diese nicht warten und sagte zu ihnen: meine Kinder, esset nur, ihr müßt nicht auf ihn warten, wenn er denn fertig ist und vom Brunnen zurückkommt, kann er wieder mit euch zusitzen. — Die guten Kinder wiederholten fast alle aus einem Munde: aber du bist doch auch nicht bös mit ihm? — Nein Kinder, ich bin nicht bös mit ihm, aber er muß nicht unartig seyn und folgen lernen, wie ihr auch.

Als er itzt den Löffel beym Brunnen gewaschen und zurück kam, schlich er dem Papa hinten zu an Rücken, faßte ihn mit beyden Händen um den Hals, legte ihm den Kopf über seine Schulter an die Augen und sagte ihm dann: gäll, Papa! du verzeihst mir das.

War es lustig, so von der Milchsuppe weg laufen und den Löffel waschen zu müssen? sagte jetzt der Papa. — Nicht sogar, erwiederte der Karl, und der Vater: sitz jetzt nur wieder zu den Kindern und zu der Milchsuppe und besinn dich ein andermal, was du machest.

Die Kinder sagten alle: sie haben ihr Lebtag keine so gute Suppe und kein so lindes Brod geessen. — Sie war halb Nibel (Rahm) und voll Eyer, das Brod darinn vergieng wie Anken (Butter) im Maul, und einige Kinder sagten zu einander, ob das Brod doch jetzt auch von dem gleichen Kern sey, der bey ihnen wachse?

Was denkt ihr auch? sagte ihnen der Karl, es ist nur reiner gemahlen und mehr Krüsch davon weggethan. Aber

dann auch sagte er ihnen: er wolle die Suppe lieber, als was man ihm sonst in der Welt aufstellte, so gut seye sie.

§. 75.

Ein gefühlvoller Ruhepunkt.

Wenn ich Arner jetzt so von der Jugend seines Dorfs umgeben und seinen Karl so mit seinen Dorfkindern bey ihrer Milchsuppe sehe, und mir denn das Bild dieser Scene lebendig vorstelle; so kann ich mich des Gedankens nicht enthalten, wie leicht kann der Mensch sich die Welt in einen Himmel umschaffen, wenn sein Herz voll Liebe und Erbarmen gegen den Schwachen und Armen im Land ist, und er sich in seiner Menschlichkeit dahin erheben kann, die Kinder der Armen, die Gottes Kinder sind, im Geist und in der Wahrheit als seine Kinder anzusehn.

Dieses Herz voll Liebe und Erbarmen im Land wieder herzustellen und in den Edeln des Landes von neuem zu beleben, scheint mir die erste Pflicht der Menschlichkeit unsrer Tage, und es wäre doch so leicht, diesem Sinn der Liebe und des Erbarmens wenigstens auch den hundertsten Theil der äußern Reize zu geben, die man in tausend und tausend Epauletten- und Robe-Verhältnissen oft so vielseitig der Lieblosigkeit und Hartherzigkeit in grosser Fülle zugeworfen sieht. Wahrlich, dieses Ziel, Liebe und Erbarmen auch mit einem Theil der äußern Ehre

und Achtung zu bekrönen, mit welcher man hie und da Schwäche und Anmaßung so überschwenglich bekrönt, sollte das Bestreben unsrer Tage mehr beleben als es geschieht.

§. 76.

Der Nahmenstag eines alten Junkers.

Einsmals hörten sie Pferd und Wagen.

Oho, sagte der Karl, die Mama kommt! die Mama kommt! sprang von seiner Suppe auf und lief ihr entgegen.

Sie war es wirklich.

Der Junker stund jetzt auch auf, und alle Kinder, so viel ihrer da waren, liefen mit den Löffeln in den Händen hinter ihm her, der Mama entgegen. Sie hatte den Rollenberger und ihre zwey ältern Kinder bey sich, und kam, den Papa wieder heimzuholen. Weit und breit tönte jetzt das Geschrey der laufenden Kinder vom Garten — die Mama — die Mama! — die Mama! — und die Kinder in der Kutsche, die es hörten, riefen zurück: der Papa! der Papa! — der Papa! — Und Therese stieg, ehe sie bey ihnen zu waren, aus dem Wagen, und war, wie wenn sie flög, in Arners Arm.

Sie frug im Augenblick hinter dem Kuß: was machst du mit allen diesen Kindern?

Sie essen mit mir eine Milchsuppe, und du mußt sie auch mit ihnen essen, sagte Arner.

Das freute Therese. Sie sprang an seiner Hand den Garten hinauf, und der ganze Reihen Kinder hinter ihr her, und setzte sich neben Arner zu den Kindern und ihrer Suppe. Auch die Frau Pfarrerin und der Herr Pfarrer und der Lieutenant kamen jetzt vom Pfarrhaus hinunter, grüßten Therese und setzten sich alle zu den Kindern und ihrer Milchsuppe. Da sie so alle traulich beyeinander waren, fast das ganze Schloß, das ganze Pfarrhaus und fast alle Kinder aus dem Dorf, sagte Therese: das mahnt mich an den Nahmenstag, den einer meiner Ahnherren alle Jahre feyerte und von dem mein Großvater mir selber viel erzählt hat.

Arner, dessen Herz mit dem Herzen dieses Ahnherrn gleich schlug, sagte zu seiner Frauen: wir wollen jetzt thun, wie wenn wir in dieser alten Zeit lebten und mit diesen Kindern so traulich beysammen seyn, wie dein Ahnherr an seinem Namenstag; aber du mußt uns dann weitläufig und umständlich erzählen, was er alles an diesem Tag that.

Ja, aber wenn wir es machen wollen, daß alles seyn soll, wie am Namenstag meines Ahnherrn, so muß auch des Herrn Pfarrers Hans und unser Klaus und wer immer zu uns gehört, zu uns hinzusitzen.

Das müssen sie, sagte der Junker, und rief des Pfarrers Hans, der Köchin und seinem Klaus, und alle mußten zu ihnen an Tisch sitzen und hören, wie der Ahnherr der Therese mit den Kindern seiner Herrschaft seinen Na-

menstag gefeyert. Sie freuten sich alle, saßen zu ihnen, und Therese fieng dann an und erzählte den ganzen Feyertag von dem Namensfest ihres Ahnherrn, wie er mit allen Kindern seines Dorfs zu Mittag geessen, und wie er Jahr ein und Jahr aus nie so fröhlich gewesen wie an diesem Tag.

Er trank dann das erste Glas für seinen Herzog, der ihm so lieb war, und das zweyte für die Armen. Er war selber, sagte Therese vor allen Kindern, nichts weniger als reich. Er hatte nur ein einziges Dorf: und wenn er den Becher oben am Tisch das Glas hoch in der Hand hielt, sagte er dann: Gott segne die hölzernen Schüsseln und die so daraus essen!

Dann giengs wie ein Rundgesang um den Tisch. Zuerst both er der lieben Ehefrau den Becher, die hielt ihn dann hoch wie der Ahnherr, und sagte: Es geht unserm Herzog wohl und den Edeln im Land, wann die hölzernen Schüsseln gesegnet, und die, so daraus essen.

Dann giengs hinunter bis zum Knecht, der am Tisch saß. Alles mußte den Becher nehmen und ein Wort sagen, zum Lob des Bauernstands und zum Trost der Armen, und wer dann das schönste Wort zum Lob des Bauernstandes und zum Trost der Armen gesagt, der mußte hinauffsitzen, oben an Tisch zum lieben Ahnherrn, und war ihm das ganze Jahr durch lieb, wegen des Worts.

Währenddem sie so erzählte, nahm der Junker die beste Flasche, die in der Laube stund, und das gröste Glas,

und schenkte einen rothen ein, der dem Schweizerblut, *) das vor mehr als 40 Jahren Leute, die jetzt nicht mehr leben, und denen, die jetzt leben, auch nicht mehr gleichen, zum Lob der Schweizerfreyheit und des Schweizervaterlands in Schinznach vereinigt tranken. Der Junker hielt sein Glas jetzt auch hoch, wie der Ahnherr und sagte: Gott segne die hölzernen und die, so daraus essen!

Dann both er Therese den Becher und sie hielt den Becher auch hoch, wie die Ahnfrau und sagte: Es geht dem Herzog wohl und den Edeln im Land, wenn die hölzernen Schüsseln gesegnet, und die, so daraus essen! — Dann both sie ihn weiter, und ein jeder mußte ein Wort sagen, zum Lob des Bauernstandes und zum Trost der Armen.

Der Pfarrer sagte:

Der Erde Koth auf Schuh und Kleid
Und der Stirne heißer Schweiß
Macht den Bauer zum braven Mann,
Bringt ihm Gottes Segen.
Der Erde Koth im Herzen
Und auf der Stirne Stolz,
Und die Haut in Seiden
Macht den Bauer zum schlechten Mann
Und raubt ihm Gottes Segen.

Dann die Pfarrerin:

Das reine Wasser wascht Koth
Von Schuh und Kleid und Stirne,

*) Eine Art rother Wein, der bey St. Jacob, bey Basel, in der Nähe eines alten Schweizerischen Schlachtfelds wächst.

Und am Sonntag kommt der Bauer
Ohne Koth zur Kirche.

Der Rollenberger:

Eigen Brod ist Gottes Brod,
Gleichsam aus der ersten Hand;
Auch fremdes Brod ist Gottes Brod,
Aber aus der zweyten Hand.

Der Lieutenant:

Das ist wahr,
Säest du dein Korn mit eigner Hand,
Schneid'st du dein Korn mit eigner Hand,
So hast du Gottes Segen
Gleichsam aus der ersten Hand;
Kaufst du dir Korn kaufst du dir Wein,
Kaufst du dir Gottes Segen,
Gleichsam aus der zweyten Hand.

Arner wiederholte Theresens Wort und setzte hinzu: Gott gebe, daß der, der mit goldenen Löffeln aus silbernen Schüsseln ißt, mit nimmermehr Erfolg für den sorge, der mit dem hölzernen Löffel aus der hölzernen Schüssel ißt.

Ja, sagte des Junkers Klaus, der unten am Tisch saß, als es an ihn kam, es braucht mir noch ein Vorjahr, ehe der Silbermann und der Goldherr mit einem Erfolg für den sorgen können, der mit hölzernen Löffeln aus hölzernen Schüsseln ißt, daß er es auch spürt und Gott dafür dankt.

Was für ein Vorjahr meynst du, Klaus, das dem Gnadenjahr einer wahrhaft guten Versorgung des Volks vorhergehen müsse? sagten jetzt Arner, Therese, Glülphi und alle.

Ich meine, antwortete der Klaus, das Vorjahr, das einem solchen Gnadenjahr vorhergehen muß, ist ein Jahr, in welchem kein Silbermann und kein Goldherr dem Mann, der aus hölzernen Schüsseln ißt, ungestraft seinen Löffel aus der Hand schlagen und seine Schüssel ihm vor seinen Augen mit Füssen treten darf.

Unwillkührlich standen jetzt Arner, Glülphi und alles auf, und aus einem Mund tönte das Wort: ja, ja, diesem Gnadenjahr, das wir suchen, diesem göttlichen muß so ein menschliches vorhergehen, ehe man für den Mann, der aus Holz ißt, also wird sorgen können, daß er versorgt ist, in dem kein Silbermann und kein Goldherr dem Mann, der aus Holz ißt, seinen Löffel aus der Hand schlagen und seine Schüssel mit Füssen treten, weder kann noch darf, einstimmig. Aber Glülphi nahm jetzt das Wort und sagte: ohne dieses Vorjahr kann das Gnadenjahr, das wir suchen und dessen die Welt bedarf, nicht statt haben. Er setzte hinzu: so lange das Menschengeschlecht und niemand anders und nichts anders die Welt ist, so hat die Welt ein Recht zu diesem Vorjahr.

Ja, sagte jetzt Arner, sie hat wohl ein Recht, dieses Vorjahr, zu suchen, und Glülphi erwiederte: Arner und Männer wie Sie werden dieses Vorjahr mit Mitteln herbeyführen, die Sie dazu brauchen, und es wird Ihnen mit diesen Mitteln gelingen.

Jetzt saß die Richterin des Wettkampfs auf ihren Stuhl, oben am Tisch, Arner klingelte, und Therese sprach nun, wie ehemals die Ahnfrau, das Wort: Der Klaus hat das beste Wort zum Lob des Bauernstands und zum Trost

der Armen geredt — und er mußte nun oben an sitzen an den Tisch, zwischen Therese und Arner, und man trank noch einmal aus dem Rundbecher, der nun wieder um den Tisch herumgieng, von Arners rothem, köstlichstem Wein, das dem Schweizerblut glich, das ich, aber es ist lange seither, zur Ehre des Volks, zum Lob der Freiheit und zum Segen des Lands mit Männern getrunken, die ihres gleichen suchen.

§. 77.

Noch einmal die Feyer des Vaternamens.

Im Hochgefühl dieser Stunde, im Hochgefühl, daß Arner einer der Männer sey, der mit seinen Bestrebungen und mit seinen Mitteln etwas dazu beytragen könne, das Vorjahr des Segenszustands, dessen die Welt und die Armuth bedürfen; im Hochgefühl, daß ihr Mann im Geist und in der Wahrheit den edelsten alten Rittern, die für Gott, für das Vaterland, für ihren Fürsten und für den Unterdrückten und Leidenden im Land, für Recht, Wahrheit und Ehre lebten und starben, gleich denke und handle; im Hochgefühl dieser Stunde und des hohen Worts, das der gute Klaus zum Lob des Bauernstands und zum Trost der Armen geredt, wandte sie, von dieser Scene bis zu Thränen gerührt, jetzt wieder einen Blick auf die Spinnermädchen, die in einer langen Reihe noch an ih-

rer Milchsuppe sassen und dem Wettkampf zum Lob des Bauernstands und zum Trost der Armen zusahen, und erst jetzt fiel ihr die Rickenbergerin auf, die, da diese sich immer bescheiden hinter die andern zurückzog, ihr bis jetzt noch nie ins Aug fiel.

Ihre Augen stunden ihr fast im Kopf still, als sie sie jetzt sah und zu Arner sagte: welch ein Engel ist das? wer ist das? — Arner nahm sie beyseits, erzählte ihr die Geschichte des Kinds und was er von ihr wußte. Jetzt gieng Therese an Arners Hand zu diesem guten Kind hin, nahm es bey der Hand und bath es, den Spruch, den es diesen Morgen Arner gehalten, ihr jetzt zu wiederholen. Aber sie konnte das Kind fast nicht mehr fortreden lassen, als es anfieng „Junker Vater" zu sagen. Sie unterbrach es, und sagte zu Arner: ach Gott, dieser Name war noch zu der Zeit des Ahnherrn, dessen Andenken wir eben feyerten, der gewohnte Name, den das Volk seinen Edeln im Land gab, und jetzt geben dir ihn unsere Kinder wieder. Als es den Spruch vollendet, umarmte Therese den Engel, nahm dann den kostbaren, breiten, bundfarbigen Gürtel, den sie eben trug, und band ihn um sein weißes Kleid, steckte ihm alle Blumen, mit denen sie selbst geschmückt war, auf Kopf und Brust, und sagte ihm denn: nimm das zum Pfand, daß die Frau deines Junkers Vater deine Mutter seyn wird, so lang du lebst und recht thust.

Arner hatte das Wort Junker Vater bey der Anrede der Kinder im erstenmal nicht recht verstanden, so sehr übernahm ihn der Anblick der Kinder, da er betrübt und

erschüttert von dem Anblick ihrer Eltern, die unter der Linde eben vor ihm standen, auf der Rasenbank, in sich selbst gekehrt, da lag und sie so unerwartet und so rührend vor seinen Augen sah; aber jetzt gieng ihm der Vaterna-me innig zu Herzen, und er sagte zu Therese: ich hatte diesen Namen schon so lange gern; er war unter den lie-ben Alten so schön, so bedeutungsreich und so erhebend; aber ich hätte nicht das Herz gehabt, es auszusprechen. Die alte Zeit war in vielen Rücksichten so einfach und so schön, aber ich bin so fern davon, ganz darein zu passen, als die Zeit- und Kunstmenschen, die neben mir leben. Aber der Vatername freut mich doch. Meine Leute müssen mir ihn geben, bis an mein Grab.

Therese. Gott Lob! daß du ihn wieder hast; deine Leute werden dir ihn gerne wieder geben, bis an dein Grab.

Pfarrer. Ich gehöre auch zu Ihren Leuten und Sie erlauben auch mir, Ihnen diesen lieben Namen zu geben, bis ans Grab.

Arner. Von wem sollte er mir lieber seyn, als von Ihnen? aber ich gebe ihn Ihnen zurück. Er gehört Ih-nen zuerst. Ich heiße sie von nun an bis an mein Grab lieber Vater Pfarrer.

Jetzt küßte der Pfarrer dem Junker mit nassen Augen die Hand und redte kein Wort. Der Lieutenant unterbrach den Augenblick dieser Stille und sagte: auch ich gehöre zu den Ihrigen und will zu ihnen gehören, bis an mein Grab; auch ich sage Junker Vater. — Und ich Ihnen Va-ter Schulmeister.

Das gibt mir doch eine ganze Menge Väter, sagte jetzt die Frau Pfarrerin und setzte hinzu: wenn ihr nur Sorg tragt, daß ihr wenig Wittwen und Waisen hinterlasset.

In dem Augenblick, da sie das sagte, hob Arner seine Augen gegen sie auf; man sah, daß es einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

Auch Therese bemerkte es. Sie fuhr wie im Schrecken auf und sagte zu Arner: was ist das? was ist das?

Arner erwiederte: nichts, nichts; aber sein Herz schlug und sein Blick war ohne Heiterkeit ernst.

Der Lieutenant und der Pfarrer bemerktens beyde und suchten eilends, das Gespräch auf etwas anders zu lenken. Es gelang ihnen. Sie sagten beyde: wir wolleu jetzt mit einander noch einmal den lieben Vaternamen feyern.

Das wollen wir, sagten alle, und alle Kinder, die da waren, von des Junkers Karl an bis auf des Kühhirten Elsi, mußten jetzt im Reihen zu ihnen hinzu, ihnen die Hand geben und ihnen Vater und Mutter sagen.

Wenn da keine Engel diese Eltern und diese Kinder umschwebten, so umschweben nie keine Engel den Menschen; er mag Reines und Heiliges thun auf Erden, was er will.

§. 78.

Des Junkers Karl macht den Nachtwächter.

Der Junker hatte sich vorgenommen, diesen Nachmittag die Bäume, die er vor ein paar Tagen seinen Bonnälern gegeben, auf dem Ried setzen und den großen Baumgarten anlegen zu lassen, den er zu dem Platz bestimmt, an welchem sie einst das Fest der dankbaren Armuth, das er für sie stiften wollte, feyern sollten. Therese ist auch mit dem Glülphi und Rollenberger dafür angekommen, um beym Anlegen dieses Baumgartens gegenwärtig zu seyn und das halbe Dorf wartete, bis der Junker vom Mittagessen im Pfarrhaus auf den Gemeindplatz kommen werde, wo sich alles versammelte, um mit ihm aufs Ried zu ziehn.

Aber alle, alle im Pfarrhaus hatten ob den Freuden des Vaternamens das Baumsetzen auf dem Ried, und daß der Junker versprochen, um 2 Uhr dafür auf den Gemeindplatz zu kommen, vergessen; die Knaben im Dorf, die seit dem Mittagessen sich immer mit ihren Geißen beschäftigten, vergassen es nicht. Sie sahen alle Augenblicke auf den Kirchthurm, ob es nicht zwey Uhr sey, und sobald die Glocke geschlagen und der Junker und alles im Garten noch still saß und kein Zeichen zum Aufbruch gab, und es bald 3 Uhr schlagen wollte, machten die Buben einen Anschlag, mit ihren Bäumen auf der Achsel und mit ihren Geißen an der Hand vor das Pfarrhaus zu ziehn und den Junker und ihre Schwestern und wer sonst mit-

kommen

kommen wolle, um zu sehn, wie sie ihre Bäume setzen, auf das Ried abzuholen. Und der Karl, der, wie gewohnt, seine Augen immer in allen Ecken herumgehen ließ, sah die Knaben zuerst gegen den Pfarrhof anrücken, sprang zu ihnen hinaus und das erste Wort, das er zu ihnen sagte, ehe er sie grüßte, war: warum habt ihr doch die Geißen mit euch? sie können euch ja nicht helfen Bäume setzen.

Ja, aber sie können auf dem Ried weiden, wenn wir Bäume setzen und unsere Schwestern, die da sind, müssen mit uns aufs Ried; sie können sie dann ja hüten, erwiederten die Knaben.

Das ist wahr, das ist recht, sagte der Karl; dann bathen ihn die Knaben, er solle jetzt doch auch machen, daß der Junker und alle, die mit wollen, bald kommen, es sey schon bald 5 Uhr; sie wollen dann einen schönen Zug anstellen und ihre Schwestern müssen dann in ihren schönen Kleidern mitkommen, wenn sie schon auch nicht Bäume setzen können. — Wie die Geißen? sagte Karl und lachte. — Ja, wie die lieben Geißen, erwiederten die Buben, lachten auch und sagten: wir haben noch Trommel und Pfeife bey uns, es muß schön gehen; aber geh doch jetzt, geh doch und mache, daß der Papa und wer mit will, bald kommen. — Das will ich, das will ich, erwiederte jetzt der Karl, sprang in den Garten, stellte sich vor den langen Tisch, an dem Papa, die Herren, Frauen und alle Kinder saßen, und rief dann das Nachtwächterlied: höret, ihr Herren und Frauen, was soll ich

euch sagen? die Glock' und die hat 2 Uhr geschlagen, zwey geschlagen! schon lang zwey geschlagen!

Alles lachte ob dem Nachtwächterruf, und der Junker sagte, es ist wahr, ich habe den Nachtwächterruf verdient. Um 2 Uhr habe ich versprochen, auf's Ried zu kommen, und jetzt ist's ja bald 3 Uhr, wir wollen jetzt gleich gehen. Der Karl erwiederte: alle Buben warten mit ihren Bäumen und mit ihren Geißen vor dem Garten auf dich, und ihre und meine Schwestern müssen auch mitkommen; es muß ein großer und schöner Zug werden.

Alles stand jetzt auf, und die Spinnerkinder sprangen was sie konnten und mochten zum Garten hinaus auf die Straße zu ihren Brüdern.

Auch Arner, der Pfarrer und Glülphi standen jetzt auf, den Zug zu sehn, den die Knaben vorhatten, um ungesäumt mit ihnen aufs Ried zu ziehn. Aber es gieng mit der Einrichtung des Zugs nicht vorwärts. Die Knaben, die ihn allein einrichten wollten, standen in einem Wirwar unter einander und hatten einen Freudenlärm, daß man sein eigen Wort nicht mehr hörte. Da Glülphi kam, rief er: still ihr Knaben! und hatte den Zug in einem Augenblick in der Ordnung.

Die Trommel und Pfeife mußten voraus, dann der Karl mit der Fahne, dann ein Knab und ein Mädchen; der Knab hatte Bäume auf der Achsel, und das Mädchen führte die Geiß. Die so Geißen hatten, waren die ersten, die andern hinter ihnen. Der Karl, der mit seiner Fahne hinter sich sah, rief jetzt denen, die Geißen hatten und ihm

näher standen: ihr marschiert jetzt zu dreyen und die andern zu zweyen.

Buben und Mädchen antworteten ihm: zählst du die Geißen auch zu uns, daß du uns zu dreyen rechnest?

Er erwiederte: warum nicht? ich kann bey den Geißen eins, zwey, drey zählen, wie bey euch.

Jetzt giengs aufs Ried. Der Zug war lustig und schön; aber der Unterschied zwischen den Knaben und Mädchen war groß. Die Knaben waren in ihren Alltagskleidern und in der ganzen Unreinlichkeit ihres gewohnten Seyns aus dem Dorf, die Mädchen aber waren von ihren Müttern und den drey Frauen so schön geputzt, als nur immer möglich. Der Junker und der Pfarrer, denen dieser Unterschied auffiel, sagten beyde zu einander: wills Gott, wird das bis nach einem Jahr auch anders werden. — Ja, sagte Therese, wenn ihr immer mehr Leute findet, die euch darinn so an die Hand gehn, wie es heute diese drey Weiber gethan haben.

Es ist wahr, solche Leute, wie diese drey Weiber, haben wir nöthig und müssen sie suchen, sagten einstimmig Arner, der Pfarrer und der Lieutenant.

Suchet dann, sagte jetzt Therese, meinethalben morgen und bis übers Jahr, wen ihr weiter dazu braucht und findet, heute will ich mit dem ganzen Zug den drey Weibern, die die Spinnerkinder für diesen Zug so angezogen und geputzt, danken.

Das ist brav, das ist brav, das ist brav, schrien jetzt der Junker, der Pfarrer und Glülphi, wir gehen mit dem Zug vor ihren Häusern vorbey. Und als die Spinnerkinder

das hörten, schrien sie alle: ja, ja, wir wollen dem Mareili, der Gertrud und der Reinoldin danken. Und der Zug gieng nun vorwärts. Aber jetzt hatten die Kinder vor den großen Häusern gute Ruhe. Einige der reichern Bauern-Kinder weinten fast, daß sie nicht auch wie der Reinoldin Kinder, mit ihnen durften, und der Kalberleder, der wieder Mist lud, lief, sobald er den Zug unten an der Gaß erblickte, von seinem halb geladenen Wagen weg und ließ sich eine halbe Stunde nicht mehr vor dem Haus sehen.

Der Diane aber roch ihn noch, da er wieder zur Mistgrube kam, sprang ihm unter dem Wagen durch bis zur Hausthüre nach, die aber zu war, und es mußte alles, selbst der Junker lachen, da sie den Hund so sahen an der Thüre scharren und einen Laut geben, wie wenn er seinen Mann wieder herausfordern wollte.

---

§. 79.

Die Demuth des Baumwollenmareilis ist neben der Therese eben so rein und eben so groß, als sein Muth neben den Meisterkatzen im Dorf rein und groß war.

Das Mareili hatte eben die Stube voll Spinnerweiber, die ihm Garn brachten und dankten, daß es sich ihrer Kinder so angenommen, als eben der Zug die Gasse hi-

auf gegen sein Haus kam. Alle Spinnerweiber liefen ans Fenster, zu sehen, was es wieder Neues geben wolle; es allein blieb an seinem Tisch, wog der Rebhäuslerin ihren Bündel Garn wie sonst fort, gab ihr ihre Baumwolle dagegen und zahlte ihr den Lohn noch, ehe es auch ans Fenster trotschelte, zu sehen, wo dieser Zug hin wolle. Es sah kaum zum Fenster hinaus, so stand der Zug vor ihm zu still; die Trommel tönte, die Pfeife pfiff, die Fahne wehte, und es sagte zu sich selber: was ist jetzt das für ein Narrenstück, daß sie eben da zu stehen bleiben?

Das ist jetzt dir zu Lob und zu Ehren, sagten die Weiber, und indem sie das sagten und immer noch zum Fenster hinaus schauten, war die Junkerin schon in der Stube und rief: wo ist jetzt das Mareili?

Das Mareili kehrte sich um und mit ihm alle, die am Fenster waren; aber es wußte nicht, wie ihm war, da Therese es sogleich erkannte. Diese gieng auf ihns zu, nahm es bey der Hand und dankte ihm dann im Namen des Junkers und des Pfarrers und des ganzen Zugs, daß es sich der armen Kinder so angenommen. Das Mareili stand da wie versteinert, es wußte nicht was es der Junkerin antworten sollte, Scham, Rührung und Freude durchkreuzten sich in seiner Seele, daß es durchaus nicht wußte, wie ihm war. Es konnte lange kein Wort hervorbringen; endlich sagte es doch: gnädige Frau! das habe ich gewiß nicht verdient, und mein Bruder gewiß auch nicht; was wir bisher gethan und was wir ferner thun können, ist unsere Schuldigkeit, und dafür hat uns niemand zu danken.

Sein Bruder, der Baumwollenmeyer, war diese ganze Zeit über in der Nebenstube, und hörte alle Worte, die Therese und seine Schwester mit einander redten; aber der Zug und das Trommeln und Pfeifen vor seinem Haus behagte ihm nicht. Er kam auch nicht aus seiner Stube hervor, sondern zog sogar die Vorhänge vor seinem Fenster, damit auf der Gasse niemand merke, daß er zu Haus sey. Er war selber über das Gespräch der Junkerin mit seiner Schwester verdrüßlich. Es sind herzgute Leute, sagte er zu sich selber, der Junker und die Frau; sie meynen es trefflich und es ist recht, daß sie uns danken; aber zu viel ist zu viel, und ich fürchte das zu viel oft mehr, als das zu wenig, und Geräusch ist Geräusch. So etwas, wie der Zug vor seinem Haus und die Junkerin in der Stube neben Baumwollenspinnerweibern, war seinem ganzen Lebensgang fremd, und mißfiel ihm wirklich.

Arner, der Pfarrer und Glülphi, die bey den Kindern auf der Gaß vor der Thür standen, dachten nicht so; es war keine Rede davon, daß sie jetzt so mit den Trommeln und Pfeifen aufhören, und still vom Hause wegziehen sollten, wofür das Mareili Therese dringend bath. Die Herren wollten das, was sie fröhlich, laut und herzlich angefangen, jetzt auch fröhlich, laut und herzlich vollenden, und als Therese jetzt das Mareili, das um diesen stillen Abschied bath, verließ und es mit der Junkerin unter die Hausthüre kam, hörte zwar die Trommel und Pfeife auf einmal auf, aber der Karl zog den Hut ab und rief: „Es lebe das gute Mareili!“ und augenblick-

lich darauf der ganze Zug, daß es die ganze Gasse hinauf und hinab tönte: „Es lebe das gute Mareili!“

Es aber lief von der Thüre und von der Junkerin weg und kam feuerroth in die Stube, so sehr machte es das, was ihm unter der Thüre begegnet, betroffen, und wollte jetzt, da es wieder in die Stube hinein kam, sogleich mit seiner Arbeit fortfahren, den Spinnerweibern ihre Bündel Garn abnehmen und sein Geschäft treiben, wie immer; aber die Spinnerweiber dachten jetzt nicht an ihre Bündel Garn, nicht einmal an ihren Spinnerlohn. Wie wenn sie sonst nichts zu thun hätten und gerade nur um deswillen da wären, stunden sie jetzt alle um das Mareili herum. So lange Bonnal steht, sagten sie ihm alle, ist eine solche Ehre, wie jetzt dir, niemand widerfahren; aber du hast es auch verdient. Es antwortete ihnen: laßt mich jetzt damit ruhig; es ist gut, daß es vorüber, und bringet mir jetzt euer Garn, daß ich es wäge und wieder in die Ordnung komme, in der es mir wöhler ist, als wenn man mir vor den Fenstern trommelt und pfeift.

§. 80.

Falschheit zerreißt alle Bande der Erde.

Vom Mareili weg gieng der Zug zur Reinoldin. Diese ihre Mutter zankte schon ein paar Stunden mit ihr, daß sie sich des Lumpenzugs also angenommen und ihre

Kinder mit dem Bettelgesindel mitlaufen und dem Narrenjunker für etwas danken lassen, wofür ihm alles, was im Dorf Ehr im Leib hat, mit dem Teufel danken möchte. Was sie am meisten erbitterte, war, daß sie noch bey ihren Schwestern Hemder und Strümpfe und Schuhe dafür entlehnt. Meinst du, sagte sie, noch ein paar Minuten, ehe der Zug vor ihr Haus kam, zu ihr: ich habe nicht genug daran, daß du so ein ungerathenes Kind bist und dir alle Leute über den Kopf richtest? willst jetzt auch noch deine Schwestern ins Geschrey bringen, daß sie seyen wie du, und machen, daß sie in keinem Ehrenhaus mehr eine Heurath finden? Auch sagte sie ihr: wenn dein Mann nicht auch ein Narr wäre, der eine Strafe vom Himmel verdient hätte, so hätte er dich gewiß nicht genommen; aber es muß mir will's Gott mit den andern Kindern nicht so gehen. Was hast du vom Junker? und was geht dich auch der Narr an? warum begreifst du doch nicht, daß wer im Dorf ist, es mit dem Dorf halten muß, und mit denen, die im Dorf etwas haben und darin Meister sind, und nicht mit Bettelvolk und mit Leuten, mit denen man keinen Hund zum Ofen herauslocken könnte? Aber du thust mir das nur zu leid; du weißt, — daß es mir Verdruß macht, und wenn du mich könntest mit deinem Letzkopf ins Grab bringen, du würdest es nicht sparen. Du hast es mir dein Lebtag immer also gemacht.

Sie hatte das Wort: du hast es mir deiner Lebtag also gemacht — noch auf ihrer Zunge, als sie die Trommel und Pfeifen des Zugs hörte, der sich ihrem Haus näherte. Jetzt schwieg sie plötzlich, und sagte: das wird wieder der

Narren-Zug von heute Morgen seyn. Mit dem sprang sie an's Fenster, sah den Zug die Gaß hinauf gegen ihr Haus zu kommen; aber als er gerade vor ihren Fenstern still stund und die Junkerin vom Zug weg gerade gegen ihr Haus zu gieng, schlug sie das Fenster plötzlich zu, wandte sich an ihre Tochter und sagte: was ist das? sie will, glaube ich, zu uns. Was hat sie bey uns zu thun?

Ich weiß nicht, sagte die Tochter. Und die Mutter: wisch dir doch die Augen, daß nicht gar alle Leute sehen, was du für ein Narr bist. — Sie wischte sie wirklich ab, aber sie konnte mit dem Abwischen das Rothe im Aug nicht weiß machen. Was die Mutter immer sagte, es half nichts; sie sah aus, wie jemand, der sich die Augen fast aus dem Kopf heraus geweint. Jetzt trat Therese zu ihr hinein, gab ihr freundlich die Hand und dankte ihr, wie dem Mareili, im Namen des ganzen Zugs und des Junkers für alle Sorgfalt und alle Liebe, mit der sie sich der guten Spinnerkinder angenommen u. s. w. Aber die Reinoldin konnte in dem Gemüths-Zustand, in den sie die Mutter hineingebracht, kein Wort hervorbringen.

Die Alte biß die Zähne über einander. Ihre Augen glühten vor Zorn gegen ihre Tochter. Indessen nahm sie plötzlich das Wort und dankte der Junkerin mit geschliffenen Worten und mit einem erzwungenen Lächeln für die Ehre, die sie ihrer Tochter erweise, und sagte: die Junkerin habe auch gar zu viel Mühe genommen für sie; sie habe nichts anderes gethan, als was ihre Schuldigkeit gewesen und möchte nur wünschen, daß sie mehr Gelegenheit hätte, ihr oder dem Junker zu dienen. Dann setzte sie noch

hinzu: Die gnädige Frau solle doch ihrer Tochter verzeihen, es seye jetzt einmal so ihre Natur, wenn sie etwas übernehme, seye es Freud oder Leid, so könne sie nicht anders, es bringe sie sogleich zum weinen. — Das ist eine glatte, sagte Therese, sobald sie so für ihre Tochter das Wort nahm, zu sich selber, sah ihr, so lang sie redte, mit unverwandten Augen ins Maul, und als sie ausgeredt, gab sie nicht ihr Antwort, sondern wandte sich noch einmal an die Tochter, die dann endlich so weit gefaßt war, daß sie ihr sagen konnte: das Wenige, das sie für den Zug habe thun können, habe ihr Freude gemacht und sie habe dafür keinen Dank verdient.

Die Junkerin wiederholte noch, wie bey dem Mareili, daß der Junker und sie alles, was sie den Armen in ihrem Dorf und ihren Kindern Gutes thun, so ansehen, als ob es ihnen selber geschehen. Dann sagte sie ihr noch, daß der Junker sie mit dem Mareili und der Gertrud und dem Baumwollenmeyer diesen Abend im Pfarrhaus erwarte.

Als sie Abschied nahm, begleitete sie ihre Mutter unter hundert Höflichkeitsbezeugungen unter die Thüre und als jetzt Karl und der ganze Zug, wie bey dem Mareili, den Hut abzog und rief: „Es lebe die gute Reinoldin!“ konnte die Mutter fast nicht aufhören, mit der Hand dem Zug zu danken, und als er fortgieng und die Reinoldin schon längst wieder in der Stube und hinter dem Ofen war, und weinte, blieb die Mutter unter der Thüre stehen, bis sie kein Bein mehr vom Zug sah.

Als aber auch sie wieder in die Stube hineinkam, war es das erste Wort, das sie zu ihrer Tochter sagte: du hast

dich aber einmal schon aufgeführt; mit dem Zusatz: du thatest das mir zu leid und hast nichts damit gesucht, als mich zu Schanden zu machen.

Aufgebracht und bitter antwortete ihr jetzt die Tochter: ich möchte doch nur auch wissen, was ich in der Welt thun müßte, von dem ihr nicht sagtet, ich thäte es euch zu leid, wenns euch darnach im Kopf ist.

Ja, ja, du bist ein schönes Mensch, sagte die Mutter, red' nur viel.

Die Tochter aber war in diesem Augenblick ihrer selbst nicht mächtig und antwortete ihr: ich wollte lieber, ihr hättet mir die Hand ins Maul geschlagen, daß mir alle Zähne in Rachen hinunter gefallen wären, als daß ihr der Junkerin vor meinen Augen so gute Worte gegeben, da ihr doch hinter ihrem Rücken vom Junker und von ihr redet, wie wenn sie in keinen Schuh hinein gut wären.

Mutter. Das ist eben deine Narrheit, daß du meynst, man müsse mit und vor jedermann reden, wie man denkt.

Tochter. Ja, ich meyne das und sage es unverholen, es ist vor Gott und Menschen nicht recht, wie ihr mit der Junkerin redet.

Mutter. Du unverschämtes Kind! das ist jetzt der Dank, daß ich mich deiner so angenommen, da du vor ihr zu gestanden, wie der Ochs am Berg.

Tochter. Dafür kann ich euch nicht danken. Ich wollte lieber, ihr hättet mich vor ihr stehen lassen, wie der Ochs am Berg und ihr gerade herausgesagt, ihr denket über diesen Zug nicht wie ich. Ich kann es nicht aus-

stehen, wenn man mit den Leuten so wider Wissen und Gewissen redt.

Mutter. Mich kannst du nicht ausstehen. Du hast deine Freude daran, wenn du mich und die Deinigen alle immer recht zu Schanden machen kannst. —

Die Tochter fühlte endlich, daß sie nur zu lang und zu viel geredt und schwieg jetzt ganz. Die Mutter aber zankte fort und endlich noch darob, daß sie ihr keine Antwort mehr gebe. Zuletzt stand dann die Reinoldin von ihrem Winkel hinter dem Ofen auf und gieng aus der Stube; die Mutter aber rief denn noch ihre Schwester, die dem Zank auszuweichen in die Küche gegangen, und erzählte ihr, was für eine schlechte Schwester sie haben und fragte sie zuletzt noch: ob sie jetzt auch glaube, so ein Kind könnte in Himmel kommen, wenn es stürbe?

Diese erwiederte: sie wolle doch etwa das Bessere hoffen — und die Mutter: es wird einmal schwer halten, glaub mirs nur.

---

§. 81.

In der Unschuld und Einfachheit niedern Schatten entfalten sich Keime des hohen und Erhabenen, und sprechen sich immer in hoher Demuth aus.

Von ihr weg gieng der Zug zur Gertrud. Diese war ganz allein in ihrer Stube, ihre und des Rudis Kinder

waren alle am Zug oder bey demselben, als dieser vor ihrem Haus still stund und Therese in ihre Stube hineintrat und ungefähr die nehmlichen Worte zu ihr sagte, wie zu dem Mareili und zur Reinoldin. Gertrud erröthete. Sie wußte eigentlich nicht, was ihr geschah. Wie aus dem tiefsten Erstaunen über etwas ganz Unbegreifliches fielen ihr die Worte: „was hab ich denn gethan, daß ich das verdiene?“ aus dem Mund. Therese sagte, wie sehr es sie und den Junker freue, daß sie sich des Kinderzugs so angenommen und wollte mehr sagen, als Gertrud erwiederte: der gute, gnädige Herr, den wir jetzt haben, hat meinem Mann und mir und uns allen aus den tiefsten Nöthen, darinn Menschen stecken können, geholfen, und uns allen ein gesegnetes und glückliches Leben verschafft, jetzt kommen Sie, mir zu danken, daß ich ein paar Kindern etwas armselige Kleider geliehen. Dann bath sie die Junkerin, eben wie das Mareili, dringend, sie solle doch befehlen, daß man mit dem Trommeln und Pfeifen vor ihren Fenstern einhalte und sagte: dergleichen Sachen schicken sich nicht für sie und ihr Haus. — Laß das jetzt gut seyn, die Kinder haben Freude daran, und setzte hinzu: auch unser neue Schulmeister dankt dir für die Hülf und Rath, die er in seiner neuen Laufbahn bey dir findet.

In dem Augenblick, da Therese dieses sagte, trat der Lieutenant aus dem Kinderzug heraus, kam zur Gertrud in die Stube und sagte: ich kann die Junkerin dir nicht allein danken lassen, ich muß es mit ihr thun und dir sagen, in welchem Grad ich von dir Hülfe, Rath und

Handbiethung zu meinem so schweren als wichtigen Beruf erwarte und wie sehr ich Gott danke, dich zu kennen und durch dich die Wichtigkeit des häuslichen, mütterlichen Sinns und seiner hohen Kraft als das erste Bedürfniß anerkenne.

Er ließ sie nicht antworten. Er drückte ihr nur noch die Hand und war mit einem Sprung wieder beym Zug. Die Trommel tönte wieder und Therese nahm Abschied. Der Karl schwang wieder den Hut und rief mit dem ganzen Zug: „es lebe die gute Gertrud!“

§. 82.

Kinderfreuden und landwirthschaftlicher Volksunterricht.

Von der Gertrud weg gieng der Zug aufs Ried. Es war ein frohes Getümmel den Berg hinan.

In der hohlen Gasse, oben am Dorf, beym großen Echo, das rund um den Berg läuft und durch das ganze Thal hinab sich wiederholt, standen der Junker, der Pfarrer und Glülphi still, und das genau an dem Ort, wo man sich hinstellen muß, wenn man das Echo am vernehmlichsten und am längsten sich austönen hören will. Die Knaben kannten den Ort, wußten also, warum die Herren still standen und auf einmal ertönten hundert Stimmen. Die Buben jauchzten, Trommel und Pfeifen tönten so laut

sie konnten; es schien sogar, die Geißen selber mäckelten lauter, damit das Echo auch recht schön töne. Das frohe Getümmel dauerte, bis sie oben auf dem Berg und dem Ried ganz nahe waren, auf das sie hin wollten. Auf dem Platz, auf dem sie die Bäume setzen sollten, hielten sie still; da redten die Knaben noch einen Augenblick herzlich mit ihren Schwestern, und bathen sie, daß sie ihre lieben Geißen doch wohl hüten, während dem sie ihre Bäume setzen. Da sagte der eine zu seiner Schwester: such' ihr doch einen guten Platz, wo sie viel Gras findet, zum weiden; ein anderer: es hat in der Nähe am Bach junge, schöne Erlen, such' doch, daß du ihr etwas von diesem Laub bekommest, die Geißen fressen es lieber als Gras. Aber nicht alle waren so freundlich mit ihren Schwestern; einer sagte: wenn du mir die Geiß verlierst oder wenn sie hungrig heimkommt, mußt du den Lohn sicher dafür kriegen.

Nachdem sie ihre Geißen, der eine besser, der andere schlechter, so versorgt, suchte jeder Knab seinen Vater, führte ihn an der Hand an den Platz, den ihm der Lieutenant für seine Bäume angewiesen und mit einer Nummer bezeichnet. Nun giengs an ein Graben der Löcher, in die man die Bäume hineinsetzen wollte; aber der Rollenberger und der Glülphi sahen bald, daß fast jedermann das Geschäft ungeschickt angreife, und daß die Väter in Bonnal und ihre Buben vom Baumsetzen ungefähr so viel verstehen, daß sie den Baum nicht bey den Aesten und nicht der Länge nach ablegen, sondern ihn bey der Wurzel in Boden hineinthun und der Höhe nach aufstellen müssen; aber denn auch nicht mehr. Der Rollenberger, der das noch

weit besser verstund als der Glülphi, zog seinen Rock aus, sprang von einem Ecken zum andern, zeigte ihnen, was man wissen muß, wenn man einen Baum recht setzen will, z. Ex. auf welche Seite ein jeder seinen Baum kehren müsse, damit er wieder gegen die Sonne so zu stehen komme, wie er vorher gestanden u. dergl. Er vertheilte ihnen die Wurzeln, schnitt das Unnütze und Schadhafte ab, wie ein Gärtner; er machte ihnen den Heerd rein, zeigte ihnen, wie sie in der Ordnung und gleichförmig den Baum zulegen und andrücken, und auch, wie sie denselben vor dem Gegenwind und dem Wild sicher stellen müssen.

Die Nachbaren, obgleich die meisten von ihnen alles dieses sehr ungeschickt angriffen, hatten doch allgemein so viel Bauernsinn, zu spüren, daß er recht habe und das Baumsetzen besser verstehe, als sie. Sie bestrebten sich auch wirklich unverstellt, was er ihnen angab, zu machen, wie er wollte, und es zeigte sich auch an diesem Beyspiel, wie sehr man den Bauern unrecht thut, wenn man von ihnen behauptet, sie wollen von niemand nichts annehmen, sondern immer hartnäckig nur beym Alten bleiben. Das ist sicher unrichtig; die Bauern sind weder so dumm, noch so ungelehrig, so hartnäckig, als man glaubt, und es ist durchaus nicht wahr, daß sie im Feldbau von den Herren nichts Neues annehmen wollen; sie wollen nur, daß die Herren es ihnen nicht blos mit dem Maul und in den Büchern, sondern mit den Händen zeigen und zur Probe ihren eigenen und nicht bloß der Bauern ihren Geldbeutel daran setzen. Aber leider, Gott erbarm, zeigen ihnen eben wenig Herren etwas, das ihnen dienen könnte und noch weniger auf

eine

eine Art, wie sie es brauchen und sich zu Nutz ziehen könnten.

Alle Augenblicke sprang ein Bub mit seinem Vater zum Rollenberger und bath ihn: lieber Herr! helfet uns auch unsere Bäume setzen und zeiget uns auch, wie man es recht mache. — Auch der Lieutenant sprang eben so bereitwillig herum, zu thun, warum sie ihn bathen.

V. 83.

Zusammenhang dieser Bauernarbeit mit guten Erziehungsgrundsätzen und ein Beweis, daß des Junkers Karl bey seinem Rollenberger diesfalls unter guten Händen ist.

Es war dem Junker eine Lust, zuzusehen, wie Glülphi, und besonders sein Rollenberger seinen Bauern bey dieser Arbeit an die Hand giengen und wie freundlich die meisten annahmen, was sie ihnen zeigten. Am allermeisten aber rührte ihn, daß sein Karl sich die ganze Zeit in diesem Geschäft äußerst belebt und thätiger zeigte, als kein einziger unter allen Bauernknaben, die da waren. Er konnte nicht anders, als jeden Augenblick zu sich selber sagen: ich sehe auch hier, daß mein Karl unter guten Händen ist, wenn schon unsere Sylvia alle Tage lauter darüber Lerm macht und dem guten Oncle darüber in den Ohren liegt, der Sohn eines Reichsfreyherrn dürfe nicht

länger unter den Händen eines Manns gelassen werden, der eines Bauernamtmanns Sohn sey und, wie sie sagt, von den Kühen und den Stieren weg zum Erzieher eines Edelmanns geworden.

Im Anfang, als der Karl aufs Ried kam, sprang er eine Weile mit seiner Geiß allenthalben herum, zu sehen, wie es gehe und wie der Rollenberger den Bauern im Baumsetzen allen Rath gebe; dann aber, da kein Bub mehr seine Geiß an der Hand hatte, sondern sie alle schon ihren Schwestern zum Hüten übergeben und sich jetzt zum Setzen ihrer Bäume rüsteten, sprang auch er einsmals mit seiner Geiß zu seiner Schwester, gab ihr dieselbe am Seil in die Hand, und sagte zweymal: hüte sie mir recht, hüte sie mir doch recht; ich gehe jetzt meinen Baum zu setzen. Dann nahm er den schönen, großen Baum, den er sich zu Haus ausgelesen, und stellte sich mit demselben auf der Schulter vor seinen Papa, verspreitete seine Beine, wie ein Bauernbub, wenn er sich was rechtes meynt und sagte zum Junker: jetzt, wenn du willst, kannst du auch kommen und mir helfen meinen Baum setzen, die andern Aetti (Väter) helfen ihren Buben auch.

Das will ich, sagte Arner, und gieng an seiner Hand mit ihm an den Platz, den der Lieutenant ihm für seinen Baum angewiesen.

Dieser Platz war in der Mitte des Rieds auf einer leichten Höhe und die andern zweyhundert und fünfzig kamen alle rund um ihn herum, in zwölf langen Reihen, die sich alle an den Mittelpunkt, auf dem Karls Baum stand, anschlossen.

Da der Karl das sah, sagte er zum Junker: das ist auch ein schöner Platz, hat der Hr. Lieutenant das jetzt meinem Baum zu Gefallen gethan?

Ja, das hat er; du kannst ihm nur danken, sagte der Junker.

Da sprang Karl zu ihm hin und an ihn auf, dankte ihm und küßte ihn herzlich für den schönen Platz, den er ihm für seinen Baum ausersehen.

Dann nahm der Junker den Karst, der schon da lag, in die Hand, und machte dem Baum seines Karls ein Loch in den Boden und hackte den Herd so leicht auf, wie wenn er es seiner Lebtag gewohnt gewesen wäre.

Jetzt wollte alles, was da war und den Junker an dieser Arbeit sah, auch daran Theil nehmen und den Baum mitsetzen helfen.

Der Rollenberger sprang von dem hintersten Ecken hinzu, und der Lieutenant, der Pfarrer, die Frauen, alles kam herbey und wollte auch daran Theil nehmen; aber der Karl, der gern seinen Baum mit dem Papa allein gesetzt hätte, murrte ein paarmal halb laut, er brauche diese Hülfe nicht. Der Rollenberger merkte, was er murre und sagte ihm: sags doch nur laut. Da sagte der Karl ganz laut: ja, es ist einmal mein Baum, und ich möchte ihn mit dem Papa allein setzen. — Jetzt lachten alle, und alles machte ihm Platz, und er half jetzt dem Papa so fleißig, daß er schwitzte. Und da er fertig war, stampfte er noch rund um den Baum her mit seinen Füßen den Boden eben, daß der Heerd sich recht setze und an der Wurzel anlege. Dann sprang er wieder zu den andern Buben, die noch

nicht fertig waren, und da die meisten, wenn sie ihre Bäume gesetzt, noch den Hut abzogen und „das walt' Gott!" dazu sagten, sprang Karl auch wieder zu seinem Baum zurück, zog den Hut ab und sagte: „das walt' Gott, du liebes Bäumchen!"

Das freute den Junker und den Pfarrer. Beyde zogen, neben dem Baum stehend, auch den Hut ab und sagten: „das walt' der liebe Gott!" — und von allen Bauern, die um sie her standen, war nicht einer, der nicht auch den Hut abzog und das Wort wiederholte.

§. 84.

Von Volksfesten, vom Holzmangel und vom Volkselend.

So gieng der Abend dem Junker, den Kindern und allem Volk, das da war, fröhlich und heiter vorüber. Alles gieng nun heim. Vater, Mutter, Brüder, Schwester, Geißen, alles zog mit; auch der Lieutenant, die Frau Pfarrerin und der Rollenberger waren schon einige Schritte voraus und der Junker, der mit dem Pfarrer einige Schritte zurück war und still stund, rief dem Lieutenant: „sie sollen nicht auf sie warten, sie wollen gleich kommen" — und kehrte sich dann wieder mit dem Pfarrer gegen die eben gesetzten Bäume, und war voll von den Gedanken, daß einst

sein Bonnal unter ihrem Schatten das erste Fest feyern werde, dessen Stiftungsbrief er im Sack hatte.

Dann nahm er diese Urkunde hervor und sagte mit einem Blick, dem tiefe Besorgniß zum Grund zu liegen schien, zum Pfarrer: er wolle sie auf den Fall seines Todes in seine Hände legen und wünsche in diesem Fall, daß sie in dem Augenblick, in dem man ihn in sein Grab hineinsenke, allem Volk, das ihn zur Begräbniß begleite, vorgelesen werde; setzte dann aber gleich hinzu: wenn ich aber lebe; so muß das nicht vor 10 oder 15 Jahren geschehen; denn ich will nichts weniger, als mit einer solchen Handlung unter einem unversorgten und unglücklichen Volk bey meinem Leben eine Comödie spielen.

Der Pfarrer verstund kaum halb, was er sagte, so sehr übernahm ihn die ernste Art, der Blick, der in seinen Augen lag, als er von dem Fall seines Todes redte.

Er nahm ihm den Brief fast zitternd ab und antwortete ihm mit den sichtbarsten Zeichen der Bestürzung: aber Sie sind doch nicht krank, lieber Junker! daß Sie also reden?

Junker. Ich bin nicht krank, lieber Herr Pfarrer! aber auch nichts weniger als gesund. Mein Blut jestet seit einiger Zeit ganz ungewöhnlich in mir und es geht mir alles so stark nahe, daß ich mich nicht enthalten kann, mir vorzustellen, es möchte eine schwere Krankheit in mir stecken.

Pfarrer. Das wird wills Gott doch auch nicht seyn. Lassen Sie das jezt gut seyn, wir wollen doch jezt von etwas anderm reden, sagte der Junker, und im Augenblick, in dem ers sagte, kam sein Forster durch einen Fußsteig an

sie an und grüßte ihn freundlich. Dieser erwiederte den Gruß eben so freundlich und fragte ihn denn: wie es im Wald gehe?

Es wird eben immer viel gefrevelt, war die Antwort des Forsters.

Aber warum wird so viel gefrevelt? sagte der Junker.

Was machen? sagte der Forster, ehe die Leute den Winter über verfrieren, nehmen sie in Gottes Namen Holz, wo sie finden; eignes haben sie keins.

Dem Junker entrann jetzt in Gottes Namen eine Thräne. Einen Augenblick darauf sagte er ihm: thu deine Pflicht; es wird wills Gott etwan einmal anders kommen. Mit dem ließ er den Forster gehen, wandte sich wieder an den Pfarrer und sagte zu ihm: lieber Herr Pfarrer! auch diese Anzeige des Forsters zeigt uns klar, wie weit wir noch davon entfernt sind, vernünftigerweise von uns aus und von Herrschaftswegen Freudenfeste fürs Volk stiften zu können.

Aber wenn wird man dahin kommen? sagte der Pfarrer wie halb im Traum.

Der Junker erwiederte ihm: die Zeit, öffentliche Freudenfeste von Herrschaftswegen für das Volk zu stiften, sey für einen wahrhaft edeln Herrschaftsherrn erst da, wenn er wirklich dahingekommen, daß in seiner Herrschaft des Lebens Nothdurft keiner braven, redlichen und arbeitsamen Haushaltung mehr mangelt. Er setzte hinzu: ein Edelmann, der dieses Namens wahrhaft würdig ist, kann und darf an die Stiftung solcher Feste nicht denken, bis er die Thränen der Unschuld, die den Augen der Seinigen ent-

quillen, getrocknet und er sich selbst im Heiligthum seines innersten Bewußtseyns das Zeugniß geben darf, daß er weder durch Lebens- noch durch Standesfehler, am allerwenigsten aber durch Fehler seines herrschaftlichen Einflusses, sey es in Justiz-, Finanz- und Polizeyhinsicht tiefgreifendes, allgemeines Unglück in die Eingeweide des Volks hineinbringe. Er setzte mit Eifer hinzu: es ist eines Edelmanns unwürdig, Leute, die noch selber durch seine Schuld das Jahr durch aller Noth und allem Elend des Lebens ausgesetzt sind, mit solchen Festen ein paar Gaukeltage zu verschaffen, deren Genuß ihnen das Leben, das morgen darauf wieder auf sie wartet, nur desto schwerer machen muß.

Der Pfarrer erwiederte: nur bey solchen Ansichten kann ein solches Fest als ein christliches Fest angesehen werden, und beyde waren darüber ganz einig, Volksfeste müssen wesentlich aus reiner Dankbarkeit gegen den Stifter hervorgehen und hinwieder geeignet seyn, einen wahren, dauernden Frohsinn im Volk zu erzeugen und zu begründen. Wo immer, sagte der Junker wiederholend, in irgend einem Land irgend ein Mensch noch durch ein unvorsichtiges Wort oder weil er einem beamteten Stadt- oder Dorfblutsauger mißfällt oder im Weg steht, durch eine erlogene Anklage um alles gebracht werden könne, was ihm in der Welt lieb und werth sey, da sey der Gedanke an die Stiftung eines Volksfests für noch unpassend anzusehn. Ich einmal, setzte er endlich noch hinzu, will wenigstens, so lange noch in irgend einem Dorf meiner Herrschaft der Mangel an allgemeiner Sorgfalt für das Volk durch das Daseyn solcher Gefahren auffallen muß, wie er jetzt auffällt und so lange sich

in einem derselben Elend und Verbrechen noch durch einander winden, daß man nicht wissen kann, welches von beyden an dem einen oder andern mehr Schuld ist, meinem Volk kein solches Fest bereiten; ich würde es unter diesen Umständen nicht anders, als für ein Trugfest und ein Gaukelspiel ansehen, das man mit Ehrenleuten und auch mit Leuten, die man zu Ehrenleuten machen will, nicht treiben darf. Er fügte jetzt noch bey: es ist gut, die jungen Bäume sind auch noch nicht geeignet, großen Schatten zu geben und machen es ihrer Natur nach nothwendig zu warten, bis sie groß gewachsen, ehe es möglich ist, daß man unter ihrem Schatten sich ihrer freuen darf. Ich sehe aber, sagte er endlich zum Pfarrer, daß durchaus alles, was für das Volk gethan werden kann, für dasselbe vorbereitet werden muß, ehe es gethan werden kann. Die Urkunde, die ich in Rücksicht auf die Wahl der Vorgesetzten verfassen muß und verfassen will, kann auch nicht ausgefertigt und in Wirkung gesetzt werden, bis vorher dafür gesorgt ist, daß es auch wirklich dergleichen Leute im Dorf gebe, wie die, deren Auswahl man durch eine Wahlordnung sichern will, seyn müssen.

§. 85.

Um dem zu helfen, der in der Tiefe Hülfe bedarf, muß man den Zustand, in dem der Hülfsbedürftige wirklich ist, von oben herab in seiner Tiefe zu erkennen suchen.

Und wie werden wirs machen, sagte der Pfarrer, daß wir bald dergleichen Leute in Bonnal finden?

Der Junker erwiederte: Glülphi sagte mir gestern, er setze diesfalls die große Hoffnung auf den Baumwollenmeyer und die drey Weiber, die diesen Abend zu ihm ins Pfarrhaus kommen werden.

Er hat recht, sagte der Pfarrer, von dieser Seite ist weit mehr für das Dorf zu erwarten, als man denken möchte. Und der Junker: ich sehe es selbsten so an; sie sind Dorfgenossen und in gewissen Rücksichten so viel als Hausgenossen derer, denen sie helfen sollen, und das macht einen unglaublichen Unterschied für unsern Zweck oder vielmehr für das Bedürfniß des Dorfs.

Der Pfarrer erwiederte: Sie erinnern mich hiemit an das Wort eines Manns, dem in einer großen Verlegenheit hundert und hundert Leute, die ihm fremd waren, Rath geben wollten; er sagte: die Meinigen können mir in dem Meinigen am besten Rath geben.

Der Junker sagte: der Mann hatte ganz recht, und freute sich den Baumwollenmeyer und die drey Weiber im Pfarrhaus anzutreffen. Die Herren eilten jetzt, von dieser

Ansicht belebt, schneller heim, als sie es bey der Stimmung, in die sie ihr früheres Gespräch gebracht hatte, sonst gethan hätten. Sie fühlten die Ansicht, die sie jetzt aussprachen, in ihrem Leben nie so anschaulich, als seitdem sie den Baumwollenmeyer kennen gelernt und ihn den Grundsatz aussprechen gehört, daß es einem Herrschaftsherrn ohne Mitwirkung der brävern Leute im Dorf selber unmöglich sey, jemals einen in das Mehrtheil der Haushaltungen eindringenden Einfluß auf die Verbesserung des Dorfs zu erhalten.

Diese Ansicht des Baumwollenmeyers machte sie die Bekanntschaft mit dem Mareili, der Reinoldin und der Gertrud in einem ganz neuen Licht ansehen. Sie redten schon gestern mit Therese und der Frau Pfarrerin ab, die Weiber dahin zu benutzen, um durch sie allmählig mit allen Haushaltungen des Dorfs mehr bekannt zu werden. Auch drang der Glülphi heute mit der deutlichen Aeußerung darauf, daß Therese und die Frau Pfarrerin diese Weiber diesen Abend zu sich einladen und alles thun sollen, sie recht heimisch zu machen, weil sie sie zu ihrem Zweck unumgänglich nöthig haben. Der Abend war auch bestimmt sehr gut zu diesem Zweck benutzt. Sie waren alle drey schon eine Weile im Pfarrhaus, ehe die Herren vom Ried heimkamen und da Gertrud beym Theetrinken zu Therese sagte: ich denke meiner Lebtag daran, wie mir das Thee und die Milch, die der Junker an dem glücklichen Tag unter der Linde vor dem Schloß mir und meinem Kind gab und die uns beyden den ganzen Heimweg so wohl that.

Die Frau Pfarrerin sagte lachend: oh es hat dir damals etwas ganz anders den ganzen Heimweg wohl gethan.

Das ist wahr, das ist wahr, ich bin ungeschickt, daß ich nicht zuerst davon redte, sagte Gertrud, — und Therese fiel ihr ins Wort und sagte: es soll so ein engelschönes Kind seyn, sagte mir der Junker, das du bey dir hattest, ich wollte es doch gern einmal auch sehen.

Ich hole es sogleich, erwiederte Gertrud, aber wenns jetzt schlaft und dann weint, wenn ich es bringe, so nehmen Sie es denn doch nicht übel.

O wenn es schlaft, so bring' es doch nicht, sagte jetzt Therese.

Gertrud. Ich bring' es gewiß. Mit dem war sie zur Stube hinaus, fand es wachend und lachend. Eilend zog sie es an, so schön sie konnte, nahms dann auf den Arm, sprang mit ihm in der Reinoldin Haus, nahm ihren Pfausbacken, der auch erwacht war, zur Wiege hinaus, trocknete ihn, fäschete ihn ein, machte ihn schöner noch als ihren eigenen, und brachte dann sie beyde auf ihren Armen ins Pfarrhaus.

Die Reinoldin sprang auf gegen ihren Kleinen, als sie ihn auf der Gertrud Arme in die Stube hinein kommen sah. Auch Therese stund auf, nahm der Gertrud einen nach dem andern ab dem Arm, setzte einen nach dem andern auf ihren Schoos, und wie Gertrud auch immer bath sie solle die Kinder doch ihr geben, sie werden sie naß machen, gab sie sie ihr doch nicht und behielt sie auf dem Schoos, bis Arner mit dem Herrn Pfarrer vom Riedweg jetzt auch heim kam. Dieser erkannte der Gertrud Kind

sogleich und sagte zur Therese: das ist der Engel, von dem ich dir schon so oft geredt; aber wem ist das andere? und setzte hinzu: wahrlich, ich könnte nicht sagen, welches das schönere wäre. — So lobten und küßten Arner und Therese diese Kinder. Dann aber fieng Arner an und redte ihnen vom Kinderzug, der ihn diesen Morgen so sehr erfreut, dankte ihnen noch einmal für alles, was sie an diesen Kindern gethan und sagte dann: sie müssen den Spinnerkindern die Kleider, die sie ihnen geliehen, lassen, und er wolle sie ihnen zahlen.

Das wäre bald richtig, sagte die Reinoldin, wenn sie nur unser wären, aber wir haben das meiste entlehnt.

Das Mareili setzte hinzu: und die, so es uns gegeben, fürchten sich vor dem Eifer im Dorf und haben nicht gern, daß es ihnen auskomme; sie haben sich des Zugs angenommen.

Wenn es so ist, so nehmt dann, was ihr entlehnt, zurück, aber kaufet ihnen dafür neues, und ich will euch dann das Neue und was euer ist, zahlen, daß ihr zufrieden seyn müsset, sagte der Junker.

Nein, nein, sagten jetzt die Weiber einstimmig, was unser ist, müssen Sie uns nicht zahlen, Sie müssen uns die Freude lassen, ihnen auch etwas zu geben.

Ich will euch diese Freude gern lassen, erwiederte der Junker.

Ja, sagte die Reinoldin, wir haben heut schon im Sinn gehabt, ihnen zu lassen, was unser ist. Aber das Mareili hat uns gesagt, weil die Kinder so unordentliche Eltern haben, so sey es ihnen besser, wir machen sie alles wieder zu-

rückbringen, damit wir dazu sehen können, daß alles für sie in Ordnung gehalten werde; indessen hätten wir es ihnen doch an den Sonntagen, oder wenn sie es sonst brauchen, wieder gegeben.

Wollet ihr das, was ich den Kindern geben will, auch so zu euern Handen nehnen und ihnen dafür Sorg tragen? sagte der Junker.

Warum das nicht? erwiederten die Weiber.

Und der Junker: es ist zehnmal mehr werth, als alles, was man ihnen geben kann, wenn ihr sie lehrt Sorg dazu zu tragen, und ich bin euch Dank dafür schuldig.

Mit diesem Wort nahm er seinen Karl auf den Schoos und sagte ihm: nicht wahr, die Frauen sind dir auch lieb, daß sie sich der armen Kinder so annehmen?

Ja gewiß, Papa, sind sie mir lieb, erwiederte Karl; die armen Kinder haben nicht so eine Mama, wie ich, die ihnen dafür sorgt.

Auf dieses Wort stand die Reinoldin vom Stuhl auf, so freute es sie an dem Buben. Sie gieng mit beyden Armen auf ihn zu, nahm ihn bey der Hand und sagte: wenn du jetzt nur ein anderer Bub wärest, und nicht ein Junker, so würde ich dich für dieses Wort küssen, daß du deiner Lebtag an meinen Kuß sinnen würdest.

Lachend nahm der Junker seinen Karl, stellte ihn vor die Reinoldin hin und sagte: nun, das will ich doch jetzt sehen, wie du ihn küssen kannst, daß er seiner Lebtag daran sinnet.

Die Reinoldin ließ sich das nicht zweymal sagen. Sie

küßte und drückte ihn, daß er den Kopf schüttelte und zu ihr sagte: das ist doch auch gar hart.

O das magst du wohl erleiden, du bist ein kecker Bursch, daß es keinen kekern im Dorf gibt, sagte jetzt die Reinoldin — und es freute Arner innig, daß sein Karl ein Bursch sey, daß es keinen keckern im Dorf giebt. Er sagte zur Reinoldin: es ist gut, recht gut, daß die Herren in den Schlössern auch keck werden und nicht nur die Bauern.

Glüiphi, Therese und alles lachte jetzt ob Arners Aeußerung, daß es Noth thue, daß die Herren in den Schlössern auch keck werden und die Bauern es nicht allein bleiben, und Arner nahm den Karl und gab ihn der Gertrud; diese küßte ihn mit einer Thräne im Aug, aber sie berührte ihn kaum mit dem Mund. Da das Mareili ihn küßte, sagte es: man muß unter der Sonne nichts für unmöglich halten; ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß unser eines dahin kommen könnte, einem Junkertind seine Liebe auf diese Weise zeigen zu können.

Als Gertrud der Reinoldin Kind aus der Wiege nahm, sprang ihr der Diane noch bis ins Pfarrhaus, und ließ sich, was sie auch immer that, nicht von ihr zurück jagen; aber sie schloß im Pfarrhaus vor ihm die Thüre zu, denn sie wollte nicht, daß er mit ihr hinaufkomme. Der Hund wartete aber vor der Thüre, bis sie einmal aufgieng, dann war er wie ein Blitz in der Stube. Sobald ihn der Karl sah, sprang er von der Gertrud, an deren Seite er eben stand, weg, und rief: „das ist der Diane," — und Therese und der Junker und alles, was in der Stube war, freute sich, den Diane zu sehn, der dem Kinderzug so ein

gutes Geleit gab, und den jungen Kalberleder so lustig vor seinem Mistwagen weg in die Stube hineinjagte. Er mußte dem Junker und der ganzen Gesellschaft alle seine Künste vorstellen, und der Karl sagte zur Reinoldin: ich will jetzt der Kalberleder seyn und euch etwas zu leid thun, dann hetzet mir ihn an. Die Reinoldin thats. Es war zum tod lachen, wie sich der Karl und der Hund mit einander benahmen. Der Karl kriegte ihn einmal bey den Ohren; aber der Hund durfte nicht beißen, dafür sorgte die Reinoldin, aber bauzen und lermen und ihn anspringen und dann wieder fliehn, wenn er ihn packen wollte, das machte er völlig wie beym Kalberleder.

Der Junker fragte die Reinoldin: wie bist du auch darauf gekommen, ihn auf die Worte „gib du B'scheid" und „du hast jetzt genug geredt" abzurichten?

Sie antwortete: ich hatte vor etlichen Jahren ein paar Nachbarsweiber, die, wo sie einem den Kopf sahen, einem die Ohren voll schwatzten und mich so manchmal damit geplagt haben, daß ich bey jedem Nichts bey Stunden mit ihnen plaudern mußte. Ich wußte lange nicht, wie ich ihrer los werden könnte, bis ich endlich diesen Hund gekauft habe, der so gelehrig ist, daß er allerhand Narrenpossen mit der größten Leichtigkeit lernte, und da mir im Anfang diese Possen Freude machten, kam mir an einem Abend plötzlich in Sinn, ich müsse meinen Hund auf diese Worte abrichten. Die Weiber haben auch bald verstanden, daß ich mit dieser Abrichtung meines Hunds mir ihr Geschwätzwerk vom Hals schaffen wollte, und es ist mir vollkommen gelungen.

Ich sollte mir gelegenheitlich auch einen solchen Hund anschaffen, um mir einige Leute ab dem Hals zu schaffen.

Ich denke selber, sagte Therese, wenn wir einen gewissen Besuch bekämen, so könnten wir diesen Hund entlehnen; aber ich weiß nicht, ob die Person, die ich meyne, denn auch so bald wie deine zwey Nachbarsweiber merken würde, was das „gib du B'scheid" und „du hast genug geredt" für sie bedeuten würde.

Leser! Meinst du etwa, die Erscheinung dieses Hunds und das Spiel, das man jetzt mit ihm trieb, schicke sich gar nicht für den Zweck, warum Arner und der Pfarrer diese Bauernweiber ins Pfarrhaus kommen lassen? Meinst du etwa, die Herren und Frauen hätten, wenn es ihnen recht ernst gewesen wäre, durch die brävsten Leute im Dorf auf das ganze Dorf zu wirken, jetzt von ganz andern Dingen mit diesen Weibern reden sollen? Du hast unrecht. Das erste, das sie für ihre Zwecke thun müssen, ist, diese Leute heimisch zu machen, daß sie sich bey ihnen wie zu Haus, ich möchte sagen, wie bey Vater und Mutter, wie in ihrer Wohnstube, frey fühlen. Freyheit bringt die Herzen der Menschen zusammen; Mangel an Freyheit entfernt selber die edelsten Herzen von einander, und wo diese von einander entfernt sind, da werden sie dadurch unfähig, zu einem gemeinsamen Ziel hinzulenken. Also ist der Diane recht gut in dieser neuen Gesellschaft, die sich zum gemeinsamen Dienst vereinigen soll, aber sich unter einander noch fremd ist.

Als der Junker einmal meynte, es achte es Niemand, fragte er die Gertrud, wie es mit der Meyerin und dem Hübelrudi gehe? Sie antwortete: sie hoffe nicht übel. Aber

die

die Reinoldin, die merkte, was der Junker sie gefragt, fieng an zu lachen und sagte: ja, wenn nur dieser nicht wäre — und hiemit machte sie Pausbacken und ein Hangmaul, so groß sie konnte.

Was machst du Närrisches? fragte sie jetzt der Junker.

Gertrud antwortete: der Schalk will Ihnen den Sonnenwirth abmahlen, der dem Rudi im Weg steht. Aber sie macht es auch gar zu stark.

Die Reinoldin aber behauptete, es sey gar nicht zu stark, sie könne sein Hangmaul nicht einmal stark genug nachmachen, es sey so groß, daß sie, wie sie die Meyerin kenne, einmal glaube, sicher zu seyn, daß sie ihn nicht nehme.

Gertrud erwiederte ihr: aber wenn sie das Hangmaul schon nicht nimmt, so ist damit noch nicht bewiesen, daß sie den Rudi nehme.

Das ist freylich damit noch nicht bewiesen, aber du bist doch diesfalls nicht ohne Hoffnung, erwiederte die Reinoldin.

Und die Gertrud: ich bin diesfalls nichts weniger als ohne Hoffnung, aber ich wäre des guten Rudis halber gern völlig sicher.

Der Junker, der Pfarrer, Gertrud, das Mareili und alle, die da waren, nahmen den innigsten Antheil an dem Hübelrudi und alle, die die Meyerin kannten, sagten einstimmig, es sey nicht möglich, daß er besser versorgt werden könnte, als mit dieser Person, und der Junker ward allmählig in dieser Gesellschaft so fröhlich und heiter, daß ihm die traurige Stimmung, in der er noch diesen Nachmittag war, als er dem Pfarrer die Stiftungsurkunde übergab, kein Mensch mehr angesehen hätte. Der Gedanke, daß eine

gefährliche Krankheit in ihm stecke und selber das Gefühl von dieser Krankheit war vollends aus ihm verschwunden.

---

§. 86.

Scenen beym Mondschein, die sich mit Himmelsfarben mahlen ließen, und ein blutiges Uebernachtbethen, das mit dem Dunkel der Hölle überstrichen und ausgelöscht werden sollte, wenn es schon gemahlt da stünde.

Sie verreisten sehr spät beym hellen Mondschein, und trafen auf dem Heimweg, fast um die Mitternachtstunde, noch des Rickenbergers Babeli auf dem Grab seines Vaters an. Seine arme Mutter hatte schon seit dem Mittag vernommen, daß die guten Weiber es zur Königin des Zugs gemacht und alle Ehren und alle Freuden, die es gehabt. Sie saß stundenlang, in Freudenthränen fast schwimmend, auf ihrem Krankenstuhl und sehnte sich nach seiner Rückkunft, wie eine fromme Seele beym nahenden Tod sich nach den Himmelsfreuden sehnt.

Jetzt kam es. Seine Geschwisterte, die es schon von Ferne kommen sahen, liefen jubelnd in die Stube und sagten es der Mutter. Diese stand jetzt, so mühselig als es ihr war, von ihrem Stuhl auf, nahm ihre Krücken unter die Arme und gieng, auf dieselbe gestützt, ihrem Babeli, so

weit sie konnte, auf die Straße hinaus entgegen. Sie ist, seitdem ihr Mann gestorben und sie von Schrecken über seinen Tod krank geworden, niemals mehr vor ihre Hausthüre hinaus gekommen und gieng nur mit großer Mühe an ihrer Krücke in der Stube herum; aber jetzt gieng sie ihrem Babeli, so weit sie konnte, auf die Straße hinaus entgegen.

Als dieses sie erblickte, sprang es von den Kindern weg, war im Augenblick bey ihr und fiel ihr an den Hals. Beyde konnten nicht reden, so voll war ihr Herz. Sie eilten so schnell sie konnten mit einander unter ihr Dach. Da glich das Weinen ihrer innigen Freude dem stummen Schmerz, der an ihrem Herzen nagte. Die Brüder und Schwestern des Kinds, so jung sie waren, hiengen ihm an allen Seiten um sein Kleid und zogen es fast der Mutter vom Hals weg. So ein Kleid, so einen Gürtel und so eine Gotten-Kron hatten sie in ihrem Leben nicht gesehn. Es gab ihnen seine schönen Bänder und Blumen und die Gotten-Kron ab dem Kopf und den Gürtel ab dem Leib. Dann zog es noch seinen Rock ab, warf sich in sein Alltagskleied und gieng, der Mutter und den Kindern ihre Suppe und ihre Betten zu machen.

Seine Thränen flossen haufenweis aus seinen Augen, und fielen auf den Feuerheerd und auf die Betten, die es machte. Es eilte die Suppe auf den Tisch zu stellen, aber es aß keinen Löffel voll und sagte zu seiner Entschuldigung, es habe zu viel zu Mittag geessen und eilte dann mit den Kindern ins Bett, und als es ihnen gute Nacht gesagt und auch die Mutter bald in ihre Kammer und ins Bett gieng

und ihr Licht auslöschte, eilte es auch in seine Kammer, that das Fenster auf gegen den scheinenden Mond, setzte sich bey seinem Schimmer seine Gottenkron wieder auf, zog sein weißes Kleid wieder an, umwand sich seinen bundten, seidenen Gürtel, den ihm Therese gab, um seine Lenden, nahm noch ein weißes Tuch unter seinen Arm und eilte zu seines Vaters Grab. Da spreitete es sein Tuch auf den Boden, damit das thauende Gras und die feuchte Erde sein weißes Kleid nicht beflecke und kniete da nieder.

Himmel und Erde, Mond und Sterne schienen ihm jetzt schöner, als sie ihm je schienen. Die Blumen auf des Vaters Grab dufteten ihm Wohlgeruch, wie sie ihm noch nie dufteten. So lag es auf den Knien, sein Antlitz auf den Boden gesenkt und seine Lippen an der Erde, unter der seines lieben Vaters arme Hülle ruhte. Jetzt hörte es plötzlich unten im Thal Wagen und Pferde. — — Es waren Arner und Therese, die im Heimfahren beym stillen Mondschein, das Kutschendach hinter sich legend, langsam gegen diese Jammerstelle anrückten. Ihr Lobgesang an Gott, der den Mond und den Menschen geschaffen, tönte unter ihm herauf an den Ort, auf dem es lag. Als sie näher kamen, erkannte es ihre Stimmen und sagte zu sich selber: mein Vater! mein Vater! daß du auch sterben mußtest, ehe du ihn kanntest, den Vater des Landes und den unsern, mein Vater! mein Vater! wäre er da gewesen, so wärest du nicht gestorben. — Seine Thränen flossen häufig und netzten das Tuch, auf dem es saß. Jetzt war der Wagen im Abgrund, gerade unter seinen Füßen. Ihm war plötzlich, es stehe an seiner Seite und an ihm zu; ein lauter Schrey:

Vater! Vater! mein Vater! entrann fast unwillkührlich seinen Lippen und tönte von der Jammerstelle hinab an Arners und Therese Ohren. Sie hörten den Ton, hielten mit dem Wagen still und riefen wie aus einem Munde: was ist das? was ist das? wer ruft da? — Ich bins! ich bins! rief die Rickenbergerin von oben herab, ich lege auf dem Grab meines gestorbenen Vaters und höre unten im Thal Eure Stimmen und mußte Euch rufen, ich konnte nicht anders. — Und der Klaus sagte: es ist wahr: es ist die Stelle, auf der man der Rickenbergerin Vater begraben hat.

Segne dich Gott, du treues Kind! segne dich Gott! riefen jetzt Arner und Therese zu ihm hinauf.

Es antwortete: er hat mich gesegnet, er hat mich durch Euch gesegnet. — Therese und Arner riefen zurück: aber gehe doch jetzt heim und bleib' nicht länger in der Feuchte der Nacht.

Aber es gieng nicht. Es blieb bis gegen Morgen auf seines Vaters Grab. Gott und Ewigkeit, sein Vater, Arner und Therese, und dann seine Mutter daheim und seine Geschwisterte fühlten seine Gedanken. Es bethete, dankte und freute sich weinend des Lebens, wie es sich seit seines Vaters Tod des Lebens nie wieder gefreut hat.

Arner und Therese fuhren jetzt langsam weiter. Sie sangen nicht mehr. Sie redten nur von diesem Kind und von seiner Erscheinung auf des Vaters Grab. Arner sagte: in meinem Leben hat mich nichts erschüttert, wie der Schrey, mit welchem das Wort „Vater! Vater!" von dieser Stelle hinab tönte.

Auch mich, sagte Therese, hat diese Stimme erschüttert, wie mich noch nichts erschüttert hat. — Und beyde sagten aus einem Mund: wir müssen dieses Kinds Vater und Mutter seyn, wie wir keines andern Vater und Mutter sind. — Sie redten jetzt den ganzen Rückweg von nichts, als von ihm und dem Unglück der Dörfer, die durch die Schwäche der Herrschaften infamen Vorgesetzten in die Klauen geworfen, dahin versinken, daß die edelsten Menschen dahin gerathen können, sich, wie der Rickenberger, an einer Eiche zu erhenken, weil sie keine Mittel finden können, sich vor dem Elend zu retten, darin solche Vorgesetzte sie zu stürzen alle Augenblicke Gelegenheit haben. Die Nacht gieng ihnen fast schlaflos vorüber.

Aber viele Leute hatten heute eine schlaflose Nacht. Viele Eltern und sehr viele Kinder redten bis lange nach Mitternacht vom Junker und von diesem Tag. Viele Kinder, die von des Rudis und der Gertrud Kinder gehört, daß sie am Abend und am Morgen für ihn, wie für Vater und Mutter beten, bathen ihre Eltern, ehe sie ins Bett giengen, ob sie nicht auch so für ihn beten dürfen? Es schlug es ihnen endlich niemand ab, ob es schon vielen Leuten wunderlich vorkam, daß so eine neue Mode in der alten Gebetsordnung aufkommen sollte. Selbst der Marx ab der Reuti murrte nur, als ihm sein Kind erzählte, daß viele Kinder dieses thun, und ihn fragte: ob es dasselbe nicht auch thun dürfe? Er antwortete ihm: wenn er dir so lieb ist, so kannst du meinetwegen thun, was du willst. — Aber da es mit seinen Geschwisterten übernacht betete und in voller Freude mit lauter Stimme damit anfieng: „b'hüt mir Gott

meinen lieben Junker und meinen lieben" lag es bey diesem Wort am Boden und blutete aus Mund und Nase. Der Vater hinter ihm gab ihm bey diesem Wort einen Tritt mit den Schuhen, daß es mit sammt dem Stuhl, auf dem es saß, um- und den langenweg in den Boden hinausfiel.

Was hab' ich auch gemacht? was hab' ich auch gemacht? sagte das Kind schluchzend durch die Finger, und hielt beyde Hände vor dem blutenden Maul und der blutenden Nase.

Du weißt jetzt ein andermal, sagte der Vater, für wen du zuerst beten mußt, für mich oder für jemand, der dir dein Lebtag noch keinen Mund voll Brod gegeben hat.

Es scheint unbegreiflich, daß ein Vater sich so weit vergessen und sein Kind in der Gebetstunde so weit mißhandeln konnte, aber auch das Unglaublichste ist einem Heuchler nicht unmöglich, und daß er ein Heuchler, ein abscheulicher Heuchler ist, das wisset ihr schon, wenn ihr euch erinnert, wie er, da der Hummel zu ihm gekommen, ihm anzuzeigen, daß er Taglöhner am Kirchbau sey, seine Kinder unter dem Dach eingesperrt, und als ihn der Vogt fragte, wo sie seyen, ihm geantwortet, sie essen bey seiner Frauen Schwester zu Mittag, indessen sie vom Schnee und Wind, der zum Dach hinein drang, fast zu Grund giengen. So ein schlechter Mensch der Vogt war, so fand er dieses Benehmen doch so abscheulich, daß er zu ihm sagte: du bist ein Hund und ein Heuchler und hast das um deines verdammten Hochmuths willen schon mehr so gemacht. Jetzt wundert ihr euch nicht mehr, daß er seinem Kind in der Gebetstunde einen Tritt gab, daß ihm Maul und Nase überliefen. Wer

das eine zu thun im Stand ist, dem ist auch das andere möglich.

---

§. 87.

Was die Bauern dazu sagen, wenn ein Junker sich mit ihnen abgibt.

Der Eindruck, den das Benehmen Arners über diesen Tag auf das Volk in Bonnal machte, war groß, aber ganz eigen und sonderbar. Fast in allen Häusern schwatzten Mann und Weib bis in die späte Nacht über das, was diesen Tag vorgefallen, und der Nachtwächter, als er um Mitternacht noch in so vielen Häusern Licht brennen sah, sagte zu sich selber: was ist das? so lange ich Nachtwächter bin und die Stunden rufe, habe ich, ohne bey Feuers- und Wassersnoth, um diese Zeit nie so viel Lichter im Dorf brennen sehen, als heute. Es ist gewiß, sie schwatzen jetzt über den Junker. — Der Wächter ist eines Schulmeisters Sohn und ein ewiger Schwatzer. Wenn er niemand um sich hat, mit dem er schwatzen kann, so schwatzt er mit sich selber. Jetzt machte er seine Betrachtungen über die brennenden Lichter und die Bauern. Sie schlafen sonst lieber, als daß sie des Nachts noch viel über ihren Junker schwatzen; aber dieser Junker ist auch ein sonderbarer Mensch, man muß von ihm reden. Der Wächter hatte auch recht. Alles, was der Junker heute gethan, kam den Männern und Weibern im

Dorf so sonderbar vor, daß sie nicht genug davon schwatzen konnten. In allen Häusern sagten Männer und Weiber: es ist unbegreiflich, daß er sich so mit uns abgeben mag. Viele, sehr viele meynten und sagten: er müsse ein Narr oder wenigstens ein Halbnarr seyn; wenn er recht gescheid wäre, so würde er das gewiß nicht thun, sondern sich ihrethalben benehmen, wie alle andere Junker. Einige sagten: wenn sie selber Junker wären, so würden sie gegen die Bauern nicht seyn, wie er, und sich gegen sie nicht benehmen, wie er. Einige fluchten dazu, es sey gewiß unter ihnen kein einziger, der, wenn er ein Junker wäre, mit den Bauern, wie er, umgehen würde, und wenn der Junker nicht ein Halbnarr wäre, so würde er es auch nicht thun. Andere aber konnten doch nicht finden, daß er so ganz ein Halbnarr sey, und sagten: er macht so oft, daß wir andern wie halbe oder wie ganze Narren vor ihm zu stehen müssen. Das aber fanden fast alle unbegreiflich, daß er sich Sachen annehme, die ihm ganz und gar nichts eintragen und ob dergleichen Sachen so früh und spät und so eifrig seyn könne, als andere Junker es sind, wenn es um eine Mahlzeit, oder ums Jagen, oder gar um ein Zehentrecht, oder etwas dergleichen zu thun ist. Ein eiskrauer Kammerdiener, der schon seit zehen Jahren in Ruhestand versetzt ist, aber dreißig Jahre vorher in aller Gattung Dienst abgewirt war und das Lumpenleben im Herrschaftsdienst von allen Seiten kannte, sagte zu einer ganzen Stube voll Kameraden: gewiß, gewiß, wenn wir von der Raçe Pferd oder Hunde wären und er in der Hunde- oder Pferdliebhaberey ein Stocknarr wäre, wie es keinen größern gibt, er könnte nicht mehr bey uns in unsern

Ställen stecken, als er jetzt bey seinen Bonnalern, und einer von den Bauern, denen der Birlibinker das sagte, erwiederte: es ist wahr, es ist wahr, es gibt keinen größern Pferd- und keinen größern Hundsnarren, als er ein Bauernnarr ist.

Solche unverschämte Worte flossen in der gleichen schlaflosen Nacht an vielen Orten aus dem Mund des alten, verhärteten Volks. Indessen überfloß der Mund von hundert Kindern mit Lob und Dank über Arner und Therese, die sie im Pfarrhaus und auf dem Ried kennen gelernt haben. Da Arner heim kam, übergab man ihm einen Brief, der diesen Abend angekommen war. Er erkannte ihn sogleich an der Handschrift der Sylvia und sagte: wenn ich wüßte, daß er nichts vom Oncle enthielte, ich würde ihn ungelesen ins Feuer werfen. Sie ist ein Teufel, der kein Wort reden und kein Wort schreiben kann, ohne jedem ehrlichen Mann das Herz im Leib klopfen zu machen.

---

§. 88.

Ein Vortheil zu vielem Bösen, das hernach kommt.

Er hatte mehr als recht; der Brief lautete wörtlich also:

Hochwohlgeborner Reichsfreyherr!
Werthgeschätzter Herr Vetter!

Ich hatte eben im Sinn, Sie mit einer Person bekannt zu machen, die, weil sie für ihren Stand eine ausgezeich-

nete Bildung hat und aus einem Ort her ist, dessen Herrschaftsherren auch meine Vorältern waren, bey mir schon lange freyen Zutritt hat. Werthgeschätzter Vetter! Ich will es Ihnen offenherzig sagen, ich habe geglaubt, Sie könnten, da Sie in Ihren Umgebungen hiefür ganz gewiß nichts Besseres und nicht einmal etwas so Gutes haben, von dieser Person einigen Gebrauch für die Erziehung Ihrer Kinder machen. Diese, werthgeschätzter Herr Vetter! muß ich Ihnen frey sagen, sind für ihren Stand gegenwärtig durchaus nicht in guten Händen. Sie bedürfen doch ganz gewiß in Gesellschaft von Menschen zu seyn, die eine etwas feinere Bildung haben, als die zwey rohen Kameraden, der Rollenberger und der Lieutenant, in deren Hände ich sie bey meinem letzten Besuch in Arnheim antraf. Ich kenne Ihre Unaufmerksamkeit auf alles, was diesfalls Ihrem Stand und Ihren Verhältnissen angemessen wäre, ganz, und habe zum voraus gedacht, Sie haben diese Person, die in Bonnal wohnt, in der Rücksicht, in der sie mir in die Augen fiel, nicht einmal bemerkt. Ich wollte Ihnen des nahen ihrer halben schreiben und Sie auf die Vortheile aufmerksam machen, die Sie und Ihr Haus von ihr ziehn könnten. Ihr Oncle, der General, ist auch diesfalls völlig mit mir einverstanden und mein Brief an Sie war schon halb fertig, als ich einen von dieser Person selber empfieng, darinn Sie mir die, eines jeden gebildeten, ich will nicht sagen Edelmanns, sondern auch nur eines halbgebildeten bürgerlichen Ehrenmanns, unwürdige Art, wie sie selbige in Ihrem Schloß empfangen, berichtete. Ihr Oncle, der diese Person, wie ich, kennt, findet mit mir, daß sich auf Got-

tes Boden nichts Unverschämteres und Gewaltthätigeres denken läßt, als die, ich möchte fast sagen, henkersmäßige Härte, mit welcher Sie diese Person behandelt. Ich muß Ihnen sagen, Ihr Oncle und ich finden beyde, die Art, ein so weit gebildetes, wenn auch schon nur bürgerliches Frauenzimmer wegen einer kleinlichen, noch unbewiesenen Maulsünde also zu behandeln, ist für unsere Zeit eine Erscheinung, wozu es eine Ungezogenheit braucht, die der Ihrigen gleich ist, die man aber sonst in der Welt selten findet. Nur wenn man etwas so Kleines, als Ihr Benehmen ist, mit etwas Größerm vergleichen darf, so könnte man sagen, es gleiche der Art und Weise, mit welcher die H. Hermandad in Spanien hie und da einen armen Teufel, der ihr sonst verhaßt ist, ob so kleinlichen, oft unbewiesenen Maulsünden, durch ihre Sbirren einziehn und in Löcher einsperren läßt, wo weder Sonne noch Mond scheint. Aber wie Ihnen diese Person so verhaßt worden, als der H. Inquisition der Menschenverstand verhaßt ist, kann ich mir nur dadurch erklären, als wenn ich denke, Sie haben vernommen, daß sie mir bekannt sey und in dieser Rücksicht die hohe Wohlgewogenheit, die ich von Ihnen zu genießen die Ehre habe, auf sie übertragen wollen. Wenn aber das der Fall ist, wie ich kaum daran zweifeln darf, so bitte ich Ew. Hochfreyherrliche Gnaden, zu bedenken, daß ein Dienst des andern werth ist, und daß ich vielleicht früher als Sie es wünschen möchten, auch Gelegenheit finden könnte, Ihnen das Verdienst, daß Sie sich durch eine solche Handlungsweise um mich erworben, schuldigerweise gehörig erwiedern zu können. Ich kann meinen Unwillen

nicht unterdrücken; Sie machen durch Ihr Benehmen jedermann, der Sie näher oder ferner angeht, Schande, und ihre Herrschaft zu einem Nachteulennest, auf das freylich weder Ihr Herr Oncle, noch jemand anders, der in der Welt mit Ehren da zu stehen sucht, so leicht wieder hinfliehen wird. Der Spott, der bey Hof und in der Hauptstadt über Ihr Benehmen schon so laut ist, macht Ihrem Herrn Oncle, wie Sie wohl denken können, Verdruß genug. Sie können wohl denken, daß er fühlen muß, Ihr Benehmen werde einen Schandflecken auf Ihren Namen und auf jedermann, der ihn trägt, hinwerfen. Das aber macht Ihnen nichts. Ihrer Gattung Leute leben in Wolken von Menschenbildungs- und Weltverbesserungsträumen, wie weiland der Eulenspiegel seiner Zeit auch in Träumen lebte. Ich glaube inzwischen gar nicht, daß der Inhalt meines Briefs einigen Eindruck auf Sie machen werde; ich konnte mich aber doch nicht enthalten, Ihnen, wenn auch vergebens, zu sagen, was ich weiß, das in Ihren jetzigen Umgebungen Niemand sagt und was Sie aber eben darum doppelt zu wissen nothwendig hätten.

Sylvia von Arnheim.

Da diese Sylvia in der Folge unsrer Geschichte eine große Rolle spielen und auf die Angelegenheiten Arners und Bonnals großen Einfluß haben wird, so unterbricht der Alte von Bonnal seine Erzählung einen Augenblick, um ihrer Lebensbeschreibung Platz zu machen.

N. 89.

Lebensbeschreibung der Sylvia von Arnheim. Ein Beytrag zu einiger Aufheiterung einiger Streitfragen über die Menschennatur und Menschenbildung.

Sylvia ist eine nahe Verwandte von Arner. Ihr Vater war ein guter Kopf voll Geist und Leben, aber ein Taugenichts ohne seines Gleichen. Er hat sein Vermögen schon in seinen Zwanzigerjahren bis auf den letzten Heller durchgebracht, ist dann später bey der Armee angestellt, aber von ihr schlechten Betragens wegen weggejagt worden und mit Schand und Spott beladen frühzeitig gestorben. Sie war auch, wie ihr Vater, voll Geist und Leben, aber schon als ein kleines Kind, ich möchte sagen, von rasend belebten Keimen nicht nur der menschlichen Erbsünde, sondern auch der väterlichen Erbsünden voll. So lange dieser lebte, zog sie, da ihre bessere Mutter vor Gram frühe gestorben, mit ihm bald mit einer Comödiantenbande, bald mit einer Spielergesellschaft in mehrern Ländern herum. Einmal lebten er und sie ein ganzes Jahr lang mit Falschmünzern in den unterirrdischen Höhlen eines abgelegenen Landschlosses. Nach ihres Vaters Tod nahm sich ihr Verwandter, der General von Arnheim ihrer an und that sie in ein Töchterinstitut in Pension. Sie trat innerlich verwildert und äußerlich alter Rohheiten, aller Derbheiten und aller Schlechtheiten des Gesindellebens gewohnt, in dieselbe; aber sie ward auch schon am dritten Tag dem General mit der Bemerkung zurückge-

sandt: „man müsse sie zuerst wenigstens Jahr und Tag in ein Zuchthaus thun, um sie da vorzubereiten, in ein ehrliches Töchterinstitut einzutreten.“ — Empört über diese Antwort, aber in der Ueberzeugung, daß sie in der Wahrheit gegründet, wollte sie der General wirklich in einem Haus solcher Art, und zwar in einem, das hundert Stund weit von ihm entfernt sey, versorgen. Dieser Meinung war seine Gemahlin, die eine etwas derb erzogene Landjunkerstochter, aber dabey eine sehr edle, gradsinnige Frau war, gar nicht. Du wirst sie, sagte sie zu ihrem Mann, durch diesen Schritt doppelt zu Grund richten und sie für ihr Lebtag unglücklich machen.

Er. Ich weiß in der Welt sonst nichts mit ihr anzufangen.

Sie. Ich für den Augenblick auch nicht; aber ins Zuchthaus muß sie mir doch nicht.

Er. In unserm Haus können wir sie auf keinen Fall behalten.

Sie. Das weiß ich wohl.

Er. Was ist dann zu machen.

Sie. Das muß man überlegen. Sie kommt mir, wie sie jetzt ist und bey der Art, wie sie bey ihrem Vater gelebt hat, nicht anders vor, als ein Pferd, das in seiner Jugend, bis es fast ausgewachsen, immer die halbe Zeit wild im Wald herumgelaufen, die andere halbe Zeit aber bey alten, schlechten Rossen im Stall eingesperrt und daselbst von dem schlechtesten Stallknecht, den es in der Welt gibt, noch übel behandelt worden.

Er. Das Bild ist gut, aber wohin führts?

Sie. Daß wir sie durchaus nicht ins Zuchthaus thun dürfen.

Er. Wie so?

Sie. Sie ins Zuchthaus thun, hieße jetzt durchaus nichts anders, als so ein junges, in der Weid- und in der Waldfreyheit und im Stallelend verdorbenes Pferd zwar nicht frey auf die Weid lassen, aber hingegen zwischen dem elendesten Stallvieh, das sich denken läßt, und unter einem noch elendern Stallknecht, als selber ihr Vater war, vollends zu Grund gehen lassen.

Er. Ich sehe das wohl ein; aber was ist denn zu machen?

Sie. Es dünkt mich ganz einfach. Man muß sie, wie ein in der Jugend so weit zu Grund gerichtetes Pferd weder in ihre alte Wildniß laufen lassen, noch mit alten, verdorbenen Rossen beyeinander im Stall einsperren, sondern im Gegentheil von allem schlechten Viehgesindel getrennt, dem besten Stallknecht, den man auftreiben könnte, und besonders einem, der mit verdorbenem Vieh wohl umzugehen verstünde, übergeben.

Er. Du bist für die gute Erziehung unsrer Base auf einer ganz eigenen Spur.

Sie. Es ist die einzige mögliche. Wir müssen unsere Sylvia jetzt nicht bloß von allem weitern Umgang mit verwildertem, schlechten Menschengesindel abhalten, sondern sie noch Leuten, die es in der Uebung haben, ihre Untergebene und auch ihre verdorbene Untergebene zu ziehn, wie sie sie haben wollen, zur sorgfältigen Besorgung zu übergeben.

Er.

Er. Dafür ist nichts in der Welt besser als ein Kloster.

Sie. Das ist wahr; aber man muß das Kloster gut wählen und das Kind nicht zu lange drin lassen.

Er. Wenn jetzt nur das gut wählen nicht fehlt; mit dem nicht lang drin lassen wird es sich schon geben.

So weit waren sie jetzt mit der Maßregel, die sie mit der Sylvia nehmen wollten, ganz einig; aber die Wahl fehlte übel. Sie wählten ein Kloster, dessen Aebtissin den Ruf hatte, die kraftvollste und gewandteste Stiftsdame zu seyn, die ihre adeliche Klosterfrauen in allen Rücksichten in einer Ordnung halte, wie dieses weit und breit in keinem bürgerlichen Kloster statt finde, und da diese berühmte Aebtissin zugleich den Namen hatte, daß sie für ihr liebes Gotteshaus äußerst geizig sey, so übergab der General seine Verwandtin mit dem Versprechen an die Aebtissin, daß wenn diese Tochter innert Jahr und Tag oder früher so zahm und gezogen wieder herauskomme, daß man sie, ohne Schande an ihr zu erleben, in eine ehrliche Pension placieren könne, so wolle er dem Kloster das dreyfache, was sonst eine Pension koste, für sie bezahlen und je früher sie also herauskomme, desto lieber sey es ihm.

Jetzt war das halbe Kloster auf den Beinen, an dieser Sylvia ein Meisterstück der höchsten Klosterkunst auszurichten.

Es war freylich auch ein Stück Arbeit, wie von den erfahrensten dieser Frauen sich noch keine erinnerte, ein solches in ihrem Gotteshaus gehabt zu haben. Das Kind war in allem, was es suchte, wollte und that, einer gebornen Zigeunerin gleich. Es schneuzte sich die Nase mit der Hand

durch die Finger; es spie an die Wand und auf den Tisch; es brachte den Braten ohne Messer und Gabel mit den Händen zum Mund; es sprang halb nackend in den Zimmern herum; es gab jeder seiner Gespielen, die ihm im Weg stund, einen Tritt mit den Füßen; es stieß sie selber in der Gebetstunde auf beyden Seiten mit den Ellbogen und verkratzte schon in der ersten Woche dem Kind, das mit ihm im gleichen Zimmer schlief, mit den Nägeln sein ganzes Gesicht. Die ehrliche Aufseherin dieses Zimmers äußerte am Morgen darauf der hochwürdigen Frau Priorin, sie meyne, es wäre für die Ruhe und die Ehre des Klosters am besten, man würde das wilde Mädchen wieder dahin zurückschicken, wo es hergekommen. — Die hochwürdige Frau Priorin gab ihr aber zur Antwort: es sey nicht an ihr, hierüber etwas zu verordnen; doch wolle sie den traurigen Fall mit allen Umständen, die sie ihr erzählt, der gnädigen Frau Aebtissin hinterbringen. Aber diese war des Versprechens eingedenk, das ihr der Herr General schriftlich gegeben, nemlich er wolle dem Kloster, sobald sie es mit dem Mädchen so weit gebracht haben würden, daß er es, ohne Schand und Spott an ihm zu erleben, in eine ehrliche Pension thun dürfe, den Werth von einer dreyjährigen Pension bezahlen, und antwortete der Frau Priorin, es seyen Gründe da, um derenwillen das Kloster alle seine Kunst und alle seine Geduld bey diesem Mädchen aufbiethen müsse, und sie solle der guten Frauen, die mit ihrem Rath, das Mädchen wieder dahin zu senden, woher es gekommen, zu voreilig gewesen, nur sagen: es könne hievon keine Rede seyn, man müsse im Gegentheil das Aeußerste versuchen, die Erzie-

hung dieses Kindes gelingen zu machen, man habe auch alle nöthige Vollmacht zu allen Mitteln, die hieher erforderlich seyen; es sey aber ihr Wille, daß man für einmal noch mit aller möglichen Geduld und Schonung mit dem Kind zu Werk gehe. — Es ward also dafür, daß es dem armen Kind das Gesicht mit den Nägeln verkratzt, nicht einmal ernsthaft gestraft, es bekam nur von der Frau Priorin einen mündlichen Verweis darüber. Es lachte ihr ins Gesicht, und sie, die den Ernst, mit welchem die gnädige Frau Geduld und Schonung für dieses Kind gefordert, mit klösterlicher Aufmerksamkeit aufgefaßt, that kaum, wie wenn sie das spöttische Lächeln des Kinds bemerkte. Doch sagte sie beym Weggehen zu ihm: Kind, Kind, wir sind wohl eine Weile geduldig, aber mache, daß wir nicht ungeduldig werden müssen. Das Kind, das Sylvia so gekratzt, ward nur aus ihrem Zimmer genommen und ihr eine dienende Klosterschwester Tag und Nacht zur Aufsicht zugegeben. Aber es gieng nicht besser. Sie zigeunerte, stampfte und stieß mit Füssen und Ellbogen, wie vorhin, und einmal, als Sylvia so halbnackt im Zimmer herumsprang, die Klosterschwester sie etwas derb zwingen wollte, sich anständig anzuziehn, nahm sie den vollen Nachttopf und schüttete ihn gegen sie aus. Nun ward sie doch in engere Verwahrung gebracht. Man ließ sie zwey Tage ganz allein und gab ihr das Essen, wie einer Gefangenen, durch eine kleine Oeffnung hinein. Jetzt wüthete sie, versuchte die Thüre einzusprengen, aber die war zu dick und zu hart; dann wollte sie zum Fenster hinausspringen, aber es war eng vergittert; jetzt wälzte sie sich am Boden, heulte, zerschlug Tisch

und Stühle, und zerschmetterte das Becken, darin man ihr das Essen brachte, in tausend Stücke. Sie zerriß die Kleider und das Bettzeug, daß die Federn davon im ganzen Zimmer herumflogen. Man ließ sie zwey Tage machen und wüthen, wie sie wollte; am dritten Morgen kam eine starke Magd in ihr Zimmer, warf ihr eine kleine Klosterkutte um den halbnackten Leib und führte sie mit Gewalt in das Zimmer einer Klosterfrau, die sie, sobald sie ihr näher kam, so freundlich bey der Hand nahm, daß kaum eine Mutter je einem in diesem Grad fehlenden und wüthenden Kind so freundlich die Hand biethet und both ihr von dem Klosterconfect an, davon ein Teller voll vor ihr auf dem Tisch stand. Es nahm etliche Stücke wild ab dem Teller, verschluckte sie schnell und schüttelte sich während dem Essen in seiner Kutte, wie ein Pudel, der naß aus dem Bach kommt. Die Klosterfrau ließ es eine Weile machen, was es machte, dann sagte sie ihm so freundlich als sie immer konnte: thue doch nicht so närrisch; wenn du gut bist, so holt dich der General, der dich ja hieher versorgt, bald wieder ab; bleibst du aber, wie du bist und thust so närrisch und so wild, wie bisher, so gehts dir hier von Tag zu Tag schlimmer; darauf kannst du zählen.

Es antwortete: laßt mich doch fort, ich mag nicht hier seyn.

Sie erwiederte: aber wo willst du hin? deine Verwandten nehmen dich nicht auf.

Das macht nichts, sagte das Mädchen, ich will lieber durchs Land laufen und betteln.

Wir dürfen nicht, sagte endlich die Frau.

Aber Sylvia wiederholte die Bitte noch viermal, und mit jedemmal heulender und wüthender, und da das Mädchen immer fort wüthete, setzte die Klosterfrau mit jedem mal, wenn sie ihre Bitte mit den Worten: Kind, in Gottes Namen! wir dürfen nicht! — abschlug, noch hinzu: Jesus! Maria und Joseph! wie du auch wüthest! und ach mein Gott! ach mein Gott! wüthe doch nicht so! — Jetzt sah das Kind sie plötzlich wie eine Rasende an und sagte mit starrem Blick zu ihr: ihr wollt mich also nicht gehen lassen? —

In Gottes Namen, wir dürfen nicht, erwiederte die Klosterfrau noch einmal.

Nun spie ihr Sylvia ins Gesicht und sagte: so will ich mich denn tödten, wenn ihr mich nicht gehen laßt.

Diese kam gar nicht außer Fassung. Wie ein Parlamentscandidat in Westmünster, wenn ihm die Wahlmänner, um deren Stimmen er sich bewirbt, sich gelassen gegen diese bückend den Eyerdotter oder den Koth vom Gesicht wegwischt, so wischte — — — Doch nein, ich will die fromme Selbstüberwindung der guten Klosterfrauen nicht durch die profane Vergleichung mit doch zu pfiffiger Selbstüberwindung von Candidaten bey Volkswahlen entwürdigen; nein, nein, ich will sie gern den Werth ihrer diesfälligen Selbstüberwindung mit ihren eignen Worten bestimmen lassen. Da sie den eckeln Speichel des bösen Kinds mit einem schneeweißen, sehr feinen Sacktuch von der Stirne abwischte, sagte sie mit dem Ausdruck der höchsten Klosterruhe zur Sylvia: Kind, so wie du es mir machst, haben es einst böse Juden unserm Heiland auch gemacht; er

hat es mit Geduld ertragen, armes Kind, und ich will seinem Beyspiel folgen und die Schmach, die du mir anthust, wie er, mit Geduld tragen — und hielt ihm dann den Heiland an einem alten, schwarzen, hölzernen Kreuz vor die Augen.

Es sah nicht, was sie machte, hörte nicht, was sie sagte, und rief immer nur: ich will fort! ich will fort!

Die Klosterfrau antwortete jetzt kein Wort mehr, sondern hielt ihm immer nur den Heiland am Kreuz vor die Augen. Aber es rief noch einmal mit dem Ausdruck der höchsten Wuth: ihr wollt mich also nicht fortlassen? und da sie immer nicht antwortete, sondern ihm immer nur das Kreuz vor den Augen hielt, schlug es ihr dasselbe mit einer Gewalt aus der Hand und an die Wand, daß die Stücke davon in der ganzen Stube herumflogen. Der erste Gedanke, der der erschrockenen Frau dabey in Sinn kam, war jetzt, das Kind sey vom leidigen Satan besessen, sonst hätte es ihr das heilige Kreuz unmöglich mit einer solchen Gewalt aus der Hand schlagen können, wie es dieses gethan, und als sie mit der Magd die zerbrochenen Stücke desselben in allen Ecken zusammenlas und lange ein ganzes Bein vom hölzernen Bild des Heilands nicht zu finden vermochte, konnte sie sich einbilden, der Teufel, der leibhaftig in diesem Kind stecke, folglich auch leibhaftig bey ihnen in der Stube sey, habe dieses Bein verschwinden machen und in seine Gewalt bringen können und das könnte dem heiligen Kloster früher oder später zum schrecklichsten Nachtheil gereichen. Sie war auch schon voller Gedanken, was für Maßregeln, nicht blos von der Frau Aebtissin, sondern vom

ganzen Convent genommen werden müssen, der schreckli-
chen Gefahr, in der sich das heilige Kloster jetzt befinde,
vorzubeugen, als ihre Magd das verlorne Bein eben hinter
einer Bettstolle hervorlangte. Jetzt war ihre Seele wieder
beruhigt. Gott Lob! Gott Lob! du hast das heilige Bein
dem Teufel aus den Klauen gerissen, sagte sie zu ihrer
Magd. Dann wandte sie sich an die Sylvia und sagte zu
ihr: aber von dir muß ich fort und aus dieser Stube her-
aus; du bist vom Teufel besessen; ohne seine Hülfe hättest
du nicht Kraft gehabt, mir den Heiland am Kreuz mit ei-
ner solchen Gewalt aus den Händen zu reißen. — Dann
verließ sie ihr Zimmer und ließ das Kind wieder in seine
Zelle hinschleppen, aus der man es herausgenommen und
zu ihr geführt. Auch befahl sie der Magd, die Thüre sei-
ner Zelle mit der höchsten Sorgfalt zu beschließen, auch kei-
nen von allen vier Riegeln, die daran seyen, offen zu las-
sen und bey einem jeden derselben, wenn sie ihn schließe,
auf Stirn und Brust ihr Kreuz zu machen und sich zu
b'hüten und zu b'segnen, damit ihr nichts Böses begegne.
Dann eilte sie zur Frau Priorin und erzählte ihr mit der
höchsten Umständlichkeit die schreckliche Geschichte, die ihr
mit dem Kind begegnet. Diese aber, die in der Kloster-
aufklärung um einen Grad höher stund, als die altlechte
Klosterfrau, glaubte nicht an die leibhafte Gegenwart des
Teufels, weder im Kind noch im Zimmer, widersprach
aber der frommen Ansicht der Klosterfrau mit keinem Wort,
kreuzte und segnete sich vielmehr jedesmal, wenn diese vom
Teufel und der Gewalt, die er über dieses Kind ausgeübt
hat, redte, und war auch mit ihr vollkommen einverstan-

hen, das Kind müsse ohne weiters und so geschwind als möglich aus dem Kloster weggeschafft werden; aber die Frau Aebtissin fand, die Stunde, in der dieses thunlich und schicklich seyn könne, habe noch nicht geschlagen. Sie sagte im Gegentheil: liebe Frau Priorin, wir wollen und dürfen uns hier nicht übereilen; wir haben dem frommen Mann, der so viel Zutrauen zu unserm Gotteshaus gehabt hat, Hoffnungen gemacht, von denen wir nicht zurückstehen dürfen, bis wir alles, auch das Aeußerste versucht haben, was zu unserm Ziel dienen kann.

Etwas heftig erwiederte die Priorin: aber was können wir auch noch mehr versuchen, als was wir gethan haben?

Freylich, freylich kann das H. Gotteshaus noch weit mehr thun, als es bisher gethan hat. Wir müssen jetzt die Mittel des Ernsts zur Hand nehmen, da diejenigen der Güte nichts zu fruchten vermochten, und über diese ließ sie sich dann mit einer merkwürdigen Umständlichkeit heraus. Ich weiß wohl, fieng sie hierüber an, alle strengern Zuchtmittel in den Klöstern sind in unserm bösen Jahrhundert außer Uebung gekommen, und der Weltgeist, der jetzt herrscht, macht es nothwendig, daß man selber in den Klöstern so wenig als möglich von ihnen rede, und noch viel weniger Gebrauch davon mache; aber es gibt außerordentliche Fälle, die hierinn eine Ausnahme machen. Wo das Wohl der Kirche und das Heil eines Gotteshauses selber ihre Anwendung erfordern, da darf man sich denn auch kein Bedenken machen, sie wieder aus dem Staub hervorzusuchen, und der Fall bey diesem Heidenmädchen, das keinen Tropfen Christenblut in seinen Adern hat, ist von einer Na-

tur, daß ganz gewiß Strafmittel, die auf Heidenfleisch und Heidenblut Einfluß zu haben vermögen, angewandt werden müssen. Sie setzte hinzu: auch der Teufel ist der Klostergewalt unterworfen und kann gebändigt werden, wenn man die rechten Mittel dafür braucht. Man muß in solchen Fällen nur den Glauben und die Hoffnung nie aufgeben, und auch die Gewalt, die man hat, nicht kleiner glauben als das Recht ist, das man dazu hat, und nicht schwächer anwenden, als dieses Recht es fordert.

Die Priorin, die seit kurzem Priorin geworden, und noch nichts von solchen Strafmitteln gehört, stand sich verwundernd still vor der Aebtissin und redte kein Wort.

Die Aebtissin fuhr fort und sagte: ich sehe, wie du dich verwunderst. Du kennst die Klostergewalt und die Klostermittel noch nicht, die man ehemals brauchte, wenn der Teufel unserer Gewalt zu nahe treten und seine Gewalt gegen die unsre brauchen wollte; ich kannte diese Mittel auch nicht, bis ich Aebtissin geworden und die geheimen Schriften meiner Vorfahren in meinem Archiv zu meinem Gebrauch vorfand. Ich las sie alle durch und fand Geschichten darin, über deren Kühnheit und Glück ich oft in das höchste Erstaunen gerieth. Das Archiv ist voll der lehrreichsten Wegweisungen über alles Mögliche, das in einem Kloster begegnen kann, und ein Fall ist darin, der mir jetzt vorzüglich zu statten kommt. Man wollte nemlich vor 167 Jahren ein Fräulein aus Familiengründen zu einer Klosterfrau machen und diese benahm sich, da sie ins Kloster gebracht wurde, aufs Haar wie sich jetzt diese Sylvia benimmt; aber die damals regierende Aebtissin Cäcilia nahm Maßregeln, daß das Fräulein

in Zeit von 8 Tagen eine vollkommen gute Novizin geworden und hernach im Kloster sich so gut zu benehmen gewußt, daß sie selber als Aebtissin darin gestorben.

Die Priorin konnte nicht genug hören und die Aebtissin fuhr fort: die Art, wie man damals die Fräulein von ihrem Heidensinn und ihrer Heidengewaltthätigkeit geheilt, ist im XVII. Band meines Folianten-Archivs umständlich beschrieben, und ich bin entschlossen, zu befehlen, daß alles, was damals mit der Fräulein geschehen, auf das pünktlichste und zwar ohne die allermindeste Schonung jetzt auch mit der Sylvia vorgenommen werde. Dann setzte sie am End noch hinzu: hüte dich vor den Schwächlingsgefühlen unsrer Tage. In Fällen, wie der gegenwärtige und viele andere sind, müssen diese Modengefühle unsrer Schwächlingszeit, die schon so viele Klostermauern untergraben haben, von einer jeden Klosterfrau, die etwas zu befehlen hat, mit Ernst unterdrückt werden, damit sie in jedem Fall das, was ihr Klosterverhältniß ihr zur Pflicht macht, ohne darüber zu grübeln, erfülle und auch nicht den entferntesten Gedanken in ihre Seele hineinkommen lasse, der sie von der heiligen Pflicht des unbedingtesten Gehorsams ablenken könnte.

Mit dem ließ sie sogleich den XVII. Band ihres Folio-Archivs in ihr Kabinet bringen, öffnete aber das Archiv mit eigner Hand, stand neben der Klosterschwester, die den Folioband herausnehmen mußte, bis sie wieder zum Archiv heraus war, schloß dieses wieder mit eigener Hand, suchte die Stelle, von der sie mit der Priorin geredt, selbst auf, ließ sie selbige lesen, entzog ihr aber auch kein Aug, bis sie

damit fertig war und sagte dann: du weißt jetzt, was gethan seyn muß, und ich will, daß es genau befolgt werde, aber daß auch kein Mensch im Kloster ein Wort davon vernehme, als die drey oder vier Personen, die wir zur Ausführung dieser Sache nothwendig brauchen, und ich erwarte, daß du diese mit der höchsten Sorgfalt auswählest. — Noch war das nicht genug. Ehe sie sie entließ, fieng sie von neuem an und sagte: der Fall ist mir so wichtig, daß ich dir für denselben das Gelübd des unbedingtesten Gehorsams und der vollkommensten Verschwiegenheit abfordern muß.

Die Priorin that das Gelübd, aber sie war todtblaß, als sie es that. Die Aebtissin sah es und sagte: schäme dich, du wirst blaß, wie eine Novizin, ob dem, was deine Klosterpflicht ist. — Diese aber, da sie sah, welch ein Gewicht die Aebtissin auf diese Sache lege, nahm sich vor, so sehr sich auch ihr Herz und ihre Erfahrungslosigkeit in den härtesten der altväterschen Klostermaßregeln darob empörte, mit der höchsten Festigkeit zu Werk zu gehen und den Willen der Aebtissin mit der höchsten Pünktlichkeit zu erfüllen.

Sie ließ jetzt die Sylvia zuerst über das Morgentrinken in der Zelle eingesperrt, ohne daß das Kind auch nur einen Mund voll Brod zu sehen bekam. Nach dem Morgentrinken sandte sie denn zwey starke Klostermägde, die wie fette, dicke Bären aussahen, zu ihm, die das Kind mit Gewalt aus seiner Zelle heraus- und durch mehrere lange Gänge in einen abgelegenen Thurm hinschleppten, sie allda auf einem am Boden fest gemachten Block anbanden und un-

barmherzig so lang durchschmeizten, bis das Mörder- und Zettergeschrey, das sie anhub, das aber in diesem entfernten Thurm kein sterblicher Mensch hören konnte, während dem Schlagen selber nachließ. Dann ließen sie es, so wie es war, angebunden auf dem Block liegen, giengen von ihm fort, kamen dann nach 2 Stunden wieder, lösten es dann vom Block ab und sagten: sie haben Befehl, es zu fragen: ob es nun recht thun wolle? und da es mit einer Stimme, wie wenn es halb todt wäre, antwortete: ja, ja — sagten sie ihm: sie haben Befehl, diese Antwort der Frau Priorin zurückzubringen, die es dann der gnädigen Frau Aebtissin hinterbringe und dann werde es wohl zu einer von beyden hin müssen. — Nun wollten sie wieder gehen, aber es fiel vor ihnen auf die Knie und bath sie: sie sollen es doch um Gotteswillen nur aus dem Thurm herauslassen; es habe Ratten darin, die auf ihm herumkriechen; es habe fast den Tod gelitten, da sie, so auf dem Block angebunden, sich nicht einmal gegen sie habe wehren können. — Die Mägde antworteten: sie dürfen das nicht und es werde auch niemand kommen, es herauszulassen, bis die ehrwürdigen Frauen ihre Gebetstunden vollendet und ihre Mittagmahlzeit genossen; dann, denken sie, werde eine von ihnen zu ihr kommen und sie zu der hochwürdigen Frau Priorin oder zu der gnädigen Frau Aebtissin hinführen; indessen sey sie jetzt ja losgebunden und wenn ihm die Ratten zu nahe kommen wollen, so könne es sich ja gegen sie wehren.

Jetzt heulte und jammerte das Kind, sie sollen es doch um Gotteswillen nur aus dem Thurm herauslassen; sie

können es ja vor der Thüre anbinden, wie sie nur wollen, wenn es nur zur Thüre heraus sey. — Alles Bitten war umsonst. Sie kehrte ihm jetzt den Rücken und als es mit Gewalt mit ihnen zur Thüre hinaus wollte, stießen sie es mit Gewalt zu Boden und riegelten die Thüre, und es gieng noch gegen zwo Stunden, ehe die Klosterfrau, die sie gestern so angespien und die der Priorin den Rapport über ihr Benehmen gemacht, zu ihr in den Thurm hineintrat, sie freundlich bey der Hand nahm und zu ihr sagte: Kind, ich habe dich gewarnt; du hast mir in's Gesicht gespien; ich ließ mich aber durchaus nicht abschrecken und versuchte alles, was ich konnte, dich zur Vernunft zu bringen, aber du hast mich nicht hören wollen und deinen lieben Heiland, den ich dir, um dich zu dir selber zu bringen, vor den Augen gehalten, mit einer Gewalt, die dir nur der leidige Satan in die Hand gelegt, an die Wand geworfen, daß er in tausend Stücke zerbrochen. Solch einen Greuel konnte das heilige Kloster nicht ungestraft lassen. Du hast jetzt die Folgen deines abscheulichen Benehmens erfahren und ich muß dir sagen: deine Strafe ist noch nicht vorüber, du mußt jetzt mit mir zur hochwürdigen Frau Priorin, die eben wie die gnädige Frau Aebtissin über dein Benehmen so empört ist, daß ich sie, so lange sie Priorin ist, nie so empört gesehn. Man wird dir dann sagen, was weiter über dich beschlossen worden. Ich hoffe, du unterziehest dich allem mit Geduld, und erkennest und bereuest das Abscheuliche deines Benehmens von Herzen. Unterwirfst du dich allem, was die Frau Priorin oder die gnädige Frau Aebtissin über dich verhängen und

führst du dich dann hernach auf, daß man mit dir zufrieden seyn kann, so kann noch alles gut gehen; aber setzest du den Steckkopf noch einmal, auch nur ein wenig auf, so ist das, was dir jetzt begegnet, gegen das, was dir vorsteht, nur der Schmerzen Anfang, und ich will dich noch einmal warnen, folgst du nicht, so hast du alles, was dir weiter begegnet, dir selbst zuzuschreiben.

Ich will ja alles thun, was man will, sagte jetzt das Kind, aber um Gotteswillen gebt mir etwas zu essen, was es immer ist, ich bin noch nüchtern.

Die Klosterfrau erwiederte: das darf ich nicht. Ich habe meinen Klostereid darüber und die Klostergesetze sind in einem solchen Fall äußerst streng. Ich darf nicht.

Jetzt wurde es in das Zimmer der Frau Priorin geführt, mußte aber sogleich bey der Thüre niederknien und da warten, bis die Frau Priorin, die bey ihrem Pult saß, vorher einer Menge Leute noch Audienz gegeben. Endlich klingelte sie und nun trat eine Klosterfrau herein, machte die Sylvia aufstehen, zu der Frau Priorin hervortreten, dann vor ihr niederknien. Fast ohne es nur anzusehen, sagte jetzt diese: du gehst nun mit der wohlehrwürdigen Frau in die Bußkapelle, betest die Zahl Rosenkränze, die sie dir befiehlt, und bleibst nüchtern, bis das geschehen ist.

Das Wort nüchtern war der Frau Priorin kaum aus dem Mund, so konnte sich das Kind nicht mehr halten. Um Gotteswillen! gebt mir doch nur einen Mund voll Brod, ich kanns nicht mehr aushalten, ich sterbe vor Hunger, sagte jetzt das Kind und wollte fast einsinken. Aber

die Frau Priorin bewegte auch nicht einmal den Kopf gegen dasselbe und die Klosterfrau nahm es beym Arm, führte es zur Thür hinaus in die Bußkapelle. Ob es einsinke oder nicht einsinke, darauf achtete sie gar nicht. Es mußte die Zahl Rosenkränze und Bußpsalmen, die ihr vorgeschrieben wurden, nachbeten. Ein schlechtes Becken voll Suppe und Wasser und Brod stand neben ihm, aber es durfte es nicht anrühren, bis es ausgebetet. Erst nachdem dieses geschehen, durfte es von den Knien aufstehen, auf den Boden absitzen und da seine Suppe und sein Brod essen und sein Wasser trinken.

Von nun an that Sylvia freylich, was man wollte. Der äußere Schein ihrer Gesindelangewöhnungen verlor sich auch täglich mehr, aber der innere Geist desselben verstärkte und verhärtete sich zugleich in ihm in dem Grad, als sie den äußern Schein davon ablegte. Darum aber bekümmerte sich weder Priorin, noch Aebtissin noch irgend eine Klosterfrau; im Gegentheil, nach einem Vierteljahr fand die gnädige Frau Aebtissin auf den Bericht, den ihr die Frau Priorin von der Sylvia abgestattet, das Kind habe die außerordentlichen Fehler, die es ins Kloster gebracht, ganz abgelegt und das heilige Gotteshaus habe an ihm alles geleistet, was man von demselben gefordert, und man dürfe mit Fug und Recht auf die dreyjährige Pension, die man ihr dafür versprochen, Anspruch machen, und der General ward mit einer weitläufigen Anzeige, wie glücklich das Gotteshaus in seinen Bemühungen mit seiner lieben Nieçe gewesen, eingeladen, zu ihr zum Besuch ins Kloster zu kommen. Er und seine Gemahlin waren über die auf-

fallende Veränderung, die sie in allem äußern Benehmen derselben fanden, so entzückt, daß sie der Frau Aebtissin nicht genug sagen konnten, wie sehr sie die Gewalt, die ihre Klosterfrauen über verwilderte Kinder haben, bewundern. — Die Aebtissin erwiederte: wir schreiben den glücklichen Erfolg unsrer Bemühungen gar nicht uns selbst zu; es ist ganz der göttlichen Gewalt, den die heiligen Klostergesetze über das verdorbene Menschenherz haben, dem wir diesen Erfolg zuschreiben.

Die Sylvia konnte sich bey diesem Wort eines kleinen Lächelns nicht enthalten. Die Aebtissin bemerkte es schnell, hob ihren Zeigfinger klösterlichleicht und von Niemand anderm bemerkt gegen sie auf, und Sylvia ward wieder im vollen Schein der ungetrübten Seelenruhe, die sie sich mit dem innern Brand wüthender Gefühle in ihrer Zuchtzelle angewöhnt hatte. Die Frau Aebtissin aber strich die volle Summe der drey Jahrpensionen, die der General ihr auszahlte, mit einer Sorgfalt und Gewandtheit zusammen, wie kaum ein Wechsler auf der Börse sein Geld sorgfältiger und gewandter einzustreichen versteht, und legte es mit der Bemerkung in eine zu diesem Zweck auf den Tisch gestellte Cassette: „der Hochwohlgeborne Herr General und seine Frau Gemahlin können versichert seyn, daß dieses Geld alles nur zur Ehre Gottes und zum Heil armer Seelen verwandt werde" — und entließen sie dann mit dem Wunsch, daß die talentreiche Tochter den heiligen Joseph und den heiligen Nepomuk, den Schutzpatron ihres Klosters zu ihren Schutzpatronen erwählen und anrufen möchte. Die Sylvia war fast außer sich vor Freuden, daß sie aus

dem

dem Kloster, welches sie von der ersten Stund an bis zur letzten gleichsam als ein Gefängniß ansah, erlöst wurde; aber die Gefühle und Gelüste, die sie selbst im Augenblick der heißen Freude dennoch ersticken mußte, wirkten in diesem Augenblick in entgegengesetzter Richtung so gewaltsam auf ihr klopfendes Herz, daß sie, sobald sie zum Klosterthor hinaus war, todtblaß wurde und fast ohnmächtig einsinken wollte.

Der General und seine Gemahlin frugen erschrocken: was ist dir? was ist dir?

Nichts, gar nichts, erwiederte sie, es ist nur die frische Luft, die ich wieder einathme, was mich so alterirt; ich habe 3 Monate lang auch keinen Athemzug davon mehr eingeschluckt.

Das ist eine kleine Bosheit, sagte jetzt der General.

Sylvia erwiederte: nein, nein, ich habe innert den Klostermauern gewiß keinen Augenblick frischen Athem geschöpft.

Das glaub' ich wohl, sagte der General, aber nicht um der Luft willen.

Als sie jetzt heim kam und gar nichts mehr von ihrem alten, wilden Zigeuner- und Lazzaroniwesen an sich blicken ließ, sondern gehen, sitzen, essen, stehen, hören und reden konnte wie ein anderes ehrliches Christenkind, und nicht mehr, wie eine wilde Katze, die man einsperren will, aus einem Ecken in den andern herumsprang, verwunderten sich alle Menschen, die sie vorher gesehen. Alle Knechte und Mägde sprangen zusammen, um die Wundercur zu sehn, die mit dem Landstreichermädchen (das war der Name, den

die Dienste des Generals ihm vorher alle gaben) im Kloster vorgenommen worden, und nach ein paar Tagen wäre die halbe Stadt nach dem Haus des Generalen gelaufen, um sie, wenn auch nur am Fenster oder im Garten, sehen zu können; aber der General, dem so ein Geläuf gegen sein Haus nicht angenehm gewesen wäre, verreiste schon am zweyten Morgen vor Tag mit ihr aufs Land, um sie von da aus in eine Töchterpension zu bringen, sobald dafür geschrieben und alles dazu Nöthige in Ordnung gebracht seyn würde.

---

§. 90.

Fast unglaubliche Auftritte in einer Pensionsanstalt.

Sylvia gieng nicht gern dahin; aber da sie sah, daß es seyn mußte, bath sie wenigstens, daß sie nicht wieder in diejenige Pension gebracht werde, aus der sie vor 3 Monaten weggeschickt worden.

Sey darüber ruhig, erwiederte der General und seine Gemahlin, wir haben nie daran gedacht, dich wieder in die nämliche Pension zu thun. Es ist sicher, es könnten da Rückerinnerungen zum Vorschein kommen, die für dich nicht die angenehmsten seyn möchten. Du wirst es, wo du hin kommst, gewiß gut haben.

Wissen Sie es gewiß? Hats keine Ruthen in der Pension? sagte die Tochter.

Was Ruthen? was Ruthen? sagte der General und die Frau.

Das Kind wurde feuerroth, denn es hatte noch kein Wort von dem Block im Thurm, auf dem es angebünden und geschmeizt worden, gesagt. Einerseits schämte es sich davon zu reden, anderseits haben die Klosterfrauen es ihm verboten und als eine Todsünde, für die kaum der H. Vater in Rom den Ablaß zu geben im Stand sey, auf das Gewissen gebunden, von den um seiner Seele Seligkeit willen mit ihm vorgenommenen Züchtigungsmaßregeln gegen irgend einen Menschen ein Wort fallen zu lassen. Aber jetzt mußte das Kind, ob es wollte oder nicht, die Geschichte von dieser Einthürmung und von allem, was diesen Tag über mit ihr vorgenommen worden, dem General und seiner Gemahlin umständlich erzählen.

Das ist doch kalmukisch für so fromme Klosterfrauen, sagte jetzt der General, und das hätte ich doch nicht geglaubt, seine Gemahlin. Aber jetzt wunderten auch beyde nicht mehr, daß diese fromme Frauen die 3 Jahrspensionen so geschwind und blos in drey Monaten haben verdienen können, und der General, der beym ersten Versprechen doch nicht wohl mag bedacht haben, wie hoch die Klosterfrauen ihm eine dreyjährige Pension mit allen Zugaben berechnen würden und den die große Geldsumme, die es auswarf, bey aller seiner Generosität, seit dem er sie bezahlt, doch alle Stund mehr zu reuen anfieng, sagte zu seiner Gemahlin: hätten wir gewußt, wie sie das machen, wie wir es jetzo wissen, so hätten wir dieses Geld ersparen und selber verdienen können. — Aber seine Gemahlin erwiederte: wenn

du es siebenmal gewußt hättest, du hättest dieses Geld doch in Ewigkeit nicht verdienen können; — und der General fand bey mehrerer Ueberlegung selber: nein, er hätte das Geld doch nicht verdienen können. Aber es war doch sehr viel, sagte er noch zu seiner Gemahlin. — Du bist selber schuld, du hast ihnen die 3 Jahrspensionen wie ein Halbnarr angeboten, erwiederte seine Gemahlin. Es ist wahr, es ist wahr, sagte er, und dann zur Sylvia: du siehst, wie viel Geld du mich kostest und ich will auch jetzt noch nichts an dir sparen; ich will dich in eine Pensionsanstalt thun, wo weder Thurm, noch Block, noch Ruthen, die ich so theuer habe zahlen müssen, dich mehr ziehen müssen. Du sollst es sicher gut haben; aber mach' nur, daß du brav werdest und wir keine Schande mehr an dir erleben.

Sylvia wurde jetzt in eine Pensionsanstalt gethan, die freylich weit und breit berühmt, aber eigentlich außen fix und innen nix und bestimmt nur dazu geeignet war, das Verderben der herzverhärtenden Klostergewalt durch das hinzugekommene Blendwerk des raffinirten Welttons noch zu verstärken und die innere Fortdauer der belebtesten Gefühle ihres alten Gesindellebens in ihr nur mit großer Kunst zu decken, ohne im geringsten das verderbliche Gift desselben zu schwächen. Indessen gieng es in dieser berühmten Anstalt dem Schein nach vortrefflich. Sylvia lernte tanzen, singen, auf dem Klavier und auf der Harfe spielen, besser als keine ihrer Gespielen. Sie declamirte die feyerlichsten und muthwilligsten Schauspielerstücke wie ein Comödiant, redte vortrefflich französisch. Von der außerordentlichen Generosität des Generals hingerissen, that die abgefeimte Erziehe-

rin aber auch alles, was sie konnte, diesen Schein der Vortrefflichkeit ihrer Anstalt bey Sylvia in seinem höchsten Glanz hervorstechen zu machen, und behandelte sie immer mit einer auffallenden Auszeichnung. Aber als sie nach 2 Jahren glaubte, sie habe jetzt alles gelernt, was sie in der Pension lernen könne und sey jetzt im Stand, sich in der Welt zu zeigen, wo sie wolle, und sogar darin zu brilliren, machte die Vorsteherin dem General Vorstellungen dagegen und bath ihn, er solle die glücklich begonnenen Vorschritte seiner Nieçe nicht durch eine allzufrühe Entfernung aus ihrer Pension still stellen und doch alles versuchen, daß sie sich wenigstens noch ein Jahr gern aufhalte, mit dem Beyfügen, sie wolle dieselbe, wie bis dahin, mit aller möglichen Auszeichnung behandeln und alles Mögliche thun, ihr den Aufenthalt so angenehm als nützlich zu machen.

Sylvia that hingegen alles, den General zu bereden, daß er sie doch jetzt heim nehme. Da es ihr aber nicht gelang und der General diesfalls unerbittlich blieb, so schrieb sie ihm endlich: sie wolle doch wenigstens in diesem Jahr noch reiten lernen, und der General war so schwach, ihr sogleich ein gutes und sicheres Pferd zum Geschenk zu senden, und die Vorsteherin so niederträchtig und dumm, ihr auch diese Auszeichnung vor ihren Mitschülerinnen zu gestatten. Das aber brachte den Unwillen der bessern und den Neid der schlechtern Töchter der Pension, die schon lange in beyden keimte, zum vollen Ausbruch. Schon in den ersten Monaten, nachdem sie in die Pension trat, bemerkten die bravsten ihrer Mitschülerinnen, sie sey falsch wie Galgenholz und richte sie alle hinter einander, wo sie nur könne.

Auch klagten sich schon im Anfang ihres Daseyns mehrere Töchter der Anstalt bey der Vorsteherin über sie, aber diese, von der Generosität des Generals und von den Talenten dieses bösen Kinds geblendet und beglaubt, mit ihr brilliren und der Pension Ehre machen zu können, redte ihr immer das Wort, und es gelang ihr bisher, den öffentlichen Ausbruch des Unwillens ihrer Mitschülerinnen gegen sie zu verhüten. Aber jetzt, da sie ihr Reitpferdchen bekam und gegen alle Uebung der Pension täglich mit einem Reitknecht ein paar Stunden auf der Reitschule zubringen durfte und ihr Stolz gegen ihre Mitschülerinnen täglich anstossender und drückender wurde, brach auf einmal der Unwille gegen dieselbe in der ganzen Pension allgemein so aus, daß die Töchter, ohne der Vorsteherin ein Wort davon zu sagen, mit einander abredten, sie wollen alle ihren Eltern schreiben und ihnen umständlich berichten, wie partheyisch sich die Vorsteherin und wie unverschämt die Sylvia sich gegen sie benehme, auch wie sie auf diesem Fuß nicht weiter gern in der Pension bleiben, und die Briefe waren schon alle auf der Post, ehe eine Tochter, die an ihren Mitschülerinnen zu Gunsten der Vorsteherin falsch genug, dabey aber für einen Spion zu dumm und zu träge war, ihr erzählte, was geschehen. Die erschrockene Vorsteherin nahm jetzt freylich, was Sylvia auch immer sagte und wie sehr sie stampfte und drohte, ihre Erlaubniß, daß sie täglich mit ihrem Jockey ausreiten und die Reitschule besuchen dürfe, zurück. Sie mußte aber auch wohl. Sechs Töchter bekamen auf einmal Befehl, die Pension auf der Stelle zu verlassen und der Vorsteherin mündlich zu sagen, sie seyen

nicht gemacht, der Schuhlumpen der anmaßlichen Fräulein von Arnheim zu seyn, deren lumpigen Vater sie alle eigentlich doch wohl kennen. — Diese Berichte waren kaum da, so schrieb die Vorsteherin an den General, die ganz außerordentlichen Talente seiner ausgezeichneten Nieçe haben unglücklicherweise und, wie sie überzeugt sey, ganz ohne ihre Schuld, einen so wüthenden Neid und Haß ihrer Mitschülerinnen gegen sie erregt, daß ihr schon sechs aus derselben weggelaufen und sie nicht wisse, wie viel von den andern das nehmliche thun werden. Sie müsse also, so schmerzlich es ihr auch sey, den hochwohlgebornen Herrn General bitten, seine Nieçe mit ihrem Reitpferd und mit ihrem Reitknecht ungesäumt und so geschwind als möglich, spätestens innert 8 Tagen, aus ihrer Pension zurückzuziehn, und sie wäre genöthigt, wenn dieses nicht innert diesen 8 Tagen geschehe, sie alsdann mit der Postkutsche von hier absenden zu müssen.

Der General ward über den Brief der Vorsteherin empört. Das ist doch nach allen Lobreden, die sie ununterbrochen von ihr gemacht, sagte er zu seiner Gemahlin, keine Manier, an mich zu schreiben. Wenn sie eine ihrer Mitschülerinnen die Treppe hinuntergeworfen oder gar probirt hätte, ihr Haus anzuzünden, sie hätte nicht unverschämter auf ihre Rücknahme dringen können. — Er wollte auch, da sie keine wesentliche Fehler seiner Nieçe berechtigen, sie so zu behandeln, die Vorsteherin rechtlich zwingen, die Sylvia wenigstens noch ein Vierteljahr in der Pension behalten zu müssen; aber seine Gemahlin war billiger und sagte: wir haben uns diese Unannehmlichkeit mit dem

verfluchten Pferdchen, das wir ihr bewilligt haben, selbst zugezogen. Die Auszeichnung war zu grell und die Vorsteherin eine Närrin, daß sie dieselbe zugegeben. Ich weiß, was solche Auszeichnungen auf ein Tochterinstitut wirken, und wenn einmal der Teufel gegen eine Tochter, die man also zu zwingen die Unvorsichtigkeit hatte, los ist, so thuts kein gut mehr. Wir müssen sie zurücknehmen. Sie kann nicht mehr bleiben.

Der General fühlte die Wahrheit dieser Bemerkung, aber im Unwillen über den Vorfall sagte er denn doch noch: ich mag sie einmal auf diesen Brief von der Vorsteherin nicht abholen.

Seine Gemahlin antwortete: ich gehe unter diesen Umständen so wenig als du und bin gewiß mit der Vorsteherin eben so unzufrieden als du; aber gleich nach dem Essen muß die Kammerfrau mit dem Wagen fort, mit der Ordre, ohne mit der Vorsteherin ein Wort zu verlieren, Sylvia ins Wirthshaus kommen zu lassen und die Rechnung von der Vorsteherin durch den Kutscher abholen zu lassen.

---

§. 91.

Das schlimme Ende einer blendenden Zeittäuschung im Erziehungsfache.

Gesagt, gethan. Sylvia war in wenig Tagen beym Oncle in der Hauptstadt und man fand sie so schön, so ge-

bildet, so artig, so ungenirt und, wie man sich ausdrückte, in ihrer Erziehung so vollendet, in jeder guten Gesellschaft so präsentabel und sogar fähig, im besten Thun der ausgezeichnetsten Gesellschaften in Geist und Kunst zu brilliren, daß der General der Vorsteherin den Mißgriff ihres mißfallenden Schreibens gänzlich verzieh und ihr bey der Berichtigung ihres Contos ein Dankschreiben zusandte, wie sie keines von ihm mehr erwartet hätte. Aber diese las den alten Gespielen der Fräulein von Arnheim von dem Dankschreiben des Generals dennoch keine Sylbe vor, im Gegentheil, sie war davon so still als ein Mäuschen und herzlich froh, wenn kein Mensch in der Pension mehr der Sylvia mit einem Wort gedachte. Der General aber war so entzückt über das gerathene Zigeunermädchen, von dem er für seine Familie im Anfang so viel Schand erwartete als von ihrem Vater, daß er jetzt nicht satt werden konnte, sich und seiner Familie mit ihr Ehre machen zu wollen. Selber die vollendete Form der Andacht, mit der sie auch in der Kirche ihre Rolle spielte, gefiel eben wie ihr Benehmen bey den Tanzpartheyen. Sie hatte es auch wirklich in den Kunstformen unsrer Zeitbildung ganz vorzüglich und so weit gebracht, daß sie selber die schwierige Kunstform der höhern Andacht in der Kirche zur Bewunderung gut nachmachte und in dieser Rolle so gut gefiel, als auf dem Liebhabertheater, auf dem sie tragische und comische Rollen so gut spielte, daß man eigentlich nicht sagen kann, ob sie diesfalls eine Weile von der schönen Welt wirklich mehr beklatscht als beneidet wurde. Selbst die Reitkunst, die den Haß ihrer Gespielen in der Pension zum Ausbruch reif machte, brach-

te ihr jetzt den größten Beyfall; sogar Offiziers, die in dieser Kunst Niemand nachstehen, gestunden, sie reite beynahe so gut als sie. Auch ihre bons mots gefielen und viele davon wurden im Anfang in allen Cerclen herumgetragen und etliche Tage nach einander wiederholt. Aber diese waren es doch, woran das Blendwerk ihres plötzlichen großen Ruhms zu scheitern anfieng. Der alte Zigeunergeist schimmerte dadurch. Man fand bald viele derselben frech, zweydeutig und beleidigend und mit dem, was man in den größern Cerclen guten Ton hieß, anstößig, und der Neid, den sie durch das Aufsehen, das sie machte, erregt, ergriff die schwache Seite, die hierin in ihr durchschimmerte, mit Lebendigkeit. Man trug jetzt einige ihrer bons mots zum Spott gegen sie umher. Aber sie war nicht gemacht, von der guten Lehre Vortheil zu ziehn. Sie zeigte offene Verachtung über alles, was man von ihr sagte. Sie war grob, sobald ihr jemand mißfiel. Sie fieng mit ihrem Stolz so allgemein zu beleidigen an, als sie im Anfang mit ihrer Kunst zu brilliren allgemein gefiel. Ihr Aug erschien mit jedem Tag frecher, und böser Hohn spielte auf ihren Lippen, wo ihr immer nicht Weihrauch gestreut wurde. Die Folgen dieses Benehmens konnten nicht fehlen. Es gieng nicht lange, so flüsterte man sich hie und da ins Ohr: aber was steckt zuletzt hinter diesem stolzen Mädchen? sie ist eine Bettlerin; ihr Vater ist kaum dem Galgen entronnen und wer weiß, es ist ein altes Sprichwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Und dann wieder: sie ist im Grund doch noch das nehmliche Ding, das vor drey Jahren wie eine Zigeunerin aussah und darum auch aus einer sehr guten Pension

schon am 3ten Tag weggeschickt werden mußte. — Freylich in den abgeschliffenen Gesellschaften, die den General umgaben, entramm keinem Menschen auch nur eine Miene, die ihn im geringsten hätte ahnen lassen, daß das öffentliche Urtheil über seine Nieçe diese Richtung nehmen möchte; der Sylvia hingegen fieng man an, mit jedem Tag weniger zu verbergen, was man über sie denke. Sie fühlte es in tausend Blicken und fieng an, sich selber zu überzeugen, die hohe Rolle, die sie spielen wolle, habe für sie gefehlt, und das was eigentlich in der Hauptstadt sich zu den höhern Kreisen zähle, rechne sie nicht unter sich, und es stecke hie und da hinter den Höflichkeiten, die man ihr erweise, tiefe Verachtung gegen sie. Sie täuschte sich über ihre Lage auch nicht lange und sprach, sobald sie diese veränderte Stimmung gegen sie fühlte, bestimmt aus: ich bin für mein Lebenstag verloren, wenn ich nicht zu Geld komme. Geld, Geld ist das einzige, das mich, wie ich nun einmal bin, vor einem Leben voll Schmach und Schande zu erretten vermag. — Geld, Geld war jetzt auch das einzige, wornach sie strebte. Im Gewühl des Lebens, das beym General statt fand, war es leicht, hie und da etwas zu stehlen. Das that sie auch richtig, wo sie immer konnte. Aber es langte nicht weit, und sie setzte sich dann in Kopf, es sey vielleicht möglich, den General dahin zu bringen, daß er sie zum Erben einsetze. Das wollte aber auch nicht gehen. Sie that zwar alles, was eine schöne Tochter, die solche Zwecke hat, gegen einen alten Oncle diesfalls zu thun vermag und zwar auf eine Weise, daß der General an ihr fast blind war und gar nicht daran dachte, daß hinter ihrem Artigthun

gegen ihn so ein Zweck stecken könnte. Seine Gemahlin war nicht so blind. Sie merkte bald, was Sylvia mit ihrer Artigkeit gegen den General im Schild führe und eben so, daß, seit dem sie im Haus ist, hie und da Sachen von Bedeutung auf die Seite kommen, ohne zu wissen wohin; welches vorher doch nicht der Fall war. Sie sagte auch ihre Besorgnisse diesfalls ihrem Mann; aber sie starb bald darauf und äußerte gegen Sylvia auf dem Todtbett gerade heraus: sie habe in beyden Rücksichten großen Verdacht auf sie. Natürlich läugnete sie diese der Sterbenden alles weg, vergoß Comödiantenthränen, ihre Unschuld zu beweisen und sagte zum Oncle, bey einem starken Fieber sey das nicht anders, wenn den Kranken solche Gedanken, die ihnen in gesunden Tagen nie in Sinn gekommen, vorschweben, daß sie sich dieselben in diesem Zustand als wahr vorstellen, bey sich selber aber schrieb sie den Verdacht der Tante nur Einflüsterungen zu, die von Arner und Therese herkämen. Da aber die Tante starb, hoffte sie, da die Augen, die sie diesfalls im Verdacht gehabt, geschlossen, so sey es ihr jetzt vielleicht doch noch möglich, zu ihrem Ziel zu gelangen. Sie verdoppelte alle Aufmerksamkeiten auf den Oncle und versuchte alles Mögliche, was schlaue Bettlerinnen immer zu thun vermögen, um sich einen reichen Oncle auf Tod und Leben geneigt zu machen. Aber die Aeußerungen seiner Gemahlin auf dem Todtbette hatten in dieser Rücksicht auf ihn mächtig und entscheidend gewirkt und Arner und Therese, die wohl merkten, was sie gefahren konnten, thaten ihrerseits auch alles mögliche, was sie mit Würde und Anstand thun konnten, ihren Zwecken bey ihrem Oncle entge-

gen zu arbeiten. Das gelang ihnen auch um so leichter, da der Sylvia Vater den Vater Arners in eine Bürgschaft hinein verflochten, die ihn um einen ganzen Drittheil seines Vermögens gebracht, und der General war zu edel, etwas zu thun, wodurch seinem Vetter zum zweytenmal ein Unrecht geschehen würde, das so weit langen konnte. Sylvia brachte es auch mit allen ihren Künsten beym General nicht weiter, als daß sie nach dem Tod seiner Gemahlin die Honneurs des Hauses auf eine Weise machen konnte, die ihr für die Gegenwart lustige Tage und alle Fülle himmlischer Genießungen verschaften, und den Oncle nebenbey hie und da merklich zu bestehlen, ohne daß er es im geringsten merken konnte. Weiters sah sie jetzt selbst, daß sie es mit dem Oncle nicht bringe und fühlte zugleich, daß, so brillant sie auch die Honneurs des Hauses machte, sie von der höhern Gesellschaft, die den General besucht, doch immer nur als eine arme Tochter, die bey ihrem Oncle das Gnadenbrod esse, angesehen und zum Theil behandelt wurde. In dieser Lage benutzte sie ihren Aufenthalt in der Hauptstadt, um Aventüren aller Art nachzugehn, durch die sie auf irgend eine Weise dahin kommen möchte, das sich nun einmal angewöhnte Großthun ihres Lebens bis an ihr Grab fortsetzen zu können. Bey einem dieser, zwar verunglückten, Versuche war es, daß sie mit Helidor, der immer, wo es um eine bedeutende Intrigue zu thun war, seine Nase sicher auch mitten im Spiel hatte, in Bekanntschaft gerieth. Aber auch auf diesem Weg glückte es ihr nicht, großen Trost für die Zukunft zu finden. In dieser Lage leidenschaftlich über diese Zurücksetzung empört, die sie jetzt

selbst für endlos erklärte, und die sie gänzlich nur dem stillen Einfluß Arners und Therese auf den Oncle zuschrieb, verbarg sie ihren Haß gegen beyde, wo sie immer Gelegenheit dazu hatte, gar nicht mehr, und jammerte laut über das Unglück, das sie durch den Tod von Arners Großvater getroffen. Das war auch gar natürlich. Sie war bey ihm die Henne im Korb und benutzte das flotte Leben, das unter ihm im Schloß herrschte, so gut als immer der Hummel mit seinem Anhang. Sie brachte alle Jahre mit dem General die schöne Jahrszeit daselbst zu und hatte bey dem Leben, das sie führte, keinen Menschen, der ihr bey so vielem, das man nicht auf geraden Wegen einlenken und zur Hand bringen konnte, so brauchbar war und so thätig an die Hand gieng, wie der Hummel. Auch war sie immer die gröste Lobrednerin dieses Manns bey dem alten Junker, und sagte laut, daß auf hundert Stunden weit herum keine Herrschaft einen treuern, geschicktern und ihrem Interesse ergebenern Beamteten haben, als Hummel es sey.

§. 92.

Ein Beleg von der Zuverläßigkeit der Weltgeschichte in den ungleichen Urtheilen der Zeitgenossen des Vogts Hummel über diesen Mann.

Er war aber auch ein Mann, der schon seit 20 Jahren in der Hauptstadt viel von sich reden machte. Man kannte

ihn allgemein als einen pfiffigen Teufel, der beym Junker an einem guten Baren stehe und sich daran wohl zu füttern verstehe, und sehr viele Leute, die in der Hauptstadt auch mehr und minder an solchen guten Baren stehen und sich daran füttern, lobten ihn als einen für seine Stelle vorzüglich tüchtigen Mann, der das Interesse des Schlosses mit Thätigkeit befördern und aber freylich auch auf eine ausgezeichnete Art mit dem seinigen zu vereinigen wisse. Andere und überhaupt die ganze selbstständige Bürgerklasse, die Weib und Kind ohne Futter dieser Art zu versorgen gewohnt und im Stand ist, achtete ihn unbedingt für einen der verruchtesten Blutsauger, die je gelebt und das Verhältniß zwischen der Herrschaft und dem Volk durch tägliche Greuelthaten vergiftet habe. Seine letzte Geschichte, die ihn unter den Galgen brachte, machte in der Hauptstadt auch groses Aufsehen und ward einige Tage nach einander das Tagsgespräch aller Gesellschaften. Auch entzweite man sich in den ersten Tagen in vielen derselben förmlich über diesen Vorfall, indessen die braven und unabhängenden Leute daselbst Arner allgemein lobten, daß er dem verruchtesten Dorftyrannen, der im Herzogthum lebe, den Lohn ertheilt, den er verdient, redten ihm viele, die bey der gesetzlosen Unordnung, die im Land herrschte, ihre Kühe in der Hauptstadt wie er die seinigen auf dem Dorf melkten und eben so, wie er, mit gestohlnem Futter erhielten, das Wort und legten aus Gründen, die beym Hummel offen auffielen, ein sehr groses Gewicht auf den Grundsatz, daß es überhaupt im höchsten Grad unanständig, dem Interesse der Herrschaften nachtheilig und dem so allgemein nöthigen Ansehen der

Oberkeit gefährlich sey, wenn im Dienst und Amt stehende Personen bey Fehlern, die sie sich zu Schulden kommen lassen, wie unnotable Leute und wie gemeine Schelmen behandelt würden, und dann bemerkten einige noch mit vielem Anschein ihrer Aufmerksamkeit auf die Pflichten der Dankbarkeit, Arner habe mit einem Mann, der seinem Großvater so lieb gewesen und ihm so viele Jahre, wenn es die Noth erforderte, selber gegen seine Mitbürger und gegen sein Dorf, treu und eifrig gedient, durchaus nicht so verfahren sollen, wie man in solchen Fällen höchstens gegen einen fremden Landstreicher oder gegen einen unbedeutenden Hallunken und Bettler im Land zu verfahren gewohnt sey. Diese Menschen sprachen es unumwunden aus, der Hummel sey 20 Jahre des Junkers rechter Arm gewesen und einige sagten es rund heraus, der Teufel möchte in Zukunft so Herren dienen und seiner Lebtag thun, was sie wollten, wenn man gefahrete, am End auf diese Art seinen Lohn zu bekommen, und Arner habe durch dieses Urtheil über den Vogt das Andenken an seinen Großvater unter dem Boden auf eine Weise geschändet, wie es vielleicht bey hundert Jahren kein Nachfolger einer Herrschaft gegen seinen Vorfahren also gethan. Er hätte ohne alle Widerrede in seinem Urtheil über diesen Mann auf die treuen Dienste, die er seinem Großvater geleistet, Rücksicht nehmen und ihn mit Schonung und Billigkeit behandeln sollen, die wahrlich des gnädigen Herrn Pflicht gewesen wäre. Man gieng sogar, diese Ansicht zu rechtfertigen, in das Umständliche des Vorfalls hinein und behauptete: der Junker habe dem Vogt auf die Klage einer armseligen Bettelfrau, die

aber schön und eine gute Schwätzerin sey, gedroht, sein Wirthshaus zu beschließen oder seinen Vogtdienst zu nehmen, und nachdem der Mann, dem wenige Jahre vorher fast sein ganzes Hab und Gut durch eine Wasserfluth zu Grund gerichtet wurde, durch diese Drohung zur Verzweiflung gebracht worden, habe der arme Teufel sich in dieser Verzweiflung eines Abends übertrunken und sey im Rausch, folglich ohne daß er eigentlich wußte, was er im Sinn habe, mit Schaufel und Karst auf den Berg in den Wald gelaufen und habe allda in der Nähe eines Marksteins vom Junker ein paar Karststreiche gethan, sey aber von einem muthwilligen Hühnerträger, den er im Rausch für den Teufel geachtet, erschröckt, sinnlos den Berg hinab und ins Dorf gelaufen, und für diesen eigentlichen Rausch und Narrencomödie habe ihn der Junker unter den Galgen stellen lassen, und Sylvia, die als Verwandte von Arner bekannt und von allen Seiten über diese Geschichte befragt ward, antwortete: sie wisse nicht eigentlich, was bestimmt vorgefallen, aber die langen Verdienste des Manns um das Schloß kenne sie bestimmt und sey versichert, daß der alte Junker sich im Grab umkehren würde, wenn er vernehmen könnte, wie Arner diesen Mann ob einer armseligen Narrensache, die er noch im Rausch gethan, behandelt hat.

Diese Ansicht des Gegenstands hätte vielleicht im ganzen Herzogthum allgemein werden und als eine, mit genugsamen Zeugen belegte, historische Wahrheit und ein Beleg der Abscheulichkeit der Feudalrechte im allgemeinen angeführt werden können, wenn nicht ein glücklicher Umstand die diesfällige Verirrung der schon oft an der Nase herumgeführten

Geschichtschreiberey diesmal verhütet hätte. Der Herzog hatte nehmlich in seinen schönern Tagen die Preßfreyheit als den ersten Pfeiler der öffentlichen Wahrheit, als einen nothwendigen Kapzaun der Frechheit und Hinterlist schlechter Beamteter und dadurch als ein heiliges Mittel der Sicherung des Volks und seines Wohlstands angesehen und auch seit dem ihn böse Umgebungen seine alten Menschenfreundlichkeitszwecke zum Eckel gemacht, dennoch durchaus nichts von Einführung eines Preßzwangs hören wollen. Helidor und seine Clique thaten freylich alles, was sie konnten, seine Gesinnungen hierüber zu ändern. Ein Spottvogel dieser Zeit ließ sogar in die Hofzeitung einrücken: der Herzog habe seine blinde Lieblingstochter Amalia Volksfreundin verloren und biethe dem eine Krone, der sie finde und wieder zu Haus und Hof bringe. Die Zeitung kam eben beym Mittagessen. Ein kühner Höfling las den Artikel laut, der Herzog aber lachte nur dazu; Helidor lachte mit, aber sagte zu dem Höfling, der neben ihm stund: das war ein dummer Streich; der Herzog merkts selber, wir verderben uns damit unser Spiel. Es war auch wirklich von dieser Zeit an weniger als je von der Einschränkung der Preßfreyheit im Herzogthum die Rede. Diesem Umstand hatte es auch der Junker zu danken, daß er die Lebensbeschreibung hat drucken und öffentlich machen dürfen, ohne daß ihm die wichtigsten Stellen darin durchgestrichen worden sind. Darum aber ist auch das selbstsüchtigste Cliquengeschwätz über Arners Urtheil ohne alle für ihn nachtheiligen Folgen geblieben. Denn sobald diese Lebensbeschreibung in die Hauptstadt kam, riß man sich eigentlich darum, ein Exemplar davon zu haben, und die

Leute, die Arners Urtheil über den Mann so frech und hinterlistig entstellt, schwiegen jetzt sämmtlich davon still und waren froh, wenn nur ihnen niemand nichts mehr davon sagte. So wie diese Lebensbeschreibung gelesen worden, griff der Unwillen über diesen Mann so in aller Edeln Menschenherzen, daß sehr viele von den Cliquenmenschen, die sich über dieses Urtheil zu frech und zu unvorsichtig herausgelassen, von edeln, geradsinnigen Menschen darüber zur Red gestellt, zu Schanden gemacht wurden und sich sehr schämen mußten.

---

§. 93.

Arners Schloßeinrichtungen von einer hochadelichen Närrin ins Aug gefaßt.

Aber der Haß der Sylvia gegen Arner und Therese war auch durch diesen Vorfall nur von neuem angeregt. Der Frühling war jetzt da und es konnte keine Rede davon seyn, daß sie in ihrem Leben mehr einen Sommeraufenthalt in Bonnal aufschlagen und sich mit des Generals und Arners Geld daselbst so lustige Tage und so gute Freunde machen könne, wie sie das bisher und so lange gekonnt. Sie war seit des alten Junkers Tod ein einziges mal in Arnheim gewesen und fand das alte, flotte, hochadeliche Leben daselbst so ganz verschwunden und alles, was sie vor Augen sah, so gemeinbürgerlich auf Pflicht, Arbeit und Hausordnung berechnet, daß sie sich nicht enthalten konnte, wenige Stunden nach ihrer Ankunft dem General zu sagen: es ist

nur, wir logiren bey einem Schneider oder Schuhmacher, der vom Morgen bis am Abend an der Arbeit seyn muß, sein Brod zu verdienen und keinen Augenblick finden kann, mit einem Fremden ein Wort zu reden, ohne daß er einen Rock, den er flickt, oder einen Schuh, den er macht, in der Hand hat. — Auch der General fand, daß sich Arner und Therese zu kleinbürgerlich eingerichtet und widersprach der Sylvia nur schwach, als sie behauptete, Arner lebe völlig, wie ein lumpiger Bauernamtmann, der sich durch Besorgung der Küh- und Schweinställe, der Schütte und Keller seines Herrn jährlich ein paar hundert Gulden zu ersparen suchen müsse. Sie sagte ferner: auch der Rollenberger, dem sie die Erziehung ihres Sohns übergeben haben, sey eines solchen Bauernamtmanns Sohn und gewiß weit aus besser dafür gezogen, Viehställe und Schütten und Keller zu versorgen, als den erstgebornen Sohn aus einer der ersten Familien des Herzogthums zu erziehn.

Das ist die Sylvia, an die die Eichenbergerin den Brief, von dem ich oben geredt, geschrieben, und von der wir, ehe die Geschichte Arners vollendet ist, noch so viel hören werden, das ihrer Geburt und ihrer Erziehung werth ist.

Ende des dritten Theils.